

## ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

### Übersicht

1. Allgemeines . . . . .	432
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten . . . . .	438
3. Historische Hilfswissenschaften . . . . .	475
4. Mittelalter (chronologisch) . . . . .	485
5. Frühe Neuzeit (chronologisch) . . . . .	533
6. 19. und 20. Jahrhundert (chronologisch) . . . . .	554
7. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) . . . . .	575

Dizionario Storico dell'Inquisizione, diretto da Adriano Prosperi con la collaborazione di Vincenzo Lavenia e John Tedeschi, Pisa (Edizioni della Normale) 2010, 4 Bde., XXXII/517, XVIII/1151, XVIII/1724, XXXVI/466 S., ISBN 978-8-8764-2323-9, € 260. – Dem Leitungsteam um Adriano Prosperi, Vincenzo Lavenia und John Tedeschi kommt das besondere Verdienst zu, kurz nach der Jahrtausendwende erkannt zu haben, dass nach Jahrzehnten der intensiven Forschung zur Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit und insbesondere seit der Öffnung des Archivs der römischen Inquisition 1998 das Bedürfnis nach einem Hilfsmittel zur systematischen, schnellen und zuverlässigen Information so dringlich geworden ist, dass demgegenüber die berechtigten Bedenken zurücktreten müssen, dass es kaum möglich ist, dem Anspruch gerecht zu werden, möglichst umfassende, endgültige Antworten anzubieten. Seit 2003 wurden systematisch Wissenschaftler ersucht, sich mit Beiträgen am Dizionario Storico dell'Inquisizione (DSI) zu beteiligen. Das Ergebnis ist eine Leistung der scientific community: Allein das Verzeichnis der Namen der Wissenschaftler, die einen oder mehrere Einträge geschrieben haben, füllt sieben Seiten (Band 1). Die ersten drei Bände (A-D, E-O, P-Z) enthalten die Einträge, die Personen, Orte und Begriffe zur Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit betreffen. Die Einträge sind formal nach dem Muster anderer wissenschaftlicher Lexika gestaltet: Auf die Nennung des Stichworts folgt die Erklärung. Am Ende der Einträge wird auf andere Stichwörter im DSI und auf weiterführende bzw. grundlegende Literatur verwiesen;

die Einträge schließen mit der Nennung des vollen Nachnamens des Autors. Bei der Einrichtung des Werkes wurde auf größtmögliche Benutzerfreundlichkeit geachtet: Jedem der drei ersten Bände sind ein Verzeichnis der jeweiligen Einträge mit Angabe des jeweiligen Autors, die Aufschlüsselung der verwendeten Siglen, ein Verzeichnis der in Siglen zitierten Werke und ein Abkürzungsverzeichnis vorangestellt. Der vierte Band des DSI folgt dieser Anordnung und verzeichnet alle Einträge der Bände eins bis drei mit Angabe der Autoren und enthält ferner die notwendigen Verzeichnisse („Apparati“), um die Benutzbarkeit des DSI zu gewährleisten: eine rund 340-seitige Bibliographie sowie getrennte Verzeichnisse der Namen und der Orte. Alleine der Umstand, dass das DSI die sonst so mächtige und die Inquisitionsforschung in fast zwei unabhängig, allzu oft unverbunden von einander arbeitende Forschungsgebiete trennende Epochengrenze überschreitet, verdient höchste Beachtung, denn es gibt – von eher dünnen Überblickswerken abgesehen – kein Kompendium neueren Datums, das epochenübergreifend über die Geschichte der Inquisition informiert. Aus der Sicht eines Mediävisten wird man vielleicht ein gewisses Übergewicht auf Seiten der Stichwörter, die die neuzeitlichen Inquisitionen betreffen, feststellen können; andererseits überrascht das DSI mit so nützlichen Einträgen wie dem 19-seitigen, in mehrere Abschnitte unterteilten Überblick über die Forschung („Storiografia“). Ebenso mag man beobachten, dass bisweilen in den epochenübergreifenden Artikeln wie z.B. „Processo“, „Pena capitale“, „Relapso“ die mittelalterliche Ketzerinquisition weniger ausführlich behandelt wird. Indes verbietet es sich, aus solchen und anderen stillen Beobachtungen eine offene Kritik zu formulieren: Gemessen an dem enormen Nutzen dieses wissenschaftlichen Nachschlagewerks wird Kritik im Detail schnell zur unangemessenen Beckmesserei. Das DSI wendet sich nicht allein an Spezialisten, sondern ausdrücklich auch den größeren Kreis gebildeter, historisch Interessierter; doch selbst als Spezialist wird man viele Einträge mit hohem Gewinn lesen können. Das Dizionario Storico dell’Inquisizione ist als wissenschaftliches Standardwerk ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit beschäftigt.

Wolfram Benziger

Erinnerungstage: Wendepunkte der Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, hg. von Etienne François und Uwe Puschner, München (Beck) 2010, 454 S., 30 Abb., 5 Grafiken, ISBN 978 3406577529, € 29,95. – Von der Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) bis zum 9. November 1989 werden in diesem Hagen Schulze gewidmeten Band zweiundzwanzig „Erinnerungstage“ der Weltgeschichte geschildert. Mit dem Rückgriff auf diesen Begriff möchten die Hg. auf die Vielschichtigkeit und Differenziertheit der Er-

innerungskulturen hinweisen, geht es ihnen „um die kollektiven Erinnerungen in ihrer Ganzheit“ (S. 16). Wichtig ist ihnen auch die weite Öffnung der zeitlichen Perspektive, um zu zeigen, wie sich die moderne Erinnerungskultur erst im Zusammenhang einer zweitausendjährigen Geschichte einordnen und erklären lässt. Die Beiträge wollen Anregungen zum Nachdenken geben über die Art und Weise, wie im Laufe der Zeit Gesellschaften nachträglich ihre Vergangenheit erleben und deuten. Joachim Ehlers macht in seinem Beitrag (Gedenken und Gedenktage im Mittelalter, S. 55–65) darauf aufmerksam, dass Gedächtnis, Erinnerung und Gedenken im Mittelalter den öffentlichen Raum viel stärker als heute bestimmten: „intensiver, anspruchsvoller und fordernder konstituierten sie zentrale Inhalte sowohl des kollektiven als auch des individuellen Bewusstseins. Vergangenes konnte auch im rituellen Handeln vital erneuert und in Beziehung zur Gegenwart gesetzt werden“ (S. 55). Auffällig ist die europäische Dimension vieler Erinnerungstage, die sich von Beginn an auf europäische Ereignisse beziehen wie den Westfälischen Frieden (Etienne François, S. 111–126), die Leipziger Völkerschlacht (Uwe Puschner, S. 145–162) oder den 9. November 1989 (Hermann Rudolph, S. 371–388). Auf eine geografische Öffnung des Untersuchungsraumes wurde ebenfalls großer Wert gelegt, wie die Auswahl zahlreicher Erinnerungstage dokumentiert, deren Ursprung außerhalb Deutschlands liegt. Die Spannweite reicht von der Schlacht an der Milvischen Brücke am 28. Oktober 312 (Alexander Demandt, S. 41–54), die mit der sogenannten konstantinischen Wende gleichgesetzt wird, über den 24. Oktober 1929, an dem mit dem New Yorker Börsencrash die große Weltwirtschaftskrise begann (Harold James, S. 239–258) bis hin zur Bombardierung der baskischen Stadt Gernika am 26. April 1937 durch deutsche und italienische Kampfflugzeuge, die zum Symbol des faschistischen Terrors gegen Zivilisten wurde (Christiana Brennecke, S. 287–304). Die Hg. zeigen, dass im Mittelpunkt der Erinnerungstage weniger das mit einem festen Datum verbundene faktische Ereignis steht, sondern eher das Ergebnis zweier Metamorphosen: „Die erste Metamorphose machte aus dem geschichtlichen ein „historisches“, die zweite Metamorphose aus dem „historischen“ ein „erinnerungswürdiges“ Ereignis, wobei zugleich meistens beschlossen wurde, seiner an einem bestimmten Tag und in regelmäßigen Abständen zu gedenken“ (S. 19). Zahlreiche Beiträge beschäftigen sich mit diesem mitunter langen Prozess, dessen Erfolg von der gesellschaftlichen Akzeptanz abhängig ist, wie vor allem der Beitrag von Heinz Duchhardt (S. 357–369) zum Europatag zeigt. Wiederkehrendes Thema ist auch die „geteilte Erinnerung“, mit der sich u.a. Arnold Esch (S. 93–109) am Beispiel der Plünderung und Verwüstung Roms durch die Truppen Kaiser Karls V. – geschätzten 14000 deutschen Landsknechten, 5000 Spaniern und 2000 Italie-

nern – vom 6. Mai 1527 bis zum 17. Februar 1528 auseinandersetzt. Hinsichtlich der „Erinnerung“ des *Sacco di Roma* unterscheidet er zum einen die geteilte Erinnerung der unmittelbar beteiligten Zeitgenossen aus ihrem jeweiligen Blickwinkel, aber auch die Erinnerung der Nachwelt, die sich ein Bild des Ereignisses macht (*lieux de mémoire*). „Geteilte Erinnerung“ zeige sich auch in national und konfessionell eingefärbten Wahrnehmungen und Sichtweisen. Während der *Sacco di Roma* in Italien zu den „archetipi storiografici“, den Stereotypen gegenwärtiger „Erinnerung“ zähle, habe er in Deutschland nicht zu einem präsenten Erinnerungsort werden können – die Erinnerung aus Perspektive der Täter sei weit weniger eindringlich als die der Opfer.

Kerstin Rahn

Gerhard Oberkofler, Samuel Steinherz (1857–1942). Biographische Skizze über einen altösterreichischen Juden in Prag, Innsbruck (Studienverlag) 2008, 187 S., ISBN 978-3-7065-4513-6, € 24,90. – Der aus dem burgenländischen (damals ungarischen) Güssing stammende Samuel Steinherz bearbeitete in den Jahren zwischen 1894 und 1914 die ersten drei Bände der nach Absprache mit dem Kgl. Preußischen Institut in Rom von Österreich übernommenen 2. Abteilung der Nuntiaturreporte aus Deutschland. Bevor Steinherz der Ruf Theodor von Sickels aus Rom erteilte, hatte er sich die notwendigen Grundlagen für seine Editionstätigkeit durch ein umfassendes Geschichtsstudium in Graz (dort 1881 Promotion, Thema: Die italienische Politik K. Ludwigs I. von Ungarn in den Jahren 1342–1352) angeeignet, v.a. aber durch die Teilnahme am renommierten (XV.) Kurs (1883–85) des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, dem auch Paul Fridolin Kehr als außerordentliches Mitglied angehörte (S. 17). Zudem hatte sich Steinherz profunde Kenntnisse der alten Sprachen erworben (S. 11, 13), die ihm bei seinen Forschungen zu speziellen kanonistischen Fragen und bei den Nuntiaturakten (Hosius verfasste seine Relationen auf Latein!) zugute gekommen sind. Die Arbeit an den Korrespondenzen der Nuntien Stanislaus Hosius und Zaccaria Delfino (1560–65) aus dem Pontifikat Pius' IV. gestaltete sich schwieriger als zunächst angenommen, da die zu edierenden Quellen nur zum geringen Teil im vatikanischen Archiv überliefert sind und deshalb umfangreiche und zeitintensive Recherchen durch Steinherz u. a. in Florenz und Krakau durchzuführen waren. Die Editionsleistung von Steinherz (im übrigen der einzige Bearbeiter der Nuntiaturreporte aus Deutschland, dessen Vorname sich auf dem Titelblatt abgekürzt findet!) wurde äußerst positiv gewürdigt, etwa von Pastor und Ottenthal („noch besser als die analogen des preussischen Instituts“, S. 46). Ab 1901 lehrte Steinherz, der sich 1895 habilitiert hatte, an der Deutschen Universität in Prag, wo er im Studienjahr 1922/23 das Rektorat erhielt. Nachdem deutsch-

nationale Studenten wegen seiner jüdischen Abstammung massive und anhaltende Proteste organisiert hatten, trat er von seinem Amt zurück (S. 91). 1942 wurde Steinherz, seit 1928 emeritiert, zusammen mit seiner Frau nach Theresienstadt deportiert, wo er noch im selben Jahr an seinem 85. Geburtstag starb. Oberkofler zeichnet in seiner biographischen Studie v.a. die universitären und intellektuellen Milieus der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Tschechoslowakei im Übergang von Republik zur Nazidiktatur, die die Karriere von Steinherz geprägt haben, nach, z.T. in Exkursen, die sich an bestimmten Punkten stark vom eigentlichen Thema entfernen. Auch wenn manche Argumentationslinien des Vf. nur schwer nachzuvollziehen sind oder Charakterisierungen eine besondere subjektive Färbung zu erkennen geben wie beispielsweise die Bemerkungen zu Pius V. („unbarmherziger Großinquisitor“, S. 22) oder Pastor („erkatholisch“, S. 44), treten die zentralen Aspekte der Vita des Historikers Samuel Steinherz, dessen Schicksal erst in den letzten Jahren bekannt wurde, deutlich hervor. Dem Band ist ein Schriftenverzeichnis von Samuel Steinherz beigegeben, auf ein Register wurde leider verzichtet. Dieses würde das Auffinden der zahlreichen, in diesem Band erwähnten Hochschullehrer erleichtern. Ein Dokumentenanhang enthält einige interessante Texte, v.a. die Würdigung Theodor von Sickels als Direktor des Österreichischen Historischen Instituts in Rom, erschienen als Beilage der „Neue Freie Presse“ vom 3. Mai 1908 (S. 163–168), wo Steinherz Sickels Verdienste um die Nuntiaturreporter unterstreicht und dessen Forschungen und Fragestellungen zum Konzil von Trient würdigt. Alexander Koller

Michael Feldkamp, *Geheim und effektiv: über 1000 Jahre Diplomatie der Päpste*, Augsburg (Sankt-Ulrich) 2010, 208 S., ISBN 978-3-86744-150-6, € 22. – Das Werk bietet eine Übersicht über die päpstliche Diplomatie und ihre Entwicklung von der Spätantike bis zur Gegenwart. Dem Leser, der auf diesem Gebiet wenig Kenntnisse hat, wird die Thematik einfach und überblicksartig näher gebracht. In diesem populärwissenschaftlichen Werk werden daher Detailspekte kaum behandelt, was bei so einer weiten Zeitspanne auch kaum möglich ist. Leider tauchen dabei auch kleinere historische Ungenauigkeiten auf. So waren die politischen Verhältnisse in Italien im Frühmittelalter zwar teilweise nicht eindeutig, dennoch war Sutri niemals eine oströmisch-byzantinische Stadt, sondern wurde lediglich in die Auseinandersetzungen der Langobarden mit den Byzantinern verwickelt (Luitprand bot sie 728 Papst Gregor II. an – ein erster Schritt zur Schaffung des *Patrimonium Petri*). Allerdings versucht der Autor ohnehin vielmehr große Entwicklungen im historischen Zusammenhang zu erläutern. Interessant sind dabei einige Originalzitate aus Papstreden und Äußerungen hoher vatikanischer Diplomaten, die die Stellung

des Heiligen Stuhles und seine Beziehungen zu anderen politischen Mächten näher beleuchten. Die päpstliche Diplomatie versuchte sich auf die historischen Gegebenheiten mittels des mittelalterlichen Gesandtschaftswesens, der Errichtung der Nuntiaturen, aber auch der modernen Papstdiplomatie mit den Reisen des Pontifex und seinen Stellungnahmen zu politischen Ereignissen exakt einzustellen. Der interessierte Leser findet in der knappen Bibliographie Hinweise zu weiterführender Literatur.

Christine Maria Grafinger

Anne-Marie Körte/Maaïke de Haardt (Hg.), *The Boundaries of Monotheism. Interdisciplinary Explorations into the Foundations of Western Monotheism*, Studies in Theology and Religion (STAR) 13, Leiden-Boston (Brill) 2009, 247 S., ISBN 9789004173163, € 95. – Seit den Terroranschlägen am 11. September 2001 und dem Attentat auf den Filmemacher und Journalisten Theo van Gogh am 2. November 2004 verschärften sich auch in den Niederlanden öffentliche Debatten um den islamischen Fundamentalismus und regten zugleich ein intensives wissenschaftliches Nachdenken über den Nexus von Monotheismus und Gewalt an. Die virulente Frage aufgreifend, inwieweit die traditionellen monotheistischen Religionen durch ihren Anspruch auf Wahrheit und moralische Überlegenheit gegenwärtige interreligiöse Konflikte beeinflussen, geht es in diesem Band jedoch nicht um eine Rechtfertigung gegenüber Kritiken am Monotheismus. Angesichts dessen, dass biblische Texte und bibelbasierte Glaubensstraditionen sowohl exkludierend als auch inkludierend gedeutet und wahrgenommen werden können, geht es vielmehr um die Ergründung der Bedeutung des biblischen Monotheismus für „die moderne westliche Kultur“ (S. 1). Mehrere niederländische Theologen, Religionswissenschaftler und -philosophen haben sich in einer Forschergruppe aus unterschiedlichen Perspektiven mit dieser Thematik befasst und präsentieren hier ihre Ergebnisse. Die ersten beiden Beiträge beschäftigen sich historisch-exegetisch anhand altjüdischer Glaubensvorstellungen mit den Grundlagen des biblischen Monotheismus und zeigen, dass wesentliche Elemente bereits in Alt-Israel präsent waren. In der hebräischen Bibel lässt sich nach Bob Becking (S. 9–27) eine zunehmende Akzeptanz der Idee, den Erlösergott Jahwe als einzigen Gott zu verehren, greifen, doch ein rein monotheistisches Glaubenssystem hatte sich zu jener Zeit noch nicht durchgesetzt. Vor diesem Hintergrund nimmt auch Patrick Chatelion Cornet (S. 28–52) die Diskussion um den jüdischen Messianismus noch einmal auf und argumentiert, dass sich Jesus von Nazareth sehr wohl auch selbst als Messias und als göttlich wahrgenommen haben könnte. Auf einen weiteren inkludierenden Aspekt des biblischen Monotheismus geht Jacqueline Borsje (S. 53–82) ein, indem sie ihren Blick auf „übernatürliche Wesen“ richtet, denen in der Bibel und in irischen

Texten seit der Christianisierung der Insel durch, neben oder ohne Gott Einfluss auf den Menschen zugeschrieben wird. Die übrigen Beiträge des Sammelbandes untersuchen exemplarisch die Bedeutsamkeit biblisch fundierter Glaubensvorstellungen in der modernen westlichen Gesellschaft. Konkret geht es dabei um die Wahrnehmung des antiken griechischen Polytheismus, die Bert Blans und Marcel Poorthuis (S. 83–105) am Beispiel der deutschen Romantik behandeln; um den Einfluss auf das Einheitsdenken in der westlichen Philosophie und Postmoderne (René Munnik, S. 106–128, insbesondere Thomas von Aquin, Immanuel Kant, Donna Haraway, Alfred North Whitehead); um die Diskussion über gendergeprägte, von der Schöpfergottidee sowie vom Dualismus beeinflusste Denkweisen (Maaïke de Haardt, S. 129–153) und über das der Bibel inhärente Exklusivitätsdenken (Kune Biezeveld, S. 154–173). Zur Sprache kommen darüber hinaus auch Aspekte wie der Wahrheitsanspruch und die dialogische Struktur biblischer Texte (Akke van der Kooi, S. 174–191) oder das Spannungsfeld, das sich aus dem Bekenntnis zum einen Gott angesichts eines kulturellen Pluralismus ergibt und das Erik Borgman (S. 192–210) anhand von Salman Rushdies „Our World Haunted by Furies“ und in Auseinandersetzung mit Johann Baptist Metz’ „neuer“ Politischer Theologie eingehender analysiert. Der Band leistet einen wichtigen Beitrag, einseitiger Fundamentalkritik am biblischen Monotheismus differenzierte Sichtweisen entgegenzusetzen. Er geht auf die Heterogenität und Polyvalenz biblischer Texte ein und spürt an ausgewählten Beispielen ihrem Einfluss nicht nur auf religiöse Glaubensvorstellungen und -praktiken, sondern auch auf (post)modernes Denken nach.

Kordula Wolf

Roma – Praga. Omaggio a Zdeňka Hledíková, a cura di Kateřina Bobková-Valentová e Eva Doležalová, Bollettino dell’Istituto Storico Ceco di Roma. Supplemento 2008, Praha – Rím (Istituto Storico Ceco di Roma) 2009, 463 S., Abb., ISBN 978-80-87271-14-8. – In dieser Festschrift beschäftigen sich Historiker und Kunsthistoriker mit den mitteleuropäisch-römischen Kontakten. Beiträge zur politischen Geschichte, archäologische und kunsthistorische Untersuchungen vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit zeigen die enge Verbindung Böhmens und Mährens zu Italien und zu Rom. Eine besondere Nähe zur Ewigen Stadt war nicht nur zur Zeit der Krönung Karls IV. (1355) gegeben, sondern römische Einflüsse sind in dieser Epoche auch in Prag nachweisbar. In den Fresken des *Speculum humanae salvationis* im Kreuzgang des Prager Benediktinerklosters Emmaus wie auch in der Kopie der Madonna von S. Maria in Aracoeli in der S. Veitskirche sind römische Vorbilder erkennbar. Anhand einiger Fallbeispiele böhmischer Städte wird gezeigt, dass Rom auch im Spätmittelalter das bevorzugte Ziel der Pilger aus die-

sem Raum blieb. Daneben war Aachen ein beliebtes mitteleuropäisches Zentrum für Straßwallfahrten, aber zugleich auch ein häufig besuchtes Marienheiligtum und ein Ort, an dem regelmäßig Reliquien ausgestellt wurden. In der Frühneuzeit machten sich nicht nur Geistliche und Adelige, sondern auch Kaufleute, Handwerker und Studenten trotz großer finanzieller und physischer Belastung auf den Weg nach Rom. Zuvor ließen sie sich einen Reisepass ausstellen und beschafften sich ein Empfehlungsschreiben. Ziel war nicht nur der Besuch der Pilgerbasiliken mit den Reliquien, sondern auch die Teilnahme an verschiedenen kirchlichen Feierlichkeiten und Prozessionen und die Hoffnung, Angehörige des päpstlichen Hofes oder sogar den Heiligen Vater zu treffen. Der Beschreibung der römischen Sehenswürdigkeiten des katholischen Studenten Sigismund von Puchov steht die Kosmographie des protestantischen Adligen Friedrich von Donín gegenüber, der ein reichhaltiges Panorama in drei Ebenen wiedergibt: in weltlicher, geistlicher und päpstlicher Sicht. Im sog. Gästebuch (1326 Einträge) des Schweizergardisten Hans Hoch (1577–1660) – dem bekanntesten Romführer seiner Zeit – ist zwischen 1635/38 und im Jubeljahr von 1650 die Mehrzahl der tschechischen Kunden nachweisbar. Im 18. Jh. besuchten die mitteleuropäischen Adligen auf ihren Kavaliertouren Venedig, Florenz und Rom. Einige wagten auch eine Reise nach Neapel zur Besichtigung touristischer Sehenswürdigkeiten, wie Pompei, eine Besteigung des Vesuv oder ein Ausflug zu den Phlegräischen Feldern von Pozzuoli. Graf Karl Maximilian Kagers von Stampach geriet in der Peterskirche beim Versuch, den Papst aus der Nähe zu sehen, mit einem Schweizergardisten in Streit und erstach diesen. Mit Hilfe eines Kardinals konnte er unerkannt die Basilika verlassen und in die Heimat fliehen, wo er sich dann nach dem Verkauf seines Erbteiles in ein Kloster zurückzog. Das Interesse der tschechischen Adligen an der romanischen Literatur und Kultur zeigt sich auch in der jahrelangen Tätigkeit des Savoyers Catharinus Dulcis (1540–1626) als Sprachlehrer und Erzieher böhmischer, ungarischer und österreichischer Adelliger. Der römische Einfluß, besonders der Stil Francesco Borrominis, ist in vielen Bauten des Architekten Johann Blasius Santini-Aichel – wie an der Fassade des Kolowrat-Palais in der Prager-Kleinseite, der Schlosskirche von Reichenau oder in der besonderen Gestaltung der als Zentralbau angelegten St. Anna-Kapelle in Jungfern-Breschan – erkennbar. Die unterschiedlichen, sehr interessanten Beiträge dieses Bandes fügen sich wie Mosaiksteine zu einem Gesamtbild, das nicht nur politische und diplomatische Verbindungen Mitteleuropas zu Italien, sondern auch den kulturellen Austausch zwischen beiden Regionen dem Leser lebendig vor Augen führt.

Christine Maria Grafinger



Wilhelm Kurze, *Scritti di storia toscana. Assetti territoriali, diocesi, monasteri dai longobardi all'età comunale*, a cura di Mario Marrocchi, Biblioteca storica pistoiese 16, Pistoia (Società pistoiese di storia patria) 2008, VI, 483 S. – Der Bd. vereinigt die 20 Aufsätze und Vorträge, die Wilhelm Kurze von 1997 bis zu seinem plötzlichen Tod im Januar 2002 zum Druck gebracht hat. Hinzu kommt – neben einer kurzen Studie von 1991 – der wichtige Entwurf „La Toscana come parte del regno longobardo“ (S. 13–61), zwei zusammengehörende, bisher unveröffentlichte Vorträge aus dem Jahr 1984. Inhalt und Anliegen der Beiträge werden von Mario Marrocchi in der Einleitung knapp charakterisiert; eine sorgfältige Auflistung (S. 9–11) nennt die ursprünglichen Druckorte. Mit diesem Band liegen die Studien zur Geschichte der Toskana, die Kurze parallel zum Lebenswerk des „Codex diplomaticus Amiatinus“ erarbeitete, vollständig vor. 1989 und 2002 waren bereits zwei Sammlungen mit den Veröffentlichungen aus den Jahren 1964–1987 und 1988–1995 erschienen (QFIAB 71, S. 1020f.; 83, S. 483–485). In allen Bänden sind die ursprünglich auf Deutsch publizierten Aufsätze ins Italienische übersetzt. Die hier vereinten Studien und Skizzen sind im wesentlichen nach Kurzes Pensionierung und während des Ringens um die historische Einleitung zum Codex diplomaticus Amiatinus entstanden (vgl. QFIAB 85, S. 770–772). Vielleicht tritt deshalb seine Eigenart als Geschichtsforscher in dieser Sammlung besonders deutlich hervor und macht die innere Kohärenz seiner verschiedenen Objekten und Themen gewidmeten Beiträge sichtbar. Aus Gesprächen ist mir in Erinnerung geblieben, wie Wilhelm zu großen Synthesen eher auf Distanz ging: Zentrale Aussagen schienen ihm oft der Vielfalt und den Widersprüchen der vergangenen Lebenswirklichkeiten nicht gerecht zu werden, denen er in seinen Forschungen begegnete; Befunde erschienen überinterpretiert, das, was die Quellen nicht oder nicht direkt boten, zu wenig bedacht. Kurzes „Ja – aber“ war jedoch nie ein Plädoyer für eine positivistische Beschränkung auf die Aussagen des überlieferten Materials. Er übte Kritik an Arbeiten, die nicht versuchten, aus der punktuellen Forschung in allgemeine Horizonte vorzustoßen. Denn erst in diesem Versuch erschließe sich dem Forscher, was er wirklich in Händen hat und was sich ihm auch da entzieht, wo reiche Archivbestände vorliegen. Nach Kurzes Überzeugung muß die Überlieferung als solche zuerst einmal verstanden werden, sowohl in dem, was sie wirklich enthält, als auch in dem, was sich aus einem konkreten Bestand und aus seinen Lücken an Realitäten und Tendenzen abzeichnet – das methodologische Problem hat er mehrfach explizit erörtert. So führen auch in diesem Band tabellarisch-statistische Analysen von Archivbeständen sowie die Verdeutlichung der Befunde in Kartenskizzen und Diagrammen zu neuen Einsichten. Manche erheben nur den Anspruch auf Plausibilität, aber sie dienen als Schlüssel zum Verständnis wei-

terreichender Probleme. Im vorliegenden Band wird Kurzes Fragehorizont deutlich in Aufsätzen wie „Federico II e l'Italia: le grandi signorie monastiche tra Chiesa e Impero (Italia Centrale)“ (S. 103–138), „Monasteri e comuni in Toscana“ (S. 139–163), „Monasteri in Toscana e monachesimo in Europa“ (S. 165–187), im zusammenfassenden Blick auf den Problemkomplex „Monasteri e nobiltà nella Toscana medievale“ (S. 189–204) oder in der Frage nach der „Presenza monastica in Toscana prima degli insediamenti dei mendicanti“ (S. 229–251). Der bislang unveröffentlichte Beitrag von 1984 (s. o.) mag Kurzes Annäherung an große historische Fragen illustrieren. Es geht letztlich um die inneren Strukturen des Langobardenreichs. Ein erster Vortrag „La fondazione dei monasteri“ stellt die Klöster zusammen, die von den Königen selbst oder von ihren Helfern mit königlicher Unterstützung gegründet und dotiert wurden: in chronologischer Schichtung und geografischer Verteilung. Dabei tritt klar hervor, dass in der Toskana mit König Liutprand (712–744) eine neue Phase, eine aktive königliche Politik beginnt. Zahlreiche neue Gründungen werden gezielt an verkehrstechnisch wichtige Punkte gesetzt, mit Besitzungen an den großen Fernstraßen ausgestattet, sollen helfen, die Domangüter unter der Kontrolle des Königs zu halten. Auf dieser Basis beleuchtet der zweite Vortrag „Austria-Neustria e Tuscia“ die Anstrengungen der letzten Langobardenkönige, die Toskana fest mit den Machtschwerpunkten nördlich des Apennin zu einer stabilen Einheit zu verschmelzen. Im schlußendlichen Scheitern dieser Bemühungen sieht Kurze einen Hauptgrund für den raschen Zusammenbruch der Langobardenherrschaft unter dem Angriff der Karolinger. So wirken die beiden Vorlesungen wie eine frühe Skizze zu der geplanten, aber nicht geschriebenen Geschichte der langobardischen Herrschaft in Italien. Durch die Konzentration seiner Forschungen auf die Toskana ist Wilhelm Kurze noch mehr von einem Phänomen betroffen, das auch andere deutschsprachige Mediävisten registrieren, die sich mit Italien befassen: In den gängigen Diskursen der deutschen Geschichtswissenschaft finden auch wichtige Veröffentlichungen oft nur marginale Beachtung, es sei denn, sie greifen unmittelbar in die „Reichsgeschichte“ ein. Für den leidenschaftlichen Historiker und Forscher, der Kurze gewesen ist, war die hohe Wertschätzung und die menschliche Freundschaft, die er bei italienischen Kollegen und Geschichtsfreunden fand, eine Entschädigung. Diese Wertschätzung, Freundschaft und Humanität bezeugen die Geleitworte und Einleitungen zu den Aufsatzsammlungen und der schöne Band, der aus einem Kolloquium zum Gedächtnis an Wilhelm Kurze hervorgegangen ist (QFIAB 89, S. 551 f.). Doch sehen die italienischen Freunde Wilhelm nie nur als Einzelperson, sondern stets auch als Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft und insbesondere als Angehörigen des Deutschen Historischen Institut in Rom und seiner bis zum Beginn des

20. Jh. zurückreichenden Tradition der Toskana-Forschung und der Erschließung der reichhaltigen Archive Italiens. Hagen Keller

Hans-Ulrich Schiedt (Hg.), *Verkehrsgeschichte – Histoire des transports*, Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 25, Zürich (Chronos) 2010, 472 S., ISBN 978-3-0340-1034-4, € 38. – Der Tagungsband der im Titel genannten Gesellschaft vereint 5 Einleitungen und 32 Beiträge, die ein reiches chronologisches und thematisches Panorama entfalten: von der Antike bis in die neueste Zeit, von Straßen über Wasserwege, Transportmittel, Eisenbahn- und Flugzeugbau, von flächendeckendem Experiment mit Elektroautos, von Nahverkehrsnetzen bis hin zu Pendlerwesen und Tourismus. Aus diesem weiten Fächer von Beiträgen sollen aus Platzgründen hier nur die Italien direkt oder indirekt betreffenden Aufsätze vorgestellt werden. – Jean-François Bergier, der kurz nach der Tagung verstorbene Doyen der Schweizer Geschichtswissenschaft, stellt fest, daß die früher auch von ihm vertretene These, nach der die großen, Entdeckungsfahrten des 15. Jh. die wirtschaftliche Bedeutung des transalpinen Verkehrs geschmälert hätten, nicht mehr zu halten sei, und betont, daß die Frage nach dem Verhältnis von Nah- und Fernverkehr, nach der Unterhaltung der Straßen, aber auch nach Technik, Organisation und Kosten der Transporte sowie deren Rückwirkungen auf die Alpenbevölkerung noch weitgehend der Beantwortung harre. Wie das gänzliche Fehlen von Klagen demgegenüber zeige, habe die Frage der öffentlichen Sicherheit in den Alpen offenbar zu keiner Zeit ein Problem dargestellt (S. 23–33). – Holger Müller legt dar, daß die Pässe für die Römer erst durch die Alpenfeldzüge des Augustus gesichert worden seien (S. 39–52). – Heinz E. Herzig relativiert die Feststellung des Lyoner Bischofs Irenaeus (ca. 174–189 n. Chr.) über die Sicherheit auf den Straßen des römischen Reiches durch den Hinweis, daß man ähnliche Topoi schon bei griechischen Rednern finde und im übrigen doch auch Grabinschriften kenne, die vom Tod durch Straßenräuber berichteten (S. 53–58). – Sabine Bollinger stellt fest, daß die Römerstraßen dem neuzeitlichen Chausseenbau nur gelegentlich als Vorbild dienten (S. 59–81). – Marie-Claude Schöpfer Pfaffen beantwortet die Frage, ob es eine Verkehrspolitik im Mittelalter gegeben habe, dahingehend, daß diese aus einer Summe kleinräumiger Initiativen bestanden habe (S. 71–81). – Reto Furter stellt die jährlichen Transportmengen zusammen, die vom 14.–19. Jh. die großen Alpenpässe passierten, und konstatiert, daß der Brenner und Mont Cenis bis zum Jahre 1500 die wichtigsten Alpenübergänge gewesen seien (S. 109–119). – Hans-Ulrich Schiedt referiert über Experimente des 18.–19. Jh. bezüglich der Trag- und Zugkraft von Lasttieren und des Rollwiderstands unterschiedlich geformter Wagenräder auf verschiedenem

Straßenuntergrund (S. 121–136). – Max Baumann schildert das Flußschiffgewerbe auf der Aare und dessen Untergang durch die Konkurrenz der Eisenbahn (S. 137–147). – Gérard Duc zeigt, daß die 1882 eröffnete Gotthardbahn nur durch die Übernahme der deutschen Tonnen-Kilometer-Tarife mit der 1867 eröffneten Brennerbahn, die sich gleichfalls nach ihnen richtete, konkurrieren konnte. Während zu Beginn der 1880er Jahre jährlich etwa 80000 Tonnen den Gotthard überquerten, passierten den neueröffneten Eisenbahntunnel im Jahre 1883 464000 Tonnen und um die Jahrhundertwende bereits 1000000 Tonnen. Davon entfielen etwas über 50% auf Ferntransit, d.h. 10% weniger als die schweizerische und die deutsche Seite bei der Aushandlung der Tarife veranschlagt hatten. Im Vergleich mit dem Brenner, so der A., passierten den Gotthard-Tunnel dreimal mehr Waren. – Michèle Merger berichtet über die 1990–2005 erarbeiteten, aber inzwischen auf Eis gelegten Pläne für eine Intercity-Strecke Lyon-Turin, die als Teilstück einer künftigen Strecke Lisabon-Kiew projektiert war (S. 449–463). Thomas Szabó

La mobilità sociale nel Medioevo, a cura di Sandro Carocci, Collection de l'École Française de Rome 436, Rome (École Française de Rome) 2010, 620 S., ISBN 978-2-7283-0888-0, € 70. – Der Titel dieses Sammelbandes könnte bei deutschen Lesern die Erwartung wecken, es mit einer Gesamtdarstellung zur sozialen Mobilität zu tun zu haben. Wie der Herausgeber Sandro Carocci in seiner Einleitung klarstellt, handelt es sich bei diesem Band mit 22 Beiträgen indes um die Ergebnisse des letzten Treffens eines vierteiligen Tagungszyklus zum Thema „La conjoncture de 1300 en Méditerranée occidentale“, das vom 28. bis 31. Mai in der Villa Mondragone bei Frascati von der Università di Roma Tor Vergata ausgerichtet wurde. Die Veranstaltungsorte Madrid, Rom und Paris der Tagungsreihe stecken bereits den weitgehend auf das Mittelmeer bezogenen Raum ab, dem diese Initiative in besonderem Maße verpflichtet ist. Nachdem die vorausgegangenen drei Colloquia sich den Themen Hungersnöte, Kredit und Handel angenommen haben, galt das Hauptaugenmerk nun dem Thema der sozialen Mobilität, zu der die Autoren einen Fragenkatalog als Leitschnur erhalten hatten, dessen Anspruch es war, der Mobilitätsforschung neue Wege zu erschließen, indem Aufstieg nicht mehr nur als Übergang von einer Klasse in eine andere, sondern auch als Wechsel von Identitäten (auch ganzer Gruppen) begriffen wird. Mobilität – stets in zwei Richtungen möglich – war kein Elitenphänomen, sondern läßt sich auch in Arbeiterschichten und bei der Landbevölkerung beobachten. Der erste Teil ist der Frage nach den Methoden und neuen Herangehensweisen gewidmet. François Bougard spürt den Hierarchisierungstendenzen im Früh- und Hochmittelalter nach, während Élisabeth Crouzet Pavan die literarischen Quellen des

12. und 13. Jh. auswertet. Im Duecento zeigen sich die ersten Folgen der gesteigerten Geldwirtschaft auch in der sozialen Reflexion. Christopher Dyer diskutiert das Beispiel England von 1200 bis 1350. Alessandra Molinari führt in die Möglichkeiten ein, über den archäologischen Befund zu Aussagen über soziale Prozesse zu gelangen. Der Teil II des Bandes stellt einzelne soziale Gruppen in besonderen geographischen Räumen vor: die bürgerlichen Schichten der Städte Aragons und Südfrankreichs (Carlos Laliena Corbera), der Verwaltungsapparat im Königreich Sizilien zur Zeit der Anjou (Serena Morelli), der Adel auf der iberischen Halbinsel, wo sich auch eine städtische *hidalguía* ausbildete (Pascual Martínez Sopena), die Finanzeliten in Frankreich (John Drendel), die Kaufleute im kommunalen Italien und im Mittelmeerraum (Giuseppe Petralia) und schließlich die von einer großen Vielfalt der Berufe und Stände geprägten Handwerker (Donata Degrassi) sowie die Lohnarbeiter (Franco Franceschi) in italienischen Städten. Unverzichtbar für den gesellschaftlichen Aufstieg erweist sich die Abkehr von der Handarbeit und die Aufnahme von Aktivitäten, die sich – wie das Notariatswesen und die öffentliche Verwaltung – als besonders attraktiv für Aufsteiger aus den Unterschichten erweisen konnten. Teil III ist den Kanälen und Indikatoren des Aufstiegs gewidmet, zu denen der Kirchendienst (Jorge Díaz Ibáñez), die trotz aller Anstrengungen auch von städtischer Seite bei Klerikern und Laien doch immer noch sehr unterschiedlich ausfallende (Schul-)Bildung (Étienne Anheim – François Menant), das zunehmend von Söldnern dominierte Kriegswesen (Alessio Fiore), das Erbrecht (exemplifiziert an Beispielen aus Katalonien: Lluís To Figueras), Heirat, die die Rolle der Frau insgesamt berührt (Kathryn L. Reyerson), Landgewinnung (im Königreich Valencia: Antoni Furió e Ferran Garcia-Oliver) und die Bereitschaft zur Migration (Paolo Grillo) gehören. Karrieren allein über Bildung blieben aber vielbeachtete Ausnahmen: Man denke nur an den Aufstieg Cola di Rienzos, des Sohns einer Wäscherin, zum Stadtherrn von Rom (1347) und den des Johannes Gerson (1363–1429), Sohn einer Bäuerin, zum Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris (S. 357–359, 378). Dem Ansatz der Veranstaltungsreihe gemäß werden die ökonomischen Faktoren privilegiert; politische „Transmissionsriemen“ wie Fürstendienst (z.B. 191, 225, 397) und Fraktions- und Klientelbindungen mit transversalen Auswirkungen (S. 427, 434) fehlen aber nicht und werden besonders in zwei Aufsätzen vertieft. Giuliano Milani thematisiert das Gewicht der öffentlichen Hand in den italienischen Kommunen um 1300, führt aber die gesteigerte Mobilität in den Rängen der städtischen Verwaltungen auf die letztlich ökonomisch bedingte Umverteilung der Finanzmittel zurück. Allein in Bologna lasse sich ein Anstieg von neun städtischen Beamten im Jahre 1209 auf über 1000 im Jahre 1288 feststellen (S. 412f.).

Luigi Provero beschreibt vasallatische und klientelare Bindungen. Wie es bei einem so großem Thema nicht anders zu erwarten ist, bleiben auch nach der stets anregenden Lektüre dieses Tagungsbandes noch einige Fragen offen, zu denen auch Jean-Claude Maire Vigueur in seinem Schlußwort Stichworte – wie das des noch zu vertiefenden Problems der Identitätsstiftung sozialer Gruppen – bietet.

Andreas Rehberg

Netzwerke im europäischen Handel des Mittelalters, Tagung vom 11. bis 14. März 2008 des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte, hg. von Gerhard Fouquet/ Hans-Jörg Gilomen, Vorträge und Forschungen Bd. LXXII, Ostfildern (Thorbecke) 2010, 397 S. ISBN 978-3-7995-6872-2, € 52. – Die Beiträge des aus einer Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte im Jahr 2008 hervorgehenden Bandes loten die Brauchbarkeit des in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften angewandten Netzwerk-Konzeptes für die Untersuchung des Groß- und Fernhandels, von Handelsgesellschaften und Handelssystemen im Zentraleuropa des 12. bis 15. Jh. aus. Ziel ist die Intensivierung des Dialoges zwischen den „beiden Wirtschaftsgeschichten“ (Arnold Esch), jener der Historiker und jener der Wirtschaftswissenschaftler. Die Beiträge bündeln sich zu sechs Themenfeldern: die Definition von Netzwerken, die Entstehung und Entwicklung von Netzwerken, ihre Funktionsmechanismen, ihre Vor- und Nachteile, ihre Grenzen und schließlich ihr Zerfall. Nach der Einführung durch Gerhard Fouquet (S. 9–20) denken Stephan Selzer und Ulf Christian Ewert über Konzepte, Anwendungen und Fragestellungen zu Netzwerken im europäischen Handel des Mittelalters nach (S. 21–48). Anschließend folgen Beiträge zum Themenkomplex des hansischen bzw. italienischen Fernhandels. Kurt Weissen (S. 213–228) beschreibt das deutsche Handelsnetzwerk der Florentiner Banken in Rom von 1410 bis 1470 und zeigt, dass eine wesentliche Basis für die Bildung von Netzwerken das Vertrauen in die Haftungsfähigkeit der Teilhaber war. Italienische Kurienbanken und Gesellschaften vergesellschafteten sich aus diesem Grund nur mit Landsleuten im engsten Sinne. Deutsche Partner, gegen die Forderungen nur schwer gerichtlich durchgesetzt werden konnten, blieben so weitgehend außerhalb der italienischen Netzwerke. Thomas Ertl (Das Seidennetzwerk. Zur Organisation des Seidenhandels in Europa im späten Mittelalter, S. 263–282) beschreibt eine, wegen des Mangels schriftlicher Quellen häufig schwer greifbare, netzwerkartige Struktur des spätmittelalterlichen Seidenhandels. Die Ursache sieht er in einem relativ kleinen – Produktion und Handel von Seidenstoffen in dieser Epoche kontrollierenden – Personenkreis und auch in dem Luxuscharakter des Produkts. Im 13. und 14. Jh. hatten die Luccheser *setaioli* in Lucca und anderen Städten eine marktbeherr-

schende Stellung inne. Sie organisierten die Produktion im hierarchischen Verlagsystem und steuerten den Handel in längerfristig angelegten Netzwerken landsmannschaftlicher und familiärer Prägung. Arnold Esch (Italienische Kaufleute in Brügge, flandrisch-niederländische Kaufleute in Rom, S. 245–262) beschreibt das Fließen der Warenströme zwischen Rom und dem Nordwesten Europas (vorrangig jedoch die Importe nach Rom) auf der Basis dicht überlieferter, römischer Zollregister aus der 2. Hälfte des 15. Jh. und macht auf Desiderate der Forschung aufmerksam. Im abschließenden „Versuch einer Bilanz“ (S. 341–364) resümiert Hans-Jörg Gilomen, auch bei dieser Tagung seien die Entstehungsbedingungen und der konkrete Vorgang der Netzwerkbildung „noch weitgehend unerhell“ (S. 351) geblieben, weil Netzwerke erst in den Quellen fassbar würden, wenn sie bereits entstanden seien. Gegenüber zentralen und hierarchischen Strukturen böten Netzwerke eine Vielzahl an Vorteilen wie die Senkung der Transaktionskosten, die flexible und rasche Umstellung bei Marktveränderungen und auch die Ausschaltung der Konkurrenz im Innern des Handelsraums mit Hilfe eines rigorosen Gästerechts. Zu den Nachteilen zähle unter anderem Langsamkeit in der strategischen Neuausrichtung des gesamten Netzwerks. Netzwerke zerfielen, wenn sie eine kritische Größe erreichten, da der sanktionsbewehrte Reputationsmechanismus mit zunehmender Teilnehmerzahl seine Wirkung verliere und der Zusammenhalt gemeinsamer kultureller Prägung verblasse. Auch die geringe Kapitalausstattung und die unentwickelten Institutionen der Finanzierung seien als Hauptfaktoren des Niedergangs zu nennen. Wie auch bei dieser fruchtbringenden Tagung erkennbar, lohnt die Auseinandersetzung mit Modellen, hier dem Netzwerkmodell, um wichtige historische Aspekte, in diesem Fall des Handels, besser verstehen zu können.

Kerstin Rahn

Ines Heiser/ Andreas Meyer (Hg.), Aufblühen und Verwelken. Mediävistische Forschungen zu Kindheit und Alter, 4. Tagung der Arbeitsgruppe „Marburger Mittelalterzentrum (MMZ) Marburg, 17. November 2006, Leipzig (Eudora-Verlag) 2009, 158 S., Abb., ISBN 978-3-938533-28-4, € 24,90. – Am 3. April 1473 erhielt der renommierte Frankfurter Künstler und Buchdrucker Erwin von Stege zusammen mit seiner Frau von der päpstlichen Pönitentiarie in Rom die Erlaubnis, Eier, Butter und Milchprodukte während der Quadragesima und anderer Fastentage *propter senium et infirmitates* verzehren zu dürfen. Das vorgerückte Alter des Ehepaares und nicht zuletzt die Verdienste Steges, der sich auch in fürstlichen Finanzgeschäften und der Diplomatie bewährt hatte, haben sich sicherlich positiv auf die Gnadengewährung ausgewirkt. In seinem Beitrag „*Adeo etate provecus et complexionis debilis existat* – Fastendispense für Greise“ (S. 97–143) richtet Mathias Klipsch den

Blick auf Menschen des 15. Jahrhunderts, die vor dem Heiligen Stuhl ihr fortgeschrittenes Alter als Begründung für eine Fastendispenz anführten und erörtert Fragen wie: Wie drückt sich das Altsein in Suppliken aus? Wie eindeutig fassbar sind entsprechende Bezeichnungen? In welcher Wechselbeziehung stehen Fasten und Alter? Zusammen mit dem Aufsatz von Ines Heiser (Generationenkonflikte? Erbrecht und Elternfürsorge in der mittelhochdeutschen Literatur, S. 145–158), die zur Darstellung des Verhältnisses zwischen Jugend und Alter Erbvorgänge vor allem in der mittelalterlichen deutschen Literatur untersucht, wird so im vorgelegten Band das Alter als „Randzeit des menschlichen Lebens“ beleuchtet. Während die Kindheitsgeschichte „einen nicht mehr wegzudenkenden Strang der Mediävistik“ (S. 8) bilde, scheine das Alter ein von der Forschung vernachlässigtes Thema zu sein. Lücken in der mediävistischen Altersforschung im interdisziplinären Zusammenspiel zu schließen – das ist das formulierte Ziel der Herausgeber. In diesem Rahmen wird jedoch auch die Kindheit im Mittelalter nicht vernachlässigt. Rainer Atzbach (Das sogenannte „Kinderdefizit“ als Phänomen der Archäologie des Mittelalters, S. 11–26) untersucht die als „Kinderdefizit“ bezeichnete These einer Unterrepräsentation von Kindergräbern auf Nekropolen im frühen Mittelalter. Er schlussfolgert, dass sich auch an archäologischen Befunden (v. a. Fundgattung Schuhe) ein säkularer Trend der Zunahme des prozentualen Kinderanteils zwischen dem frühen und dem späten Mittelalter abzeichne. Eva Schlothuber (S. 27–53) beschäftigt sich mit Kindheit und Erziehung im Spiegel der spätmittelalterlichen, (auto)-biographischen Literatur und veranschaulicht die Bedeutung der anthropologischen Vorstellungen für das Verständnis der realen Lebenswelt der Kinder. Carola Föllmer (Das Kind in der Ordnung der Welt. *Infantia* und *pueritia* in den Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts, S. 55–74) betont den Wert der sog. „kleinen“ Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts (u. a. *Speculum maius* des Vinzenz von Beauvais), um zum einen die Stellung von Kindheit und Erziehung innerhalb der von den Enzyklopädisten entworfenen Ordnung der Welt wahrzunehmen und so die Kindheit gleichsam durch mittelalterliche Augen zu sehen, zum anderen um Differenzen zu den heute gängigen Definitionen von Kindheit zu erkennen. Monika Renner (*Immarcescibilis pulchritudo florum*. Die unvergängliche Schönheit der Blumen, S. 75–86) stellt die Heiligenvita als Quelle für die Pädagogik des Mittelalters vor, während Andreas Meyer (Luccheser Schulleben im frühen 13. Jahrhundert. Eine Blütenlese, S. 87–96) sich in seinem – durch edierte Dokumente aus Luccheser Notarsregistern angereicherten – Beitrag auf aktuelle Probleme des Schulens im 13. Jahrhundert am Beispiel Lucca's bezieht. Kerstin Rahn



Luigi Samarati (a cura di), *Lodi tra il Barbarossa e la Lega Lombarda*. Atti del convegno, Lodi 8–15–22 novembre 2008, Quaderni di Studi lodigiani, Lodi (Edizioni dell'„Archivio Storico Lodigiano“) 2010, VI+247 S., Abb. – Kaiser Friedrich I. Barbarossa ist für die Italiener eine ambivalente, polarisierende Figur. Für die Mailänder gilt er als Symbol einer erdrückenden Fremdherrschaft, in Como, Pavia, Lodi sowie anderen zur Stauferzeit tatsächlich oder vermeintlich kaiserfreundlichen Kommunen gilt der Rotbart dagegen als Förderer der eigenen Stadtentwicklung. Eine besonders positives Barbarossabild pflegt die lombardische Stadt Lodi und kann hierbei auf eine bis in das 13. Jh. reichende Tradition zurückgreifen. Der Stauferkaiser ist hier etablierter Bestandteil der kommunalen Festkultur, wenn jedes Jahr am 3. August der Neugründung der Stadt durch den Kaiser gedacht wird, der 1158 die alte, nur zwei Jahre zuvor von Mailand zerstörte Stadt in einiger Entfernung zum ursprünglichen Standort als Neu-Lodi wieder aufbauen ließ. Zum 850-jährigen Jubiläum feierte Lodi 2008 mit einer Reihe von Veranstaltungen, darunter auch eine wissenschaftliche Tagung, deren Beiträge hier anzuzeigen sind. Der Titel des Tagungsbandes „Lodi tra il Barbarossa e la Lega Lombarda“ verdeutlicht die Spannungspole dieses Verhältnisses der Stadt zum Staufer, das durchaus Schwankungen ausgesetzt war, vor allem durch den Beitritt der Stadt zur *Lega Lombarda* und den politischen Umschwung in Oberitalien nach der römischen Katastrophe von 1167. Diese Vorgänge im Kontext der staufischen Italienpolitik sind von der Forschung schon länger aufmerksam analysiert worden, so dass der vorliegende Band eher eine Bestandsaufnahme darstellt, in einzelnen Aspekten aber durchaus auch neue Akzente setzt. Neben dem Vorwort des Bürgermeisters Lorenzo Geruni, der die identitätsstiftende Tradition und besondere Aktualität des Staufers als Stadtgründer herausstellt, vereint der Bd. 8 Beiträge, von denen jedoch nur 5 schwerpunktmäßig die Zeit Friedrichs I. thematisieren. Franco Cardini, ausgewiesen u. a. durch seine sehr erfolgreiche italienische Barbarossabiographie, entwickelt in seinem Einführungsbeitrag „Lodi, l'Imperatore Federico I e la Lega Lombarda“ auf 56 Seiten einen gut lesbaren Abriss der gesamten Italienpolitik bis hin zum Kreuzzug und Tod des Kaisers. Ferdinand Oppl, ebenfalls Barbarossaspezialist und exzellenter Kenner der Stadtgeschichte Italiens, nimmt Friedrich Barbarossa als Städtegründer in den Blick und vergleicht die politischen Rahmenbedingungen, rechtlich-verfassungshistorischen Aspekte, aber auch die spezifische Rolle des Kaisers bei den Neu- bzw. Wiederbegründungen der Städte Lodi (1158), Alessandria / Caesarea (1183) und Crema (1185). Allen drei Fällen ist eine besondere politische Symbolik und Relevanz gemein, doch konzentriert sich Oppl vor allem auf die Unterschiede, die sich keinesfalls nur auf die Quellenlage beziehen, die für Neu-Lodi durch die Chronik Otto Morenas als eine

der Leitquellen für die Italienzüge des Staufers im Vergleich zu den beiden anderen Gründungen sehr viel dichter dokumentiert ist. Während es sich bei Neu-Lodi um die Translation der alten Stadt bzw. konkrete Neugründung einer kaiserlichen Stadt mit neuem Territorium unter persönlicher Beteiligung des Kaisers handelt, stellt Opll den gänzlich anderen Charakter, die besondere politische Symbolik sowie die durch die Wiederannäherung zwischen Mailand und dem Kaiser durch den Konstanzer Frieden ab 1183 völlig veränderten politischen Rahmenbedingungen der beiden anderen Fälle mit einigen interessanten Beobachtungen heraus. So fand die fiktive Neugründung mit verändertem juristischen Status der bereits im Frühjahr 1168 von der *Lega Lombarda* gegründeten Symbolfeste Alessandria als nunmehr kaiserliche Stadt Caesarea Ausdruck in einer symbolischen Vertreibung der Bewohner und ihrer Rückführung durch einen kaiserlichen Gesandten. Die Transformation des noch 1160 vom Kaiser zerstörten *castrum* Crema in eine eigene Stadt wurde dagegen mit Genehmigung Mailands vollzogen, auch wenn mit der Rückführung der Cremasken in die Stadt durch den Kaiser und die Investitur der Conti di Crema-Camisano im Mai 1185 dem Kaiser hier eine spezifische politisch-symbolische Rolle zukam. Zwei Beiträge sind militärhistorischen Aspekten gewidmet. Aldo Settia behandelt Organisation, Struktur, Bewaffnung und Rolle der im Vergleich zu anderen Städten kleineren Lodeser Truppenkontingente in den Jahren 1158–1167 sowie die taktischen, operativen und organisatorischen Aspekte einzelner Kampffaktionen, etwa während der Belagerung bzw. Verteidigung Lodis bzw. während der Belagerung und Zerstörung Mailands, oder den Einsatz Lodeser Kavallerie außerhalb Lodis als militärischer Verbündeter Friedrichs I. Sein Schüler Fabio Bargigia konzentriert sich auf die Praktiken und Techniken der Zerstörung einer Stadt als vermeintlich charakteristisches Merkmal der Italienzüge Barbarossas, sei es als angedrohte oder wie im Falle Mailands oder Tortonas tatsächlich durchgeführte Maßnahme. Ferner beleuchtet er das Schicksal der Vertriebenen und die Rolle der Verbündeten des Kaisers in der Organisation und Logistik derartiger keinesfalls spontaner, sondern mit erheblichem Aufwand betriebener Zerstörungsmaßnahmen. In dem sehr quellenorientierten Beitrag, der keinesfalls ein „argomento sostanzialmente ignorato“ (S. 189, Anm. 2) behandelt, hätte man sich freilich eine Heranziehung und Diskussion neuer Arbeiten gewünscht (z.B. Berwinkel 2007; Görich 2001). Alessandro Caretta behandelt ein wenig bekanntes Ereignis der Zerstörung des Kloster S. Pietro de Laude veteri durch Mailänder Truppen im Mai 1193 als die gleichsam „terza distruzione di Laus“. Cosimo Damiano Fonseca widmet sich der Verbindung zwischen *civitas* und Bischofskirche sowie der für Lodi identitätsstiftenden Translation der Reliquien des Stadtpatrons S. Bassino in den Neubau der Kathedrale, die unter Beteiligung des

Kaisers, des Gegenpapstes Viktor IV. sowie zahlreicher Fürsten im November 1163 vollzogen wurde. Weitere, eher kultur- und stadtopographisch orientierte Beiträge runden den Band ab. Massimo Montanari entwirft ein Panorama der mittelalterlichen Kochkunst mit besonderem Schwerpunkt auf der „area padana“ mit Beobachtungen zur repräsentativen Funktion einzelner Speisen (Fleisch, Fisch, Brot, Käse, Pasta, Saucen), ihrem Vorkommen und – soweit fassbar – ihrer Verbreitungs- und Zubereitungsformen. Luisa Giordano versucht die spärlichen topographischen Hinweise des 12. Jh. (etwa auf das *palatium episcopi*, das *palatium imperatoris* oder die *casa consularia consulum*) für Neu-Lodi in dem frühesten Stadtplan von Agostino Petracino (1648) sowie im heutigen Stadtbild festzumachen, um zumindest einzelne Aspekte der 1158 wiederbegründeten Stadt in ihrer ältesten Phase zu rekonstruieren, und stellt die Frage nach dem möglichen Modellcharakter der Anlage Neu-Lodis für spätere Neugründungen vor allem für die *bastides* in Frankreich.

Kai-Michael Sprenger

Claudia Zey/Claudia Märkl (Hg.). Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zum geistlichen und weltlichen Gesandtschaftswesen vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, Zürich (Chronos) 2008, 382 S., ISBN 978-3-0340-0927-0, € 35. – Undici sono i consistenti contributi raccolti in questo volume e che costituirono l'oggetto di un seminario internazionale organizzato a Zürich nel 2007 sulla storia della diplomazia nel tardo Medioevo con una significativa espansione geografica, dall'Italia al regno di Aragona a quello germanico, alla Francia all'Inghilterra alle zone dell'Europa sud-orientale. Ad essi introduce l'ampio intervento delle curatrici volto a collocare all'interno del dibattito storiografico questa specifica ‚ars‘ della comunicazione nelle sue molteplici forme, funzioni e linguaggi, nel suo aspetto tradizionale e nei termini innovativi che i vari contesti spingono ad introdurre (Claudia Märkl/Claudia Zey, Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie? Einleitung, pp. 9–21). Al centro di ogni operazione si colloca la diplomazia curiale particolarmente influente attraverso le sue forme proprie e la sua struttura; a queste rivolgono un'attenzione specifica l'intervento di Rudolf Schieffer (Die päpstliche Kurie als internationaler Treffpunkt des Mittelalters, pp. 23–39) che spazia in un ambito cronologico ampio, dall'Alto Medioevo al periodo della riforma, con l'obiettivo di illustrare il polo di attrazione rappresentato dalla sede papale. A questo contributo seguono quelli più specifici e legati a situazioni concrete di Harald Müller (Gesandte mit beschränkter Handlungsvollmacht. Zu Struktur und Praxis päpstlich delegierter Gerichtsbarkeit, pp. 41–65), di Stefan Weiß (Delegierte Herrschaft. Innozenz VI., Kardinal Albornoz und die Eroberung des Kirchenstaates, pp. 67–84) incentrato sulla ben nota figura del legato di Inno-

cenzo VI, e di Birgit Studt (*Anspruch und Wirklichkeit. Der Wandel von Handlungsspielräumen und Reichweite päpstlicher Diplomatie im 15. Jahrhundert*, pp. 85–118) che entra nel merito delle diversità e convergenze tra pratica e teoria nei rapporti diplomatici nel sec. XV. Due i contributi volti a cogliere gli aspetti propri della diplomazia imperiale, di quella di Federico II a cura di Knut Görich (*Die Reichslegaten Kaiser Friedrichs II.*, pp. 119–149) e di quella di Federico III in relazione con i legati norimberghesi delineata da Franz Fuchs/Rainer Scharf (*Nürnberger Gesandte am Hof Kaiser Friedrichs III.*, pp. 301–330) con il supporto di un numero consistente di documenti archivistici. Le coordinate geografiche si dilatano con gli altri contributi: al complesso intreccio di aspetti politici, sociali economici con l'ambiente islamico rivolge l'attenzione Nikolas Jaspert (*Interreligiöse Diplomatie im Mittelmeerraum. Die Krone Aragón und die islamische Welt im 13. und 14. Jahrhundert*, pp. 151–189), delle varie funzioni di quella francese si occupa Martin Kintzinger (*Voyages et messageries. Diplomatie in Frankreich zwischen Familiarität und Funktion*, pp. 191–229), a quella inglese Arnd Reitemeier (*Das Gesandtschaftswesen im spätmittelalterlichen England*, pp. 231–253), mentre Jean-Marie Moeglin (*Strukturelle Aspekte der spätmittelalterlichen Diplomatie. Die Verhandlungsnormen am Anfang des Hundertjährigen Krieges*, pp. 255–275) punta la ricerca sul periodo della guerra dei cento anni su ambedue i fronti, francese e inglese; chiude questo panorama europeo Oliver Jens Schmitt (*Grundzüge des südosteuropäischen Gesandtschaftswesens im 15. Jahrhundert*, pp. 277–299). Tutti questi articoli trovano una sintesi nella singolare conclusione di Werner Maleczek (*Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zusammenfassung*, pp. 331–353), che apre pure ulteriori spunti di ricerca, e sono corredati da un indice dei nomi propri e di luogo indispensabile per utilizzare con profitto il vario contenuto del corposo volume.

Mariarosa Cortesi

*Economie et religion. L'expérience des ordres mendiants (XIII<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle)*, sous la direction de Nicole Bériou et Jacques Chiffolleau, Collection d'histoire et d'archéologie médiévales 21, Lyon (Presses universitaires de Lyon) 2009, 809 S., ISBN 978-2-7297-0817-7. – Una raccolta di contributi sui problemi pratici della vita economica delle comunità monastiche, che tra gli ideali di perfezione coltivavano quello della povertà; su come questa scelta si conciliava con la necessità di provvedere alle risorse per il soddisfacimento dei bisogni materiali di esistenza. La gestione delle disponibilità economiche poteva anche includere beni fondiari e conoscere sviluppi di una certa complessità pure in relazione alle nuove realtà economiche dei contesti urbani senza mettere in gioco le regole di vita alle quali erano votati. I mezzi per vivere

le comunità dei vari ordini li avevano cercati nella questua, ma nel 1274 una costituzione conciliare ne concesse l'autorizzazione solo ad alcuni di loro. Queste tematiche e l'interesse che hanno suscitato trovano illustrazione in un'attenta bibliografia ragionata. Al loro approfondimento il contributo di questo volume contribuisce in modo cospicuo non soltanto per il notevole apporto documentario nella varietà delle esperienze vissute in concreto. Venti sono gli interventi all'interno di una vasta area territoriale europea che nel loro numero si mostra tuttavia prevalentemente interessati a realtà francesi ed italiane. Da apprezzare sia nelle pagine introduttive le informazioni sulla genesi e sugli obiettivi del volume, sia le efficaci conclusioni che, insieme all'elemento unificatore formale della lingua – tutti i contributi sono o redatti o tradotti in francese – conferiscono compiutezza all'opera, la compiutezza anche sostanziale di un prodotto come pianificato, concordato tra gli autori. Per quanto sull'argomento gli studi non mancassero, si maturò la convinzione che per confronti su tratti comuni o specifici fosse essenziale il recupero di tutte quelle fonti che in vario modo potevano contribuire a chiarire il quesito di base del rapporto con i beni terreni. Beni, come accerterà la ricerca, non soltanto frutto delle questue giornaliere autorizzate dal Concilio. Infatti la parte del leone delle entrate la fanno i lasciti *mortis causa*, che peraltro creano problemi sulla loro conciliabilità con la *Regola*: hanno i Mendicanti la capacità di succedere? La *quaestio* nella seconda metà del Trecento era ancora controversa. Se, contro l'autorità di Clemente V e non senza „piccoli adattamenti della *Regola*“, si conclude in modo affermativo è perché „la realtà economica obbligava molti conventi al compromesso e persino ad abbandonare la pratica degli ideali originari“: ormai non si sarebbe potuto tornare indietro, anche perché i Mendicanti s'erano inseriti così saldamente nelle comunità urbane da diventare un punto di riferimento per l'identità e la religiosità civica. La costruzione di conventi e di chiese, finanziata grazie ai lasciti, appariva ormai determinante nella formazione del paesaggio cittadino. I contributi concordano che col tempo l'entrata della questua resterà trascurabile di fronte ad altre più remunerative e certe, tanto da arrivare, per esempio a Verona, a venir esercitata appena due volte l'anno nel contado; in Toscana, in segno dell'umiltà reclamata dalla *Regola*, ad opera di tutti i Francescani „come minimo due volte l'anno porta a porta“. Ma che, almeno in Italia centrale, già dalla metà del Duecento chiedere l'elemosina non fosse considerato l'elemento caratterizzante dei Mendicanti lo conferma l'unico contributo su fonti figurative, mentre gli altri si valgono di quelle scritte, la varietà delle quali è criterio determinante per la suddivisione del volume in quattro parti. Nella prima le fonti interne, quelle provenienti dagli archivi dei conventi, le altre utilizzano fonti „esterne“, tra le quali assumono importanza le seriali che documentavano le risorse non casuali. Altri contri-

buti sono raccolti sotto il titolo di „pratiche, norme, dibattiti“. In chiusura la parte su „circolazione delle ricchezze: oggetti, cambi, intermediari“. La necessità di amministrare i beni che si accumulano comporta la costituzione di archivi che, come a Treviso nel XIV e XV secolo, si espandono in modo analogo a quelli pubblici urbani. In coincidenza con una diversificazione delle fonti, molte delle quali vengono opportunamente pubblicate, prende rilievo una periodizzazione con una fase iniziale del movimento e una successiva che muove dalla prima metà del Trecento. Nella sua ricchezza di testimonianze e di idee il quadro dei contributi raccolti apre a nuove linee della ricerca sull'economia della povertà volontaria. Nelle pagine conclusive qualche riflessione sulla natura dell'elemosina e di certe entrate per cerimonie e servizi religiosi e se si possano ricondurre alla più larga categoria del dono. Hannelore Zug Tucci

Balceni occidentali, Adriatico e Venezia fra XIII e XVIII secolo / Der westliche Balkan, der Adriaraum und Venedig (13.–18. Jahrhundert), a cura di/hg. von Gherardo Ortalli e/und Oliver Jens Schmitt, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Schriften der Balkan-Kommission 50, Venezia-Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2009, 402 S. mit 5 Kt., ISBN 978-3-7001-6501-9, € 55. – Die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen quer über die Adria haben während der letzten Jahrzehnte des europäischen Zusammenwachsens eine hohe Attraktivität ausgeübt, Blicke auf die historische Dimension waren 2006 Gegenstand einer Tagung, die in Wien und in Venedig maßgeblich von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Istituto veneto di scienze, lettere ed arti organisiert worden ist. Die 17 Beiträge zeugen von inhaltlicher Vielfalt, hier müssen auswählende Hinweise genügen, zumal da eher die östlichen Bezugspunkte im Vordergrund stehen. Der Einführung dient der Überblick von Ortalli, *Beyond the coast – Venice and the Western Balkans: the origins of a long relationship* (S. 9–25). Die allmähliche Ausbreitung der Besitzungen der Republik nach Südosten schildert Momčilo Spremić, *Trattative serbo-veneziane per la Zeta nel XV secolo* (S. 27–37). Die Rolle Serbiens im Handelsgefüge der Venezianer erläutert Desanka Kovačević-Kojić, *La Serbie dans l'économie de Venise au XV<sup>ème</sup> siècle* (S. 39–52). Dubrovnik war als Hafen und Markt eine wichtige Kolonie Venedigs, bevor es an Ungarn abgetreten werden musste und sich dann zu einer starken Konkurrenz mitten in der Interessensphäre der Republik entwickelte; die Einstellung der abhängigen Bevölkerung skizziert Zdenka Janeković Römer, *Ragusan views of the Venetian rule (1205–1358)* (S. 53–76). Die mannigfachen Verbindungen Venedigs mit dem Balkan illustriert Schmitt, *Das venezianische Südosteuropa als Kommunikationsraum (ca. 1400–ca. 1600)* (S. 77–101); hier

ebenfalls zu nennen ist Egidio Ivetic, *Venezia e l'Adriatico orientale: connotazioni di un rapporto (secoli XIV–XVIII)* (S. 239–260). Seit dem 14. Jh. waren es der Druck und das Vordringen der Türken, wodurch dort die politische Situation bestimmt wurde; einen zeitlichen und räumlichen Ausschnitt davon bespricht Ermanno Orlando, *Tra Venezia e Impero ottomano: paci e confini nei Balcani occidentali (secc. XV–XVI)* (S. 103–178); dazu gesellt sich Josip Vrandečić, *Islam immediately beyond the Dalmatian coast: the three reasons for Venetian success* (S. 287–307). Geographische, ethnische, linguistische, kulturelle Aspekte – mit dem Blick auf italienische Präsenz – werden zusammengefasst von Michele Metzeltin, *Le varietà italiane sulle coste dell'Adriatico orientale* (S. 199–237). Im Vordergrund des Interesses – von Venedig aus gesehen – standen die Hafenstädte, doch waren diese selbstverständlich nicht isoliert; das unterstreicht Ferit Duka, *Coast and hinterland in the Albanian lands (16<sup>th</sup>–18<sup>th</sup> centuries)* (S. 261–270). Belange des Fernhandels – allerdings in einer Zeit, da dieser für die Venezianer nicht mehr seine einstige Vorrangstellung im öffentlichen Leben einnahm – werden thematisiert in den beiden letzten Beiträgen: Vera Costantini, *Commerci ed economie nell'Adriatico d'Età moderna*, und Suraiya Faroqhi, *Die Osmanen und die Handelswege der Adria, 16.–17. Jahrhundert* (S. 363–372, 373–387). Personen- und Ortsnamen werden in den beiden Registern nachgewiesen.

Dieter Girgensohn

Hubert Houben/Kristjan Toomaspoeg (a cura di), *L'Ordine Teutonico tra Mediterraneo e Baltico. Incontri e scontri tra religioni, popoli e culture. Atti del convegno internazionale (Bari, Lecce, Brindisi, 14–16 settembre 2006)*, *ActaTheutonica* 5. Saggi e testi/Università del Salento 40, Galatina (Congedo) 2008, 403 S., Abb., ISBN 978-88-8086-812-5, € 45. – Der an der Universität Lecce lehrende Mediävist Hubert Houben hat sich durch eine Vielzahl von Abhandlungen längst einen Namen als profunder Kenner der Geschichte des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum gemacht. Mit der Gründung des Centro di studi sulla Storia dell'Ordine Teutonico nel Mediterraneo (seit 2007 Centro Interdipartimentale di Ricerca sull'Ordine Teutonico an der Universität Lecce) hat Houben vor zehn Jahren ein Forum ins Leben gerufen, das sich nicht nur als zentrale Plattform der Deutschordensforschung im Süden Europas etabliert hat, sondern auch mit einer Reihe einschlägiger und viel beachteter Publikationen aufwarten kann. Der vorliegende Band versammelt die überarbeiteten Vorträge einer internationalen Tagung, die im September 2006 in Bari, Lecce und Brindisi stattgefunden hat und dem Deutschen Orden zwischen Mittelmeerraum und Baltikum gewidmet war. Etwas unglücklich erscheint lediglich die Wiedergabe des italienischen „Baltico“ mit „Baltikum“,

ein Begriff, der sich in der deutschen Sprache erst seit dem Ersten Weltkrieg durchgesetzt hat und somit geographische Bezüge impliziert, die nicht mit dem mittelalterlichen Kontext des Tagungsthemas korrelieren. „Ostseeraum“ wäre hier wohl der passendere Terminus gewesen. Am Ende der deutschen und englischen Vorträge findet sich jeweils eine italienische Zusammenfassung, während die italienischen Texte mit einem deutschen Resümee versehen wurden. Eingeleitet wird der durch einen Orts- und Namensindex erschlossene Band mit einer Bilanz des Altmeisters der Deutschordensforschung, Udo Arnold (Bonn), über „Zwanzig Jahre Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens“, in der nicht nur ein Fazit von zwei Jahrzehnten erfolgreicher Kommissionsarbeit gezogen, sondern Entnationalisierung und Internationalisierung der Forschung als größte Errungenschaft auf dem Weg zur Gewinnung wissenschaftlichen Nachwuchses herausgehoben werden. Bilanz zieht auch Kristjan Toomaspoeg (Lecce), Autor einer umfassenden Monographie über den Deutschen Orden auf Sizilien, mit Blick auf die Erforschung der Geschichte des Ordens im Mittelmeerraum. Raffaele Licinio (Bari) beleuchtet unter Rückgriff auf Rechnungsbücher der Ballei Apulien aus der ersten Hälfte des 15. Jh. wirtschaftsgeschichtliche Aspekte der Präsenz des Deutschen Ordens in der *Terra di Bari*. Mariella Intini (Lecce) untersucht anhand von überlieferten Oblationen Zahl, soziale Herkunft und Verbreitung von Familiaren des Ordens in der *Terra di Bari*. Barbara Bombi (Oxford) gelingt eine partielle Neubewertung der Auseinandersetzungen des Deutschen Ordens in Livland mit Erzbischof Friedrich von Riga zu Beginn des 14. Jh. Mit einer Reihe sehr beachtenswerter Überlegungen und einer neuen Perspektive auf die Präsenz des Deutschen Ordens im Burzenland vermag der ungarische Historiker Zsolt Hunyadi (Szeged) aufzuwarten. Bernhart Jähnig (Berlin) lenkt unseren Blick auf ein wenig beachtetes Kapitel der Geschichte Preußens, nämlich auf Veränderungen in den Lebensformen der prussischen Urbevölkerung unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Hubert Houben (Lecce) beschäftigt sich mit den Beziehungen des süditalienischen Fürsten Raimondo del Balzo Orsini zu Preußen und dem Deutschen Orden. Giulia Rossi Vairo (Rom) skizziert ihr Forschungsprojekt einer umfassenden Bestandsaufnahme von Kunst und Architektur des Deutschen Ordens in Italien. Juhan Kreem (Tallinn/Reval) berichtet über die wechselvollen Beziehungen des Deutschen Ordens in Livland zur estnischen Landbevölkerung. Licht in das komplizierte Beziehungsgeflecht des Ordens in Livland zu den benachbarten russischen Fürstentümern bringt die Abhandlung des estnischen Historikers Anti Selart (Tartu/Dorpat). Austacio Busto (Bari) vertieft in Anlehnung an seine Dissertation ausgewählte Befunde der archäologischen Grabungen rund um den Torre Alemanna, Mittelpunkt eines Wirt-



schaftshofs des Deutschen Ordens in der Capitanata (Apulien). Beschlossen wird der Band durch einen Werkstattbericht der Archäologen Adrian Boas und Rabei Khamissy (Haifa) über die Ausgrabungen in der Deutschordensburg Montfort/Starkenberg im Heiligen Land. Vielleicht hätte man den Übersetzungen ins Deutsche hie und da ein noch aufmerksameres Lektorat angedeihen lassen können, doch soll dies nicht den überaus positiven Gesamteindruck des ertragreichen und zu weiteren Forschungen anregenden Werkes schmälern. Jan-Erik Beuttel

Von der Ordnung zur Norm: Statuten in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Gisela Drossbach, Paderborn-München-Wien (Schöningh) 2010, 385 S., 11 Abb., ISBN 978-3-506-76707-3, € 78. – Das Recht in Norm und Praxis während des späteren Mittelalters und der Neuzeit bis zum 18. Jh., aber auch die Gesellschaft mit ihren inneren Regelungen für das Zusammenleben der Menschen sind ohne Statuten nicht vorstellbar. Das wird durch die in diesem Band veröffentlichten Referate eines Münchener Colloquiums von 2006 vielfältig unterstrichen. Seit der Entfaltung dieser Art von Kodifikation in Italien, worauf Peter Landau (Über die Wiederentdeckung der Gesetzgebung im 12. Jahrhundert, S. 13–15) und Kenneth Pennington (Roman law, 12th-century law and legislation, S. 17–38) in einleitenden Beiträgen hinweisen, haben sich die Statuten in alle Länder Europas ausgebreitet und viele Lebensbereiche durchdrungen. Die Vielfalt spiegelt sich in den 24 Aufsätze samt dem abschließenden Resümee der Hg. wider. Am Beginn steht die Kirche: Im Augustinerchorherren-Stift Saint-Ruf zu Avignon folgten auf die seit der Anfangszeit im 11. Jh. aufgezeichneten *Consuetudines* Reformstatuten des 15. (Ursula Vones-Liebenstein), in den preußischen Bistümern des Deutsch-Ordens-Landes gibt es sie mehrfach im 14.–15. Jh. (Arno Mentzel-Reuters), Synodalstatuten dienten dazu, das Wenige, was die großen Reformkonzilien an Erneuerung für die kirchlichen Institutionen brachten, in die Fläche auszubreiten (Heike Johanna Mierau). Andreas Meyer weist auf päpstliche Kanzleiregeln hin (die den Namen „Statut“ allerdings nicht getragen haben), Tilmann Schmidt (Kirchenstaatsstatuten im 13. und 14. Jahrhundert, S. 109–114) auf die intensivste Berührungszone zwischen kirchlicher Sphäre und weltlicher Macht in Mittelitalien, wo in den päpstlichen Städten das ursprüngliche lokale Gewohnheitsrecht genau so in Statuten kodifiziert und danach durch Beschlüsse der Gremien fortentwickelt wurde wie im sogenannten kommunalen Italien. Das findet eine Fortsetzung – nach Ausblicken auf „Landesherrliche Ordnungen“ – durch zwei Referate im Abschnitt „Städtische Einrichtungen“: Robert Gibbs lenkt die Aufmerksamkeit auf die mittelalterliche Hochburg der Jurisprudenz und skizziert die Frühphase von deren Statutengesetzgebung

(The 13th- and 14th-century illuminated statutes of Bologna in their socio-political context, S. 183–200), Mario Ascheri gibt einen Abriss des Phänomens (Statutory law of Italian cities from Middle Ages to Early Modern, S. 201–216). Über die Frage, ob städtische Kodifikationen in Deutschland zu Recht als Statuten bezeichnet werden können, obwohl der Begriff selbst gar nicht gebräuchlich sei, entspinnt sich eine Diskussion zwischen Felicitas Schmieder (Stadtstatuten deutscher Städte? Einige Überlegungen im europäischen Vergleich, S. 217–223) und Hans-Georg Hermann (Vielerlei Zungen: Intervention zum Beitrag Felicitas Schmieder, S. 225–228): Die gründliche Prüfung ergebe, dass die Gesetzbücher der nordalpinen Städte dieselbe Grundsubstanz aufweisen wie diejenigen im klassischen Statutenland Italien. Dem wichtigen Aspekt der Statuten an den Universitäten, wo die Theoretiker des Rechtes direkt mit diesen Aufzeichnungen für die alltägliche Praxis konfrontiert wurden, behandelt William J. Courtenay, *Legislation and practice. The role of statutes at the medieval University of Paris* (S. 229–234). Weitere Abschnitte sind dem Adel und den Bruderschaften gewidmet. Anna Esposito, *Statuti confraternali italiani del tardo Medioevo: aspetti religiosi e comportamentali* (S. 297–309), und Thomas Frank, *Rechtsgeschichtliche Anmerkungen zu spätmittelalterlichen Bruderschaftsstatuten in Deutschland und Italien* (S. 311–325), bieten prägnante Zusammenfassungen des Wissensstandes. Insgesamt bringt der Band einen breiten Überblick über diese wichtigen Rechtsaufzeichnungen.

Dieter Girgensohn

Vito Piergiovanni (a cura di), *Corsari e riscatto dei captivi. Garanzia notarile tra le due sponde del Mediterraneo. Atti del convegno di studi storici, Marsala, 4 ottobre 2008, Studi storici sul notariato italiano 14, Milano (Giuffrè) 2010, XVIII, 220 S., ISBN 88-14-15277-2, € 30.* – Das Thema „Freibeuter und Freikauf von Gefangenen“ ist unter dem Aspekt der Rechtsgeschichte, den die „historischen Studien über das italienische Notariat“ hauptsächlich verfolgen, unmittelbar mit der Entwicklung des Kriegsrechts und damit des Völkerrechts verbunden, da die Rechtmäßigkeit der Freibeuterei fast immer mit der Theorie vom *bellum iustum* und die Notwendigkeit, auch mit Piraten zu verhandeln, um Gefangene freizukaufen, mit dem Hinweis auf die christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit begründet wurde. Der Tagungsband enthält neben den üblichen Grußadressen folgende Beiträge: Antonio Buscaino, *La guerra corsara dei trapanesi*, S. 1–45 erschließt den Zugang zu Material aus den Archiven von Trapani, zu dessen Auswertung er mit seinem Beitrag ermuntern möchte. – Carlo Carosi, *Redimere captivos – Appunti sugli atti notarili di riscatto (sec. XVI)*, S. 47–74 beschreibt auf der Grundlage edierter Quellen aus Sizilien aus dem 16. Jh. die Schwierigkeiten und Modalitäten, unter denen Ge-

fangene freigekauft wurden, und fügt seinem Beitrag die Edition von drei Notariatsinstrumenten bei. – Giulio Cipollone, *Il „Captivus / Asir“ tra diritto e dovere umanitario al tempo di Crociata e Gihād*, S. 75–111 gibt auf der Grundlage seiner langjährigen Forschungsarbeit einen konzisen Überblick über den rechtlichen und den humanitären Aspekt der Gefangenschaft in den religiös begründeten kriegerischen Auseinandersetzungen in Kreuzzug und Dschihad. – Maura Fortunati, *Captivi, riscatti ed assicurazione alla vigilia dei Codici*, S. 113–134 verfolgt die Entwicklung von Versicherungspolice, die im Fall der Verschleppung einer Person den in der Police benannten Begünstigten eine finanzielle Leistung zusicherten, und sieht darin einen Vorläufer von Versicherungen auf immaterielle Güter wie z. B. von Lebensversicherungen. – Paola Massa, *Il riscatto dei „captivi“. Temi sociali e problematiche finanziarie*, S. 135–149 sieht die Gefangennahme und den Freikauf der ca. 1–1,5 Millionen Menschen, die die barbaresken Korsaren 1530–1780 verschleppt hatten, im Zusammenhang eines wirtschaftlichen Konkurrenzverhältnisses und bezeichnet sie als „Instrument der Enteignung von Profiten zwischen den einander gegenüberliegenden Küsten“ (S. 147) des Mittelmeers. – Beatrice Pasciuta, *„Mori, Turchi et altri infidili“: corsari e guerra da corsa in Sicilia fra norme e dottrina*, S. 151–177 beschreibt die Entwicklung des Kriegsrechts gegen die Piraten im Königreich Sizilien zwischen dem 14. und dem 16. Jh. und stellt in einem Anhang die entsprechenden Erlasse zusammen. – Carlo Pennazzi Catalani, *Gli atti notarili per la messa in corsa*, S. 179–195 untersucht die notarielle Beurkundung der Freibeuterbriefe vor allem im Spätmittelalter. – Vito Piergiovanni, *La redemptio captivorum: spunti dalla scienza giuridica medievale e moderna*, S. 197–210 zeichnet die Entwicklungslinien nach, die von der rechtlichen Würdigung des Piraten- und Freibeuterkrieges bis zur Entwicklung des neuzeitlichen Völkerrechts führen. – Alfonso Assini, *Un contributo documentario genovese alla redemptio captivorum*, S. 211–216 ediert eine Urkunde, mit der Andrea Doria 1553 einem türkischen Gefangenen die Freiheit und freies Geleit gewährte. – Enzo Motta, *Ricordo di Antonio Buscaino*, S. 217–220 schließt den Tagungsband mit einem Nachruf auf Antonio Buscaino, der im Verlauf der Drucklegung verstarb. Wolfram Benziger

Giovanna Petti Balbi/Giovanni Vitolo (a cura di), *Linguaggi e pratiche del potere. Genova e il Regno di Napoli tra Medioevo ed Età moderna*, Centro interuniversitario per la storia delle città campane nel Medioevo. Quaderni 4, Salerno (Laveglia) 2007, 421 pp., ISBN 88-88773-65-0, € 30. – Il volume, frutto di un seminario organizzato nell'ambito di un „Progetto di Rilevanza Nazionale“ (PRIN) dal titolo „Linguaggi e culture politiche nell'Italia del Rinascimento“, raccoglie cinque saggi sulla storia di Napoli e quattro su quella di

Genova. Giovanni Vitolo ha preso in esame le forme del conflitto politico-sociale nel mezzogiorno angioino-aragonese, analizzando alcuni momenti conflittuali e soffermandosi sul linguaggio e sui termini che definiscono l'identità dei guelfi e dei ghibellini, e che descrivono i rapporti dei baroni con la monarchia e quelli tra la città e il territorio. Si tratta di un linguaggio politico estremamente duttile, che assegna valore semantico alle parole a seconda del contesto, spesso forzandone gli stessi significati. Il denso saggio di Roberto Delle Donne si concentra sul commento Quattrocentesco di Goffredo di Gaeta ai *Ritus Regiae Camerae Summarie Regni Napoli*, una raccolta di consuetudini sulla fiscalità. Il sapere economico e giuridico di Goffredo è descritto in termini di cultura alta e dunque in contrapposizione con quelle prassi di razionalizzazione dell'amministrazione fiscale che gli studi di Mario Del Treppo hanno indicato provenire dallo strumentario dei mercanti. Francesco Senatore tratteggia un quadro piuttosto complesso della ritualità a Capua, distinguendo tra cerimonie reali, cerimonie in cui veniva ribadito il legame tra la città e la Corona e cerimonie della città. Nel complesso Senatore offre un quadro dei canali di comunicazione esistenti e delle possibilità degli scambi tra centro e periferia, intesi come poli che interagivano tra loro, piuttosto che come elementi caratterizzati da un rapporto di subordinazione. Giuliana Vitale si è occupata della storia degli ordini cavallereschi della Nave e del Nodo in età angioina. L'analisi dei testi – in prevalenza quelli statuari – e della ritualità è collocata nel quadro di una dettagliata ricostruzione storica. Il saggio di Piero Ventura ha come oggetto la cittadinanza napoletana tra XV e XVII secolo e approfondisce soprattutto questioni relative alla sua concessione, alle sue prerogative e al suo ruolo politico. Nella prima parte vengono prese in esame le tipologie della cittadinanza (la divisione in cavalieri e cittadini) e il ruolo della Regia Camera della Sommara nel controllo dei requisiti fiscali di chi aspirava a divenire cittadino. È nella seconda parte del lavoro che emerge un'analisi dei linguaggi, soprattutto nella trattazione della rivolta del 1647 e nel riferimento alle cronache, che mostrano una dilatazione semantica del termine cittadino. I saggi di argomento genovese hanno uno spazio minore all'interno del volume rispetto a quelli su Napoli. Giovanna Petti Balbi ha studiato le biografie di Tommaso e Giano Campofregoso, dogi di Genova tra il 1421 e il 1448, e il loro progetto di costruzione di un casato. Vorrei osservare che se si può parlare di una tendenza a rafforzare il proprio lignaggio, si tratta pur sempre di sforzi che operano all'interno di una struttura repubblicana, con la quale anche i membri più forti della famiglia devono fare i conti. Ciò non sminuisce l'importanza dei Campofregoso, che agirono sul piano politico dentro e soprattutto fuori da Genova, a causa dei frequenti esili: proprio di questi movimenti al di fuori del contesto locale e sulla capacità di costruire reti e di

intessere rapporti in tutta la penisola sappiamo ancora troppo poco. Silvana Fossati Ratieri si è soffermata brevemente su due lettere che segnano una tappa importante nell'interruzione dei rapporti tra genovesi e catalani nel 1456, poco prima della guerra. Si tratta della lettera di Alfonso d'Aragona al doge di Genova, Pietro Campofregoso, e della risposta di quest'ultimo. Valeria Polonio ha studiato la figura dell'arcivescovo Pileo De Marini (1400–1421), attraverso l'analisi di alcuni dei suoi testi, redatti in contesti diversi: quando il vescovo si relazionava alla chiesa locale, quando era coinvolto in questioni che riguardavano la chiesa universale e quando entrava in rapporto con i poteri temporali. La vicenda del presule si snoda all'incrocio di questioni rilevanti, come quelle conciliari, o quelle temporali, che lo vedono coinvolto nei conflitti con il re di Francia, Carlo VI, che negli stessi anni aveva la signoria di Genova. Il saggio di Paola Guglielmotti riprende e discute uno spunto di Angelo Torre sullo studio della documentazione relativa al territorio, che non dovrebbe essere intesa come un mero riflesso di quest'ultimo, ma piuttosto come un prodotto che tende a modificare la realtà stessa. Sulla base di uno spoglio degli atti notarili della Val Polcevera tra X e XIII secolo la studiosa ha seguito l'occorrenza e lo sviluppo di alcuni termini: *vallis*, *districtus*, *comitatus* e *territorium*. In conclusione però Guglielmotti presenta una serie di riserve a considerare unicamente la documentazione notarile che non dà conto della presenza di chi viveva e percorreva il territorio, pur non essendo un abitante e inoltre non dice nulla dello status dei suoi abitanti, che godevano, in quanto *ianuenses*, di diritti e privilegi di cui si potevano servire quando viaggiavano nei territori lontani. Il volume riporta nelle conclusioni di Giuseppe Petralia anche quegli aspetti delle fasi di elaborazione e di discussione della ricerca che non sempre si trovano nelle edizioni degli atti dei convegni e che tuttavia possono essere molto utili. Riprendiamo una sollecitazione di Mario Del Treppo formulata nella discussione. È possibile cercare attraverso lo studio comparativo del caso napoletano e di quello genovese una matrice comune dei linguaggi, una koinè ampia, anche sotto il profilo geografico? I singoli saggi offrono qua e là alcuni spunti, ma forse un impegno maggiore nella comparazione tra Genova e Napoli, sia dal punto di vista delle metodologie, che dei temi, avrebbe potuto portare a risultati ancora più interessanti e avrebbe reso più organico il volume.

Carlo Taviani

Noblesse et états princiers in Italie et en France au XV<sup>e</sup> siècle, études réunis par Marco Gentile et Pierre Savy, Collection de l'École Française de Rome 416, Rome (École Française de Rome) 2009, 434 S., ISBN 978-2-7283-0839-2, € 55. – Absicht dieses Sammelbandes ist, das sich innerhalb des Prozesses spätmittelalterlicher Staatsgründungen zwischen fürstlicher

Zentralgewalt und landsässigem Adel herausbildende Verhältnis aufzuzeigen: ein als wichtig erachtetes, doch bisher sowohl von der Frankreichforschung als auch im Hinblick auf die sich formenden italienischen Prinzipaten vernachlässigtes Thema, herrscht doch in der Nord- und Mittelitalien betreffenden Geschichtsschreibung die „kommunale Tradition“ vor, die Tendenz, als konstituierendes Element der Fürstenstaaten die Rolle der Städte hervorzuheben, während als dialogierende Protagonisten des französischen Raumes Königtum und Fürsten einander gegenüber gestellt zu werden pflegen. Die Autoren der vorliegenden vierzehn Kongreßberichte sind sich darin einig, daß hier wie dort Bedeutung und Funktion des Adels nicht genügend gewürdigt worden sind und wollen an Hand exemplarischer Erforschung des einen oder anderen in den Grenzregionen des französischen Königreichs und in den zum Imperium gehörenden Gebieten Gestalt annehmenden oder bereits existierenden Fürstenstaaten diese Forschungslücke schließen. Daß dafür das 15. Jh. – eine für die politische Entwicklung beider Mächte so unterschiedliche doch unzweifelhaft belangreiche historische Phase – gewählt worden ist, wird damit begründet, daß dies der Zeitraum ist, in dem die italienischen Prinzipate, dank derer es erstmals wieder zur Ausformung größerer Staatsgebilde kommt, den Höhepunkt ihres Reifeprozesses erreichen, während sich im französischen Raum, durch besonders heftige Konflikte zwischen König und Fürsten gekennzeichnet, die Vormachtstellung des Souveräns und seine direkte Intervention auch in bis dahin von der Krone unabhängigen Gebieten ankündigt. Bezeichnend ist, daß schon jetzt *de iure* der kaiserlichen Oberhoheit unterstehende Herrschaftsbereiche, wie die Herzogtümer Lothringen und Savoyen sowie die burgundischen Staaten, in die französische Einflußsphäre mit einbezogen werden. Hinsichtlich des einen der im Titel genannten Akteure, der „noblesse“ – einer durch Geburt, Lebensstil und Waffenhandwerk gekennzeichneten sozialen Schicht – wird auf die Polysemie dieses Terminus besonders im spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Italien verwiesen, Terminus, der in den italienischen Beiträgen deshalb nicht mit einem vagen „nobiltà“, sondern mit einem präziseren „aristocrazia signorile“ wiedergegeben wird. Trotz aller unbestreitbaren Differenzen zwischen den einzelnen hier untersuchten „états princiers“ – und nicht nur deshalb, weil neben den weltlichen auch geistliche Fürstentümer, Lüttich und Trient und sogar die „Papal States“ mit einbegriffen sind – bemüht man sich, diese auf einen Nenner zu bringen mit der Definition als unabhängiger fast souveräner in ihrer Ausdehnung beschränkter und zu einem gewissen Grade territorial und administrativ vereinigter Formationen, kurz „états ‚monarchiques‘, mais non royaux“, deren essentielle Macht in den Händen eines Individuums, des Fürsten, liegt. Bei allen Unterschieden der Ausgangssituationen zeigt es sich, daß für eine derartige Staatsgründung und

-erhaltung ein bereits vorhandenes Prestige der zum Fürsten avancierten Persönlichkeit – sei es als Oberhaupt eines Adelshauses den Nebenlinien gegenüber (Herzogtum Savoyen, Markgrafschaft Saluzzo), als Exponent der ghibellinischen Faktion (Pallavicini, Visconti-Sforza) oder schlechtweg als „seigneur naturel“ – unerlässlich war: persönliche Relationen, die vertraglich untermauert werden. Dabei spielt das Lehnsrecht noch immer eine wichtige Rolle (Burgund, Saluzzo, Mailand). Dazu kommen in Saluzzo Apanagen für die Kadetten, die Stipulierung von Kontrakten in Burgund, Allianzen mit dem Adel der Auvergne, Verwandtschaftungen. Abgesehen von der Situation im Fürstbistum Trient und in der Grafschaft Tirol, die von einer langen Serie von Fehden heimgesucht werden, scheinen Widerstände und offene Oppositionen dem Fürsten gegenüber mehr Ausnahmezustände zu sein. Es zeigt sich, daß ein ersprießliches Miteinander in starkem Maße abhängig ist von der Fähigkeit desselben, den Adel in eine hierarchisch geordnete Struktur einzubinden und ihn verantwortungsvoll und auch zu dessen Vorteil an der Administration des Staatswesens teilhaftig werden zu lassen. Auf diese Weise tritt er weniger als hemmender mit dem Fürsten in Kompetition stehender Faktor auf, sondern, wie u. a. die Burgund, Mailand und vor allem Lothringen gewidmeten Beiträge erhellen, als interagierende Triebkraft, ja als „Eckpfeiler des Fürstenstaates“. Eine Kohäsion, die besonders im französischen Raum faßbar wird und hier stark ausgeprägt im Herzogtum Bretagne unter der Dynastie Montfort durch Frequentation des Hofes, Aufstiegsmöglichkeiten, soziale Verhaltensweisen, Rituale, Aufnahme in Ritterorden. Alles in allem also ein positives Klima, trotz unvermeidlicher „Diskontinuitäten in der Kontinuität“, die natürlich kaum in den kurzfristige Zeitspannen fokalisierenden als vielmehr in den sich über mehrere Generationen hinweg erstreckenden Untersuchungen zutage treten.

Hannelore Zug Tucci

Le concile de Perpignan (15 novembre 1408–16 mars 1409). Actes du colloque international (Perpignan, 24–26 janvier 2008), sous la direction de Hélène Millet, préface de Raymond Sala, *Études roussillonaises* 24/2009–2010, Canet (Éditions Trabucaire) 2009–2010, 226 S., ISBN 978-2-84974-104-7, € 30. – Die Kirchengeschichte des späten Mittelalters kennt zwei Konzilien, die beide nicht den allerbesten Ruf genießen. Sowohl das Konzil von Pisa (1437) als auch dasjenige von Perpignan (1408/09) gingen als sogenannte *Concilia-bula* in die Geschichte ein – Kirchenversammlungen, denen der Ruch von Illegitimität, ja gar von Häresie anhaftete. Um der 600. Wiederkehr dieses Ereignisses in Perpignan zu gedenken, fand unter Federführung von Hélène Millet im Januar 2008 ein internationales Kolloquium statt, dessen ambitionierte Zielsetzung die Handschrift dieser derzeit wohl besten Kennerin der (französi-

schen) Kirchengeschichte des Spätmittelalters verrät: Das Konzilsereignis sollte der bloßen Lokalgeschichtsforschung entrissen, seine Bedeutung für die Kirche insgesamt sichtbar gemacht werden. Die Verwirklichung dieses Ansinnens darf als geglückt gelten. Vorliegender Tagungsband enthält neben 19 Aufsätzen auch die französische Übersetzung der Einberufungsbulle und eine Liste der Konzilsteilnehmer, letztere die Frucht langjähriger prosopographischer Forschungen der Herausgeberin. Vier großen Themenkomplexen wurde Beachtung geschenkt. Nach einer profunden Einleitung von Hélène Millet (*Une  glise entre deux papes et trois conciles*, 13–22) steht zunächst die Frage im Mittelpunkt, weshalb ausgerechnet Perpignan zum Austragungsort des Konzils bestimmt wurde. Luzide Ausf uhungen von Gilbert Larguier (*Pourquoi Beno t XII choisit-il Perpignan pour tenir un concile?*, 31–37) und Carole Puig (*Perpignan au début du XV  siècle*, 47–57) machen mit der Stadt und ihrer übergeordneten Bedeutung für Benedikt XIII. vertraut. Dieser hatte nach gescheiterten Verst andigungsbem hungen mit dem „römischen“ Papst Gregor XII. das Konzil im Juni 1408 noch von Italien aus als Generalkonzil einberufen – das erste allgemeine Konzil seit der Versammlung von Vienne 1311/12 – ohne noch einmal in die unsichere Residenzstadt Avignon zurückzukehren. Neue politische und topographische Gegebenheiten führten zu Änderungen in Administration und Zeremoniell: diese Modifikationen sind Gegenstand des zweiten Themenkomplexes. Welche Innovationen im päpstlichen Zeremoniell zu verzeichnen waren, erläutert beispielsweise Jean-Baptiste Lebigue (*L'ordo du concile de Perpignan*, 57–69). Ergänzend hierzu sind die Ausf uhungen von Philippe Perrier (*Le concile de Perpignan d'après la Chronique de Martin de Alpartil*, 69–79) zur Konzilschronik des Martin von Alpartil heranzuziehen, die sich zwar stark parteiisch präsentiert, nichtsdestotrotz aber glaubwürdig über die Geschehnisse in Perpignan berichtet, wo eine geglückte Verbindung innovativer und traditioneller Elemente zu verzeichnen ist. Ein dritter Themenkomplex widmet sich der politischen Positionierung der dem Lager Benedikts XIII. zuzurechnenden Königreiche. Hier wird ein weiter Bogen von Aragon, Navarra, der Gascogne und Savoyen über Schottland bis hin zu Kastilien gespannt. Hervorzuheben sind die Beiträge von Stéphane P equignot (*  bonne distance. Le pouvoir royal aragonais et le concile de Perpignan*, 85–93) und Maria Narbona Carceles (*La valse-hésitation de la Navarra entre les conciles de Perpignan et de Pise*, 107–119), die überzeugend begründet, weshalb sich unter den Konzilsteilnehmern kein einziger Vertreter Navarras fand. Neuland betritt Claire Ponsich mit einem Aufsatz, dessen Gegenstand die noch größtenteils unedierte im aragonesischen Kronarchiv schlummernde Korrespondenz der K niginwitwe Yolande de Bar ist (*La correspondance de Yolande de Bar, reine veuve d'Aragon. Une source sur Beno t XIII et le concile*, 93–107).



Mit immerhin einem Kardinal, fünf Erzbischöfen, sieben Bischöfen und zehn Äbten – allesamt in Perpignan präsent – pflegte sie einen regen Briefaustausch, aus dem eine fortschreitende Entfremdung von der Politik Benedikts XIII. ersichtlich wird. Ein letzter Themenkomplex widmet sich Fragen der Rezeption. Flocel Sabaté äußert sich zur (verzerrten) Wahrnehmung des Konzils durch die Historiographie und beschreibt die seit dem 19. Jh. innerhalb der Regionalforschung einsetzenden Bemühungen, zu einer Neubewertung der Person Benedikts XIII. und damit auch des von ihm einberufenen Konzils beizutragen (*La place du concile de Perpignan dans l'histoire*, 187–198). Mit dem vorliegenden Band steht nun ein umfangreicher, sich auf der Höhe der Forschung bewegender Überblick über ein nahezu vergessenes Konzil zur Verfügung, der freilich weniger als End- denn als Ausgangspunkt weiterer Forschungen zu begreifen ist. Noch viele Aspekte gilt es mit Blick auf die vom 15. November 1408 bis zum 16. März 1409 tagende Versammlung zu vertiefen – so beispielsweise die Rolle des Vinzenz Ferrer oder das Agieren der Kardinäle Benedikts, die trotz ihres Entweichens nach Pisa weiterhin umfangreiche Kontakte zum Papst „ihrer“ avignonesischen Obödienz unterhielten. Und irgendwann werden diese und andere Forschungen hoffentlich in der lang ersehnten „neuen“ Geschichte des Großen Abendländischen Schismas münden.

Ralf Lützelshwab

Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen. Akten des interdisziplinären Symposiums vom 18. bis 19. November 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hg. von Franz Fuchs, Wiesbaden (Harrassowitz) 2007, ISBN 1434-8578, 227 S., € 36. – Die Beiträge des Bandes, der sich den nördlich der Alpen verbrachten Jahren von 1431 bis 1455 des Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II.) widmet, stellen im Wesentlichen die ausgearbeiteten Vorträge eines interdisziplinären Symposiums dar, das im November 2005 in München stattgefunden hat. Ausrichter der Tagung war die Willibald-Pirckheimer-Gesellschaft für Renaissance- und Humanismusforschung in Zusammenarbeit mit dem „Projektforum Mittelalter und frühe Neuzeit an der Ludwig-Maximilians-Universität“. Anlass des Symposiums war dabei der – in Europa vielerorts gedachte – 600. Geburtstag Eneas im Jahr 2005, wobei speziell für den Tagungsort München eine ganze Reihe von konkreten Erinnerungsspuren ausfindig gemacht werden können: angefangen von den persönlichen Kontakten des Sienesen zu den bayerischen Herzögen Wilhelm (†1453) und Albrecht III. (†1460); über München als Aufbewahrungsort wichtiger Handschriften der Werke des Enea Silvio; bis hin zu der wissenschaftsgeschichtlich nicht unbedeutenden Tatsache, dass die Stadt an der Isar seit Georg Voigt (1827–1891), dem Verfasser einer bis heute noch nicht ersetzten Biografie des Enea Silvio,

ein Zentrum der Piccolomini-Forschung war und bis auf den heutigen Tag geliebt ist. Davon zeugt namentlich die an diesem Ort entstandene und unlängst im Rahmen der Monumenta Germaniae erschienene kritische Edition seines historiographischen Hauptwerks, der „Historia Austriasis“ (Eneas Silvius Piccolomini, *Historia Austriasis*. Teil 1, Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion herausgegeben von Julia Knödler. Teil 2, 2. und 3. Redaktion herausgegeben von Martin Wagendorfer, MGH SS rer. Germ., N.S. 24, Hannover 2009). Weitere moderne Editionen der Werke des Enea Silvio, die ebenfalls in München entstanden sind, sind mittlerweile gefolgt („Pentalogus“, „Dialogus“). – Die Beiträge des Bandes werden eröffnet von Benedikt Konrad Vollmann, der sich der Thematik „Der Literat Enea Silvio Piccolomini“ annimmt (S. 9–19), und der auf anschauliche Art und Weise dem „intransigenten Erneuerer der päpstlichen Suprematie und Autorität“ das „erfreulichere Bild“ des gewandten, allem Neuen aufgeschlossenen, persuasiven Literaten, der um die vielfältigen Möglichkeiten der Macht des Wortes wusste, gegenüberstellt. Martin Wagendorfer, einer der derzeitigen Hauptakteure auf der „Großbaustelle Enea Silvio“ (Markus Wesche, Rezension von: Eneas Silvius Piccolomini: *Historia Austriasis*. Teil 1, Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion herausgegeben von Julia Knödler. Teil 2, 2. und 3. Redaktion herausgegeben von Martin Wagendorfer, Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2009, in: *sehpunkte* 9 (2009), Nr. 12 [15. 12. 2009], URL: <http://www.sehpunkte.de/2009/12/16359.html>) beschäftigt sich mit „Enea Silvius Piccolomini und die Wiener Universität“ (S. 21–52). Im Unterschied zur älteren Forschung, die – trotz seiner bekannten Stellung als „Portalfigur“ des nordalpinen Humanismus – nur geringe Beziehungen Piccolominis zur Alma mater Rudolphina in Rechnung stellen wollte, arbeitet Wagendorfer heraus, dass zum einen Briefe des Sienesen zumindest als Einzelstücke sehr wohl in Universitätskreisen und insbesondere bei den Artisten kursierten und dass zum anderen zumindest partielle Kontakte des Humanisten zu führenden Mitgliedern der Wiener Universität als gesichert gelten dürfen. Julia Knödler, neben Martin Wagendorfer eine der Herausgeberinnen der bereits erwähnten modernen Edition der „Historia Austriasis“, stellt über eben dieses Werk Überlegungen zur Entstehung an (S. 53–76) und kommt dabei zu dem Schluss, dass die erste Fassung – sichtlich geprägt von der Kaiseridee und von Vorstellungen vom monarchischen Papat – von Piccolomini im Herbst 1453 entworfen worden sei, die zweite Redaktion hingegen habe er, in neuer Ausrichtung, als kaiserlicher Kreuzzugsprediger geschrieben; und auch in der nächsten Überarbeitungsstufe, so Knödler, haben die konkreten Umstände der Entstehungszeit ihre Spuren hinterlassen. Dass es ihn nicht reue auf der Synode von Basel gewesen zu sein (*Non me paenitet in synodo Basiliensi*

*fuisse*) – die berühmte Bemerkung des Sienesen gehört bekanntlich zu den Schlüsselsätzen der Enea-Biografik. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich Simona Iaria mit Enea Silvio Piccolomini und dem Basler Konzil (S. 77–96) und analysiert dabei zahlreiche Schriften (*De gestis concilii, Libellus dialogorum*) und Briefe aus der Basler Zeit des Protagonisten, Werke, denen, wie die Autorin ausführt, allesamt die konziliare Perspektive eigen ist und deren Lektüre zum Zeitpunkt ihrer Entstehung in Kreisen verbreitet gewesen sei, in denen ein intensives Engagement für die Kirchenreform (weniger für die Humaniora) vorherrschte. Duane Henderson äußert sich zu „Entstehung und Überlieferung des sogenannten *Dialogus pro donatione Constantini*“ (S. 97–120) und stellt dabei fest, dass diese Schrift, die er soeben in einer modernen Edition vorgelegt hat (Eneas Silvius Piccolomini, *Dialogus*, hg. von Duane R. Henderson, MGH, Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 27, Hannover 2011), nach Weihnachten 1453 und spätestens vor dem 12. April 1457 geschrieben, in unvollendeter Form von seinem Autor – so Henderson – „wiederentdeckt“ und am 31. Mai 1457 mit einer neuen Einleitung versehen worden sei. Markus Wesche geht in einer (mit zahlreichen Abbildungen versehenen) Untersuchung über „Aufkommen päpstlicher Medaillen und Ereignismünzen im 15. Jahrhundert“ dem Zusammenhang von Herrscherbild und Türkenkreuzzug nach (S. 121–141) – letzteres nach Johannes Helmrath nicht nur das Lebens-, sondern auch das Todesthema des späteren Papstes –, und kann unter anderem konkrete Niederschläge politisch-religiöser Visionen des Pontifex auf Kreuzzugsmünzen ausfindig machen. Klaus Arnold schließlich beschäftigt sich mit „Enea Silvio als Erzieher“ (S. 144–157). Dabei behandelt er vor allem Eneas ausführlichen Traktat über die Erziehung der Kinder, den dieser 1450 dem damals zehnjährigen Ladislaus Postumus, dem nachgeborenen Sohn König Albrechts II. und künftigem König von Böhmen und Ungarn, gewidmet hat. – Der schmale, aber inhaltlich dichte Band liefert wichtige Bausteine zur vielschichtigen Lebens-, Werk- und Wirkungsgeschichte des Enea Silvio Piccolomini. Er tut dies – seiner Konzeption gemäß – in Konzentration auf die Zeit vor dem Pontifikat. Mag sein, dass dieser Pontifikat in seinem Höchstmaß an Dramatik, Theatralik und Stilisierung schwer zu überbieten, ja dass am Ende wirklich so etwas wie ein „Kunstwerk“ (Erich Meuthen, TRE 26, 1996, S. 652) dabei herausgekommen ist. Erfreulicher ist die davorliegende Zeit allemal.

Jörg Schwarz

Gaetano Platania/Matteo Sanfilippo/Péter Tusor (Hg.), *Gli archivi della Santa Sede e il Regno d'Ungheria* (secc. 15–20). Studi in memoriam del professor Lajos Pásztor archivista ungherese dell'Archivio Segreto Vaticano, *Collectanea Vaticana Hungariae* I, 4, Budapest-Roma (Università degli

studi della Tuscia, Centro studi sull'età dei Sobieski e della Polonia moderna) 2008, XVII, 319 S., ISBN 978-963-9206-56-4. – Der Sammelband vereinigt Einzelstudien zur ungarischen Geschichte, wobei den Herausgebern daran liegt, die Vielfalt möglicher Forschungsthemen aufzuzeigen, für die das Vatikanische Archiv, die Vatikanische Bibliothek und weitere römische Archive bisher nicht ausgeschöpftes Quellenmaterial bereithalten. Der zeitliche Rahmen reicht vom 15. Jh. bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg; der Themenbereich umfaßt vom Schicksal von Rompilgern des Spätmittelalters und der unglücklichen Ehe einer siebenbürgischen Fürstin über die Zeit der Konfessionalisierung und der Türkenkriege bis zu den Beziehungen zwischen Staat und Kirche im 19. Jh. und zu den Problemen der Seelsorge bei den Auswanderern in Nordamerika. Von historiographischem Interesse sind zudem die Beiträge über den Erforscher und Editor römischer Archivalien Vilmos Fraknói, in dem auch die Forschungsbedingungen vor der allgemeinen Öffnung von Archiv und Bibliothek geschildert werden (Christine Maria Grafinger, *Ricerche di Vilmos Fraknói nel Vaticano*), und zur Geschichte der Nuntiatur in Ungarn und ihrem Archiv aus den Jahren 1920–39 (Tomislav Mrkonjić, *Archivio della Nunziatura Apostolica in Ungheria*). Für begrenzte Zeitspannen liegen in den „Nuntiaturberichten aus Deutschland“ und in den „Instructiones Pontificum Romanorum“ Ungarn betreffende Quellen in edierter Form vor. Ergänzt um Akten aus vielen weiteren Fonds boten diese einen Grundstock für die Beiträge über die päpstliche Politik zur Zeit der türkischen Eroberungen und der Ausbreitung reformierter Lehren im 16. Jh. (Alexander Koller, „Circondato da turchi et heretici“. Il regno d'Ungheria nel Cinquecento visto dai nunzi pontifici) und der krisenhaften Regierung des späteren Kaisers Matthias (Silvano Giordano, „Dignitas et salus tua nobis summopere cordi est“. Mattia II, re d'Ungheria e Paolo V nelle carte vaticane) sowie für die Darstellung der spannungsreichen Beziehungen zwischen der sich wieder festigenden katholischen Kirche und dem Papsttum in den Jahrzehnten vor Innozenz XI. (Péter Tusor, *L'Ungheria e il Papato tra riforma tridentina e guerre turche*). Für weitere Studien stehen die großen Bestände an nicht edierten Nuntiaturberichten zur Verfügung, deren Auswertung selbst bei der Behandlung bekannter Themen, wie es die militärischen Ereignisse nach der Befreiung Wiens sind, neue Perspektiven eröffnen können (Gaetano Platania, *Il lucchese Francesco Buonvisi, nunzio a Vienna, e l'impresa di Buda attraverso gli archivi della Santa Sede*). Auch der Überblick über die für Ungarn zuständige Wiener Nuntiatur und ihre Amtsträger im 19. Jh. zieht diese Amtskorrespondenzen heran (Rupert Klieber, *Die Nuntien in Wien im langen 19. Jh.: Promotoren des Ultramontanismus in Österreich und Ungarn?*). Neue Möglichkeiten zeigt daneben der Aufsatz über eine Dispenssache aus der griechisch-katholischen Kirche, der die

unklare juristische Situation eines unierten Bischofs vor Augen führt. Hierfür konnten in dem erst seit kurzem zugänglichen Archiv des Heiligen Offiz entscheidende Akten aufgefunden werden (István Baán, *The Dispensation's Process of Parthenius, Greek Rite Bishop of Munkács*). Der Band ist zugleich dem Gedächtnis an den langjährigen, sehr verdienten Archivar des Vatikanischen Geheimarchivs Lajos Pásztor gewidmet und enthält eine Bibliographie seiner Schriften, die, beginnend 1937, auch die Publikationen aus der Zeit vor der Emigration des Autors enthält.

Rotraud Becker

Paroles de Négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle. Études réunies par St. Andretta, St. Péquignot, M.-L. Schaub, J.-Cl. Waquet, Chr. Wandler, Collection de l'École Française de Rome 433, Roma (École Française de Rome) 2010, 446 S., ISBN 978-2-7283-0879-8, € 42. – Wie und mit welchen „Worten“ haben Unterhändler in der Frühen Neuzeit verhandelt? Waren die Formen des Verhandeln, die Sprachen- und Wortwahl der Akteure, die Verschriftlichung des Verhandelten beliebig, oder folgte man bestimmten Vorgaben, Normen und Mustern? Diese Fragen gehören zu den im anzuzeigenden Buch behandelten Problemen. Der Sammelband geht auf die Studientage zurück, die ein von Jean-Claude Waquet initiiertes, internationaler Arbeitskreis in den Jahren 2005–2007 in Rom und Paris veranstaltete. Im Mittelpunkt steht das (mündliche) Verhandeln, die „Kunst des Wortes“ in der diplomatischen Praxis vom späten Mittelalter bis zur Zeit um 1900, wobei neben Europa auch die außereuropäische Welt gebührende Berücksichtigung findet. Die gewählte Veranstaltungsform des kontinuierlich tagenden Arbeitskreises, zu dem jeweils ergänzend Referenten zu bestimmten Spezialgebieten eingeladen wurden, verleiht dem Sammelband eine viel größere inhaltliche Kohärenz, als es bei Tagungsbänden, die auf einen einzigen Veranstaltungstermin zurückgehen, in der Regel der Fall ist. Angesichts des „polymorphen“ Gegenstandes (Waquet), der in einer weit über die Frühe Neuzeit hinausreichenden *longue durée* betrachtet wird, versuchten die Veranstalter der Studientage und Hg. des Bandes, durch eingehende thematische Vorüberlegungen und die Entwicklung von Leitfragen die von den einzelnen Autoren untersuchten 18 Beispielfälle jeweils für die Offenlegung von Strukturen und Transformationsprozessen des Verhandeln und der diplomatischen Praxis nutzbar zu machen. Dies gelingt im vorgelegten Werk, das Aufsätze arrivierter Fachhistoriker mit Beiträgen von Nachwuchsforschern aus verschiedenen Ländern geradezu ideal verbindet, auf vortreffliche Weise. Eine Einleitung aus der Feder Jean-Claude Waquets und ein gemeinsames Fazit aller Hg. arbeiten die zentralen Fragestellungen, Problemlagen und Ergebnisse der Veranstaltungsreihe heraus. Ein Personennamenregister und Zusammenfas-

sungen der Beiträge in der jeweiligen Sprache des betreffenden Aufsatzes (Übersetzungen der Resümees wären hilfreich gewesen) runden diesen dreisprachigen französisch-italienisch-englischen Band ab. Geographisch werden in den Einzelstudien berücksichtigt Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, die Schweizer Eidgenossenschaft, Brandenburg, Russland, Nordafrika, Persien und das Inkareich, wobei Frankreich und Italien (namentlich Mailand, Neapel, Venedig sowie das Papsttum) am stärksten vertreten sind. Hinsichtlich der Verhandlungspunkte, die bei den analysierten Beispielen erörtert wurden, ist festzuhalten, dass sowohl politische und konfessionelle Konflikte als auch Handelsinteressen betroffen waren. Ferner werden Genderaspekte und Fragen der Interkulturalität thematisiert. Allen Beiträgen gemeinsam ist, dass sie ein direktes Aufeinandertreffen von Unterhändlern (auch Fürsten) und eine damit verbundene verbale Interaktion zum Gegenstand haben. Neben dem eigentlichen Verhandeln ging es dabei auch um Repräsentation und Information. Als ein Grundsatz für das diplomatische Verhandeln im frühneuzeitlichen Europa lässt sich der Respekt vor dem Anderen ausmachen, während die Französische Revolution und die USA ihre Normen zu den universellen Werten der Menschheit erhoben. Methodisch steht das Problem des Zugangs zu mündlich in der Vergangenheit geführten Verhandlungen im Zentrum, wofür die erhaltenen diplomatischen Aktenstücke nebst Privatkorrespondenzen und Tagebuchaufzeichnungen der Akteure etc. gewisse (letztlich jedoch begrenzte) Rekonstruktionsmöglichkeiten bieten. Im Gegenzug lassen sich allerdings im Hinblick auf die schriftlichen Quellen durchaus bestimmte Strategien der Berichterstattung ausmachen, deren Offenlegung auch neue Interpretationschancen für diese Quellen bietet. Der vorgelegte Band leistet einen wichtigen Beitrag zu der gerade in den letzten Jahren ins Blickfeld der Forschung gerückten Thematik der Verhandlungsformen und ihrer Träger, der (formell oder informell mit Verhandlungen befassten) diplomatischen Akteure (bis hin zu ihrer Gestik). Es ist zu begrüßen, dass der Arbeitskreis mit einem neuen Thema („Diplomatenspiegel“) fortgesetzt werden konnte.

Guido Braun

Luigi Bianco/Gianna Del Bono (a cura di), *Il sapere della nazione. Desiderio Chilovi e le biblioteche pubbliche nel XIX secolo. Atti del convegno, Trento, 10–11 novembre 2005, Biblioteche e bibliotecari nel Trentino 3, Trento (Provincia autonoma di Trento, Soprintendenza per i beni librari e archivistici), 2007, XVII, 268 S., ISBN 978-88-7702-181-6.* – 2005 fand in Trient eine Tagung zum 100. Todestag von *Desiderio Chilovi* statt, der 1835 in einem kleinen Ort zwischen Bozen und Trient geboren wurde. Von 1861 bis zu seinem Tod war Chilovi in verschiedenen Funktionen tätig – als Schreiber, Katalogisator, Bibliothekar bis hin zum Leiter der berühmten *Marucelliana* und schließlich

der *Biblioteca Nazionale Centrale* in Florenz, wo er 1905 starb. Der Band versammelt die Beiträge des Symposiums, die neben der Biographie Chilovis vor allem den professionellen und kulturellen Kontext seiner Zeit beleuchten: zum einen das Bibliothekswesen der *Italia liberale* wie z.B. verschiedene Arten von Bibliotheken oder die Entwicklung des Bibliothekarsberufes, zum anderen die verschiedenen Orte der institutionalisierten nationalen Identität auf einer im weitesten Sinne kulturellen Ebene (Schule und Heer, aber auch weitgehend verfehlte Chancen zur Generierung und Transferierung nationaler Werte und Ideen wie Archive, Bibliotheken und Theater). Neben dieser gesamtitalienischen Ebene steht die Untersuchung der gleichen Aspekte im Ambiente des Trentino, der Heimat Desiderio Chilovis. Mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit Bibliothekarspersönlichkeiten im Spannungsfeld zwischen der Habsburger Monarchie und dem entstehenden italienischen Staat, mit der Geschichte der *Biblioteca comunale* in Trient und schließlich mit der Archivalandschaft Trentino und deren „Bewohnern“, den Archivaren. Die Figur Desiderio Chilovis erweist sich in mancherlei Hinsicht als ungewöhnlich für seine Zeit. Sein Berufsleben (1861–1905) deckte sich weitgehend mit der *Italia liberale*, der inneren Konstruktion des italienischen Nationalstaates nach der „heroischen“ Phase des *Risorgimento*. Anders als viele Berufskollegen, die nach 1861 aus den verschiedensten Gründen im Archiv- und Bibliotheksdienst sozusagen als „Erbe“ aus vorunitarischer Zeit verblieben waren, war Chilovi Bibliothekar aus Neigung und freier Entscheidung, dessen Anliegen es zeit lebens war, die Professionalität seines Berufs weiterzuentwickeln und auch im internationalen Kontext zu verankern. Diese europäische Ausrichtung seines Denkens, grundgelegt in der eigenen Ausbildung in Bozen, Trient, Wien und Florenz und fortgeführt im ständigen Austausch mit Fachkollegen, erlaubte Chilovi die Vision eines Verbundsystems der verschiedensten Bibliotheken, verbunden durch eine gemeinsame kulturelle und identitätsstiftende, eine nationale Funktion. Besonderes Augenmerk legte der Bibliothekar dabei – im Gegensatz zu den vielen politischen Funktionären, mit denen er in ständigem Kontakt stand – auf die Bevölkerung auf dem Land, die z.B. durch *biblioteche ambulanti* einen verstärkten Zugang zur Schriftlichkeit erhalten sollte – in Zeiten immer noch eklatanter Analphabetismusquoten eine vorausschauende Maßnahme. Überhaupt fungierte Desiderio Chilovi in seiner Tätigkeit als Bibliothekar als effektiver Multiplikator mit Verbindungen nicht nur zur Fachwelt, sondern auch zu Politik und Verlagswesen. Die Modernität in Chilovis Berufsauffassung bestand in der Idee, die Institution „Bibliothek“ nicht mehr nur als Ort der Konservierung von Wissen zwischen Buchdeckeln anzusehen (was das für die Benutzung bedeutet, kann man noch heute und sicher gegen Chilovis Vorstellungen in der *Biblioteca Nazionale Centrale* in Florenz erle-

ben, wenn die Herausgabe eines Buches mit dem Hinweis *siamo una biblioteca di conservazione* abgelehnt wird), sondern als effektive Instrumente einer geographisch wie sozial möglichst flächendeckenden Verbreitung von Wissen, eben des *sapere nazionale*. Die Realität der *Italia liberale* sah in dieser Hinsicht leider anders aus: das *Ministero della Pubblica Istruzione*, nach seinem ersten Dienstsitz in Rom auch *Minerva* genannt, dem auch viele Bibliotheken unterstanden, besaß lange Zeit keine eigene Bibliothek. Breiten Schichten blieb der Zugang zur gedruckten Schriftlichkeit schon aufgrund der teilweise katastrophalen Schulsituation verschlossen, ganz zu schweigen von den Archiven, die überhaupt erst ab dem 19. Jh. langsam ihre behördliche Funktion durch eine kulturell-wissenschaftliche ergänzten und qualifizierten Forschern Zutritt gewährten. Somit zeigt sich an der erratischen Figur Desiderio Chilovis ganz deutlich die Kluft zwischen modernen Ideen und statischer Realität – damit leistet dieser Sammelband einen wichtigen Beitrag zur Problematik der Identitätsfindung und -stiftung im italienischen Nationalstaat vor dem 1. Weltkrieg. Bibliotheken und noch mehr die Archive standen bisher kaum im Blickpunkt der Forschung in dieser Hinsicht, so daß nun ein weiterer Baustein in der Erforschung der kulturellen Institutionen in ihrer Bedeutung für das *fare gli italiani* vorliegt. Es wäre zu wünschen, daß solche Bausteine in nicht allzuferner Zukunft auch für andere Personen und Regionen vorgelegt würden, so daß mittelfristig auf dieser Basis auch eine Synthese der Forschungsergebnisse erfolgen könnte.

Camilla Weber

Marina Benedetti/Daniela Saresella (a cura di), *La riforma della Chiesa nelle riviste religiose di inizio Novecento*, Studi di storia del cristianesimo e delle chiese cristiane 13, Milano (Edizioni Biblioteca Francescana) 2010, XII, 367 pp., ISBN 978-88-7962-195-5, € 21. – Il pontificato di Pio X è sempre stato al centro di vivaci dibattiti da parte degli studiosi, in particolare alcune questioni chiave affrontate da papa Sarto, come la lotta contro il modernismo, la riforma istituzionale della Chiesa e le vicende del movimento cattolico in Italia. Nel corso dell'ultimo decennio sono emerse importanti novità sul piano della ricerca rispetto a queste problematiche; un decisivo impulso in questo senso è stato determinato dalla disponibilità di nuove fonti primarie conservate presso l'Archivio Segreto Vaticano, di cui sono stati pubblicati i relativi inventari da parte di Sergio Pagano e Alejandro Mario Dieguez. A questi hanno fatto seguito una serie di importanti studi: tra questi si segnala l'opera di Mario Casella su Pio X e la riforma dei seminari a Roma del 2001, così come i corposi atti di un convegno su Pio X curati da Gianni La Bella pubblicati nel 2003. Di grande importanza è, inoltre, il contributo di Carlo Fantappiè del 2008 che, rispetto al pontificato di Pio X, ha messo in luce gli importanti mutamenti



introdotti da questo pontefice nella struttura ecclesiastica (come segnalato da un intervento di Gianpaolo Romano – già autore di un interessante lavoro su Pio X del 1992 – apparso nelle pagine de „l'Osservatore Romano“). In questo contesto, l'opera curata da Marina Benedetti e Daniela Saresella offre un significativo contributo per la comprensione delle questioni accennate. Nel collocare questo lavoro all'interno della storiografia su papa Sarto, Daniele Menozzi richiama la ricostruzione offerta negli anni Novanta da Roger Aubert su Pio X, definito dallo storico e teologo belga un papa „così conservatore sotto molti punti di vista, ma nello stesso tempo uno dei più grandi riformatori della storia“. Questa tesi fu in seguito sviluppata da Giovanni Vian, secondo il quale nella linea di papa Sarto non vi fu una mera giustapposizione tra le istanze restauratrici e quelle riformatrici, bensì una finalizzazione delle seconde alle prime. Rispetto a quanto detto il volume qui recensito „introduce – sempre secondo Menozzi – un ulteriore elemento, vale a dire l'indagine sulle tendenze espresse dal mondo cattolico in ordine alle opportune o necessarie trasformazioni ecclesiali“ (p. 332). In questo caso al centro dell'indagine sono le riviste religiose del primo Novecento, oggetto di un convegno svoltosi a Milano il 3 e il 4 giugno 2008, le cui relazioni sono confluite negli atti del medesimo incontro ora pubblicati nei tipi delle Edizioni Biblioteca Franceseana. L'opera prevede una parte introduttiva (di Grado Giovanni Merlo e delle stesse curatrici) e l'utile richiamo al contesto generale in cui si inserisce la riforma della Chiesa di papa Sarto (di Giovanni Vian). Viene quindi affrontato da Dieguez il rapporto tra Pio X e la stampa dell'epoca sulla base della documentazione vaticana. In quest'ultimo intervento emerge che il papa, in taluni casi, sostenne anche economicamente alcune testate cattoliche nella misura in cui riteneva questo strumento imprescindibile per difendere i principi della sana dottrina in un momento di generale confusione e sbandamento. L'appoggio finanziario non comportava, però, una piena condivisione da parte di Pio X dei metodi virulenti di lotta, tollerati dal pontefice come il male minore. Le vicende di alcune delle principali riviste di area cattolica (e non solo) sono prese in esame nei successivi contributi: tra questi si segnalano la rivista „Studi Religiosi“ (Ilaria Biagioli), la „Rivista storico-critica delle scienze teologiche“ (Rocco Cerrato), ma anche quelle legate al movimento cattolico come „Cultura Sociale“ (Daniela Saresella) e altre come „Le Missioni Cattoliche“ (Elisa Giunipero) o „Roma e l'Oriente“ (Giorgio Del Zanna), dedicate la prima all'evangelizzazione dei paesi extraeuropei e la seconda all'incontro con il cristianesimo orientale. I casi relativi ad altre pubblicazioni del periodo e ulteriori aspetti inerenti al tema principale del volume sono poi affrontati da Alfonso Botti, Samuele Nicoli, Annibale Zambarbieri, Fabrizio Chiapetti, Fulvio De Giorgi, Maria Luisa Cicalese, Natale Spineto e Marina

Benedetti. È indubbiamente merito del convegno e di questi atti l'aver fatto emergere la grande varietà di esperienze e vicende che, legate alle riviste prese in esame, descrivono un universo molto composito che conferma l'arbitrarietà di molte definizioni del modernismo come movimento unitario. Ma proprio tale frammentarietà ripropone – come osservato da Agostino Giovagnoli (p. 347) – la questione della difficoltà di una lettura unitaria delle istanze ispiratrici più profonde di questa vicenda. Di grande interesse sono anche gli interventi della tavola rotonda finale di Daniele Menozzi, Bruna Bocchini Camaiani, Alfredo Canavero e Agostino Giovagnoli che, oltre a ben sintetizzare i risultati dei lavori congressuali, offrono importanti riflessioni sullo stato della ricerca e possibili ipotesi di future indagini in materia. In conclusione, facendo riferimento a quanto osservato da Dieguez, sebbene Pio X non amasse la stampa – nel volume è riportata la sua battuta: „Oh la pensava bene quel patriarca di Venezia che ristucco e infastidito dai giornali ripeteva: ‚Se divento papa li proibisco tutti‘“ (p. 17) – papa Sarto morì, si può dire, proprio „a causa della lettura dei giornali“: „Scoppiata la prima guerra mondiale, il *guerrone* [...] egli fu gravemente scosso, tanto che i suoi famigliari lo rimproverarono ‚di non star a leggere i giornali che dopo stava male‘“.

Massimiliano Valente

Claudia Globisch/Agnieszka Pufelska/Volker Weiß (Hg.), *Die Dynamik der europäischen Rechten. Geschichte, Kontinuitäten und Wandel*, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2011, 317 S., ISBN 978-3-531-17191-3, € 39,95. – Der Sammelband präsentiert die Ergebnisse einer Tagung, die das Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus e.V. im Jahr 2009 anlässlich des 70. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkriegs veranstaltet hat und die der Diskussion „der verschiedenen extremen rechten Parteien und Organisationen vornehmlich in Europa“ (S. 12) gewidmet war. Der italienische Fall wird dabei zwar nur peripher behandelt, gleichwohl ist das Grundanliegen – nämlich die Brauchbarkeit des Faschismusbegriffs zur Erfassung der modernen europäischen „Rechten“ zu untersuchen – auch für die Italienforschung von Interesse. Der Band besteht aus fünf Teilen: Zunächst wird die Frage diskutiert, ob der Nationalismus als Bruch mit der europäischen Aufklärung zu qualifizieren sei, ob daher Faschismus und Nationalsozialismus als Strömungen der Gegenaufklärung anzusehen seien (Zeev Sternhell und Ulrich Bielefeld). Im zweiten Teil werden die „rechten“ Strukturen und Ideologien in Osteuropa behandelt, nämlich in Ungarn (Magdalena Marsovszky), Polen (Tomasz Koniecz) und Rußland (Andreas Umland). Dann werden die entsprechenden Strukturen und Ideologien in Westeuropa skizziert, und zwar zunächst in bezug auf Europa insge-

samt (Michael Minkenberg) und dann anhand der Fallbeispiele Deutschland und Großbritannien (Andreas Klärner) sowie Frankreich und Schweiz (Gilbert Casassus). Im vierten und umfangreichsten Teil werden grenzüberschreitende Semantiken der europäischen „Rechten“ diskutiert, wie sie im Antisemitismus, Antiziganismus und Antiamerikanismus zum Ausdruck kommen: Michael Werz betrachtet die USA als „Zerrspiegel der Moderne“ und spielt damit auf mentale Differenzen zwischen Alter und Neuer Welt als Ursache für antiamerikanische Tendenzen in Europa an. Ausgehend von der „Kritischen Theorie“ erörtert Detlev Claussen die Frage, ob der Antisemitismus überhaupt eine Ideologie sei, d.h. ob er in einem Kausalzusammenhang vom „Gedanken“ zur „Tat“ stehe. Klaus Holz untersucht die antisemitische Verbrüderung der europäischen Rechtsextremen, und Claudia Globisch behandelt den „Ethnopluralismus“ und sein Verhältnis zum Antisemitismus. Anschließend befassen sich Volker Weiß mit dem deutsch-islamischen Verhältnis in historischer Perspektive und Wolfgang Wippermann mit dem Rassenmord an den Roma und seiner Leugnung im Nachkriegsdeutschland. Die Beiträge des fünften Teils sind schließlich explizit der Frage nach der Brauchbarkeit des Faschismusbegriffs zur Erfassung der spannungsgeladenen und widersprüchlichen Kräfte der europäischen „Rechten“ gewidmet. Unter diesem Aspekt analysieren zunächst Axel Schildt die faschismustheoretischen Ansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft und Agnieszka Pufelska den Faschismusbegriff in Osteuropa nach 1945. Den Schlußpunkt setzt Roger Griffin mit seinen Ausführungen zur europäischen Rechtsextremismusforschung. Eine wesentliche Erkenntnis des Sammelbandes lautet, daß gegenwärtig „kaum eine der rechtsradikalen Parteien noch eindeutig diktatorische oder autokratische Politikkonzepte vertritt ... Dies trifft vor allem auf die besonders erfolgreichen Parteien in Belgien, Österreich, Frankreich und Italien zu. Sie wollen die Demokratie nicht abschaffen ...“ (Minkenberg, S. 117). Wenn dem so ist, dann kann der Faschismusbegriff nach Meinung des Rezensenten nicht zur Anwendung auf die europäische „Rechte“ geeignet sein, denn Führerprinzip und Diktatur sind konstitutive Elemente des Faschismus als Epochenphänomen. Die Leitfrage des Sammelbandes, ob es heute in Europa faschistische Tendenzen gibt, wäre demnach klar zu verneinen, obgleich die Hg. der Auffassung sind, daß „die Epoche des Faschismus in Europa keineswegs 1945 zu Ende ging.“ (S. 15) Wie ist die wissenschaftliche Qualität der einzelnen Beiträge einzuschätzen? Dazu schreiben die Hg.: „Manche der Tagungsbeiträge sind bewusst essayistisch oder polemisch verfasst, um das behandelte Thema pointiert darzustellen und eine weitere Diskussion anzuregen.“ (S. 15) Das Urteil der Leser wird kaum besser ausfallen.

Michael Thöndl

Thomas Frenz, *Abkürzungen. Die Abbraviaturen der Lateinischen Schrift von der Antike bis zur Gegenwart*, Bibliothek des Buchwesens 21, Stuttgart (Hiersemann) 2010, X, 217 S., ISBN 978-3-7772-1014-8, € 148. – Auf den ersten Blick verspricht das Werk eines ausgewiesenen Paläographen und Diplomatikers wie Thomas Frenz über die Abbraviaturen – ein bekanntes und schwieriges Phänomen handschriftlicher Überlieferung – eine wissenschaftlich profunde Darstellung, nicht unbedingt eine kurzweilige Lektüre. Gehört schon die Paläographie zu den unterschätzten, weil als handwerklich definierten „Hilfswissenschaften“, so gelten die Abkürzungen „meist als lästige Nebenaufgabe der Paläographie“ (S. 1). Allerdings ist die Beschäftigung mit Abbraviaturen nicht nur notwendige und ständige Aufgabe eines quellenbasiert arbeitenden Historikers, sondern bestimmt jede wissenschaftliche Forschung und darüber hinaus – in einem hohen und noch wachsenden Umfang – unser Alltagsleben. Diesem Phänomen widmet der Autor in seiner Einleitung (S. 1–9) breiten Raum, als Historiker streicht er aber besonders die Gebiete heraus, die aus historischer Sicht eine Beschäftigung mit Abkürzungen sinnvoll und notwendig machen (S. 4–6). Eine kommentierte Literaturübersicht und eine Klassifizierung der wichtigsten Abkürzungsarten (S. 10–16) schließen die Einleitung ab. Der Hauptteil behandelt in chronologischem Ablauf und in klarer Strukturierung den Gebrauch von Abkürzungen von der Antike bis ins 21. Jh. (S. 17–182). Schon die Antike bietet ein differenziertes Abkürzungssystem, das von der altrömischen epigraphischen Suspension über Nasalstriche und „-bus-“ bzw. „-que-Suspensionen“, Kontraktionen (vor allem die „Nomina-Sacra-Kürzungen“) bis zu den „Notae juris“ und zu den „Tironischen Noten“ reicht (S. 17–52). Nach einem kurzen Exkurs über die graphischen Formen der Abkürzungen und die Möglichkeit der Schriftkürzung durch Ligaturen (S. 53–62) schließt sich die besonders interessante Darstellung der vielfältigen Abkürzungssysteme der frühmittelalterlichen Lokalschriften an (S. 63–81), die im Wesentlichen die antiken Kürzungssysteme übernahmen und ausbauten. Nach der programmatischen Reduzierung von Abkürzungen in der karolingischen Minuskel erlebten die Abbraviaturen in der gotischen Schrift eine neue Blüte (S. 82–117). Die ausufernden Abkürzungen werden vom Vf. in überaus überzeugender Weise in den Kategorien Suspension, Kontraktion, Nasalstrich/r-Haken/Silbenkürzungen und fachspezifische Abkürzungen systematisiert. Der Buchdruck übernahm prinzipiell die Abkürzungen, schränkte sie aber vornehmlich aus wirtschaftlichen Überlegungen (Verringerung des Typenrepertoriums) sehr schnell ein. Besonders aufschlußreich ist das kurze Kapitel zur Übernahme lateinischer Abkürzungen in volkssprachlichen Texten (S. 122–127), ein Forschungsgebiet, das in Zukunft sicher noch viele Möglichkeiten bietet. Im Zusammenwirken von Buchdruck, Dominanz

der kürzungsärmeren humanistischen Schrift und steigendem Anteil von Texten in den Volkssprachen geht der Einsatz von Kürzungen in der Frühen Neuzeit stark zurück. Eine Ausnahme bilden dabei aber lateinische Schriften, vor allem die *scriptura bollatica* der päpstlichen Behörden (S. 128–143). Nach einem Exkurs über Zahlen und Symbole als Abkürzungen (S. 144–165) endet der chronologische Hauptteil mit der pointierten Darstellung der komplexen Abkürzungspraxis in der Gegenwart. Die vom Vf. vorgestellten zahlreichen Beispiele aus der Alltagssprache machen die aktuelle Problematik gut deutlich. Weit entfernt von regelgerechten Abkürzungsbildungen dominieren (werb wirksame) Wortspiele und Modeerscheinungen des sogenannten modernen Lifestyl, wie Komposita aus einer *littera singularis* und einem vollständigen Bestandteil (O-Saft, O-Ton) oder Icons im SMS-Verkehr. Eine Zusammenstellung von Hilfsmitteln zur Auflösung von Abkürzungen, ein überschaubares Literaturverzeichnis und Register der Personen, wichtigen Sachbegriffe und einiger Abkürzungen runden das Werk ab. Dem Vf. ist es gelungen, ein komplexes Phänomen wissenschaftlich fundiert und zugleich lesbar darzustellen. Besonders überzeugend (und wohl der langjährigen universitären Lehrpraxis geschuldet) ist die gute Mischung von Beschreibung und Beispielen, wobei sich der auf den ersten Blick überraschende Verzicht auf das Nachzeichnen von Kürzungen, Ligaturen etc. zugunsten der konventionellen Typographie mit einigen ausgewählten „Sonderzeichen“ als sehr lohnenswert herausstellt. Der bewußt epochenübergreifende Ansatz macht deutlich, daß es sich bei Abkürzungen um ein zeitloses Phänomen menschlicher Schrift- und Gestaltungssysteme handelt. Besonders bemerkenswert ist, daß man das vorliegende Werk in weiten Teilen als anregende Lektüre auffassen kann, die einem aber gleichzeitig profunde Kenntnisse über die Entwicklung der Abbreviationssysteme und zahllose paläographische Details vermittelt. Zu fragen ist allerdings, warum bei einem Werk über Abkürzungen der lateinischen Schrift lateinische Zitate mit einer deutschen Übersetzung angeboten werden müssen. Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Werk um eine hervorragende und kurzweilige Darstellung, deren Lektüre für einen breiten Leserkreis gewinnbringend ist, auch wenn der hohe Preis sicher viele Interessenten vom Kauf abhalten wird.

Thomas Hofmann

Notare und Notarssignete vom Mittelalter bis zum Jahr 1600 aus den Beständen der Staatlichen Archive Bayerns, erfasst und bearbeitet von Elfriede Kern, unter Mitwirkung von Walter Jaroschka, Albrecht Liess und Karl-Ernst Lupprian, Sonderveröffentlichungen der Staatlichen Archive Bayerns 6, München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 2008, 703 S., Abb. – Der im wörtlichen wie im übertragenen Sinne schwergewichtige Band

reproduziert fast 2900 Notarssignete und stellt damit „die bisher umfangreichste Sammlung in Druck und Bild“ dar (S. 11). Ihr liegt eine Datenbank zugrunde, die 8446 Urkunden von 2867 Notaren erfasst. Diese Notariatsinstrumente mussten in den Beständen der bayerischen Staatsarchive erst einmal einzeln ermittelt werden, eine Aufgabe, der sich die Bearbeiterin Elfriede Kern seit den 1960er Jahren unterzogen hatte. Inzwischen wurden die Angaben zu den Urkunden und den Notaren in der erwähnten Datenbank zusammengefasst, die Signete digitalisiert. Albrecht Liess verdeutlicht in seiner Einführung, dass die Sammlung jedoch (noch) nicht vollständig ist, da die Urkundenbestände der fränkischen Staatsarchive Bamberg, Nürnberg und Würzburg nur bis zum Jahr 1400 aufgenommen sind. Er kündigt einen zweiten Band an, der die Notariatsurkunden dieser Archive aus den Jahren 1401 bis 1600 sowie biographische Daten zu den Notaren enthalten soll (S. 12f.). Die Signete sind fortlaufend durchnummeriert in chronologischer Reihenfolge abgebildet, wobei Bildgröße und -qualität kaum Wünsche offenlassen. Jedem Signet sind Angaben zum Notar beigegeben: Name, Herkunft (meist: Kleriker der Diözese X; nur 111 sind Laien), Autorisation (durch Kaiser und/oder Papst), eventuelle akademische Grade (von 148 Notaren) und Devisen (von 477 Notaren) sowie die Laufzeit in den Urkundenbeständen. Die Urkundensignaturen sind in einer numerischen Liste im Anhang nachgewiesen; eine weitere Liste verzeichnet sie geordnet nach Archiven und Beständen. Ein Index der Personen und Orte erschließt das Material für biographische und für geographisch eingegrenzte Fragestellungen, wobei allerdings zu beachten ist, dass als „Orte“ hier nur Namensbestandteile erfasst sind, nicht jedoch die Herkunftsbistümer der Notare und erst recht nicht die Ausstellungsorte der Urkunden. Dies ist zu bedauern, da solche Angaben weitere und nicht unwichtige Fragestellungen eröffnen würden. Denn dass auch Notare aus Frankreich, Italien und weiteren europäischen Ländern von Portugal bis Schweden in der Sammlung vertreten sind (vgl. S. 14), erklärt sich daraus, dass die Urkundenbestände bayerischer Empfänger natürlich auch Notariatsinstrumente nichtbayerischer Aussteller enthalten; die Rezensentin beispielsweise konnte davon profitieren, dass die Datenbank eine ganze Reihe von Urkunden nachweist, die an der päpstlichen Kurie ausgestellt worden sind. Vielleicht könnten also im zweiten Band Verzeichnisse der Herkunftsdiözesen und der Ausstellungsorte nachgeliefert werden. Dort wird sicherlich auch der eine oder andere verlesene Notarsname richtiggestellt werden. Diese Bemerkungen ändern jedoch nichts an der Tatsache, dass hier eine imponierende Menge an Bild- und Namenmaterial bereitgestellt wird, das selbstverständlich weit über die Grenzen Bayerns hinaus von Interesse ist und dazu beitragen kann, der Urkundenforschung und der Rechtsgeschichte neue Impulse zu geben.

Christiane Schuchard

Valerio Giovanni Moneta, *Santi e monete. Repertorio dei santi raffigurati sulle monete italiane dal VII al XIX secolo, Il Filarete*. Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Milano 267, Milano (LED Edizioni Universitarie) 2010, 408 S., 89 Taf. + CD, € 48,50. – Il volume qui segnalato si presenta come il primo repertorio completo delle monete, coniate all'interno dell'attuale territorio italiano in età medioevale e moderna, che rappresentino santi o altre figure religiose (in primo luogo Cristo e la Vergine) ed è arricchito da un abbondante materiale iconografico e da una esaustiva bibliografia. I santi raffigurati sono ben 185, mentre altri 13 sono semplicemente citati nella legenda; di ognuno di loro, nella prima parte del volume, si traccia un breve profilo biografico e si analizza l'iconografia. In parecchi casi (Cristo, Maria, ma anche s. Giovanni Battista, s. Marco o altri celebri personaggi della storia della santità) nel corso del tempo, e a seconda delle zecche, il modo di rappresentare l'immagine religiosa ha subito notevoli variazioni. Da questo punto di vista, l'opera costituirà un importante e utilissimo strumento di lavoro per gli storici dell'arte, in quanto parecchi dei santi rappresentati sulle monete hanno goduto di culti locali e per periodi relativamente brevi. Scarso è perciò l'apparato iconografico che possa essere messo in relazione con loro e difficile di conseguenza l'identificazione, resa invece molto più facile, in gran parte dei casi, dalla legenda impressa sulla moneta. Questa prima parte è a sua volta suddivisa in 15 sezioni, secondo una partizione che, per quanto riguarda i santi, richiama quella proposta da André Vauchez nel suo volume sulla Santità basso-medievale (Cristo, Maria, Giuseppe, Giovanni Battista, Apostoli ed evangelisti, Vescovi, Martiri, Santità femminile, Santi laici, Santi dinastici, Santi papi, Santi appartenenti al clero regolare, Arcangeli e angeli, Temi e figure del Vecchio e del Nuovo Testamento, Santi nominati ma non rappresentati). La seconda parte del volume è costituita da un indice, in ordine alfabetico, delle zecche italiane che hanno coniato monete che presentano, nell'immagine o nella legenda, i santi personaggi elencati nella prima parte. È questa la sezione che fornisce agli storici la più interessante serie di indicazioni; è da questo indice, infatti, che si possono ricavare immediatamente informazioni sulla diffusione del culto di un santo, nei suoi rapporti col potere che ne ha voluto rappresentare l'immagine, ma anche il radicamento del culto in una realtà locale e il suo valore „identitario“. Non stupisce, da questo punto di vista, la costante presenza di s. Marco sulle monete veneziane dalle prime attestazioni (XII secolo) fino alla caduta della Serenissima, né quella di s. Giovanni Battista nella monetazione fiorentina fino all'annessione al Regno d'Italia. Per lo storico è certo motivo di riflessione lo scarso rilievo assunto, nella monetazione, dai santi dinastici: anche se, in apparenza, sarebbe stato interesse delle famiglie cui appartenevano e che detenevano il potere, presentarsi attraverso le mo-

nete come „beatae stirpes“, cioè come famiglie strettamente collegate, attraverso i loro santi, alla divinità, essi non sono praticamente mai riusciti a sostituire i culti precedenti. La forza della tradizione si legge anche in altri episodi: come è noto gli Angiò, come tutta la Casa di Francia, hanno favorito in ogni modo il culto di Celestino V e fondato numerosi conventi per l'Ordine che a Celestino deve il suo nome. Eppure solo la zecca dell'Aquila – la città in cui riposa ancor oggi il corpo di Pietro da Morrone – conia durevolmente monete con l'immagine del santo papa, presente nella zecca di Napoli unicamente con un conio di Giovanna II. Il meritorio lavoro di Valerio Moneta si presenta dunque come un validissimo contributo alla storia della moneta, della santità e del potere.

Giulia Barone

Die Papsturkunden des Hauptstaatsarchivs Dresden. Bd. 1: Originale Überlieferung, Teil 1: 1104–1303, bearbeitet von Tom Graber, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2009, 379 S., ISBN 978-3-7752-1903-7, € 88. – Der Band, der Bestandteil des *Codex diplomaticus Saxoniae* ist, publiziert nach dem Vorbild des Göttinger Papsturkundenwerkes (für die Zeit bis 1198) und des so genannten *Censimento* (1198–1417) 157 im Original erhaltene Urkunden der Päpste von Paschalis II. bis Bonifaz VIII., die zum weit überwiegenden Teil an sächsische Empfänger adressiert sind. Sie werden sämtlich im Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrt, wobei auch die dortigen Deposita des Domkapitels von Meißen und des Benediktinerklosters Pegau zu Buche schlagen. In der Edition finden sich drei Fälschungen und eine verunechtete *Littera*, zwölf Stücke wurden aus anderen Quellen rekonstruiert, weil die Originale seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen sind. Da die Mehrzahl der wiedergegebenen Papsturkunden nach 1200 ausgefertigt wurde, folgt die Einrichtung der Edition weitgehend den Gepflogenheiten des *Censimento*, d.h. es werden insbesondere auch die Kanzleivermerke auf Vorder- und Rückseite der Schriftstücke verzeichnet. Aus den Korrektur- und Taxvermerken entspringt wertvolles Material für den Geschäftsgang und die Prosopographie der Kurie. Dementsprechend beschließen Indizes der kurialen Vermerke mit systematischen Rubriken den Dokumentationsteil des Bandes. Auf vier Tafeln werden grafische Elemente, etwa von Kreuzen oder Taxvermerken, als Nachzeichnungen geboten; der Aufwand hierfür dürfte mittlerweile höher sein als ein digitales Schwarzweißfoto der jeweiligen Stellen einzubinden. Ein chronologisches Verzeichnis der Urkunden, Verzeichnisse der Provenienzen, von Incipit und Explicit, der Sanktionsformeln, der in den Urkunden zitierten Quellen (Bibelstellen, Konzilskanones, ein juristischer Kommentar und ein Horaz-Zitat), schließlich der vorhandenen Siegel erschließen den Band in vorbildlicher Weise; ein sehr detailliertes Namenregister komplettiert dieses Instrumenta-



rium. Die Überlieferung des 12. Jh. ist mit zehn Stücken spärlich. Aus der reicheren Ernte der folgenden gut 100 Jahre stechen als Aussteller Innozenz III. mit 18 und Innozenz IV. mit 43 Urkunden hervor. Erwartungsgemäß haben sich Privilegien und *litterae cum serico* (109) in höherer Zahl erhalten als päpstliche Mandate (37 *litterae cum filo canapis*, dazu 11 unsichere Fälle). Aus der Zeit vor 1198 sind nur zwei zusammengehörende Mandate Cölestins III. aus dem Jahre 1196 zu verzeichnen (Nr. 8f.). Auffällig ist die Zahl der im Original überlieferten Mandate, insbesondere von Delegationsmandaten, die sich im Archiv einer der Parteien erhalten haben. Normalerweise wurden diese *litterae cum filo canapis* von den Petenten einem oder mehreren Richtern zugestellt, die vom Papst mit der Führung des Prozesses beauftragt worden waren. Meist sind sie nur kopiaal oder als Insert in weiteren Schreiben des Rechtsstreits überliefert. Die Existenz der Originalmandate im Archiv der Veranlasser wirft die Frage auf, ob diese von den Richtern zurückgefordert oder ob sie schlicht niemals ausgehändigt wurden, weil die Streitsache zwischendurch anderweitig geregelt oder nicht mehr aktuell war. Ein Hinweis auf Spezialliteratur, welche die zugehörigen Prozesse behandelt, wäre nicht nur in solchen Fällen insbesondere für den auswärtigen, an allgemeinen Fragen interessierten Benutzer hilfreich. Die Intensität der diplomatischen Kommentierung ist gegenüber den Sacherläuterungen enorm. Sie lässt die tiefe Vertrautheit des Bearbeiters mit der päpstlichen Diplomatie und den Kanzleigepflogenheiten ebenso erkennen wie mit den präsentierten Beständen, denen sich Tom Graber zum Teil bereits in seiner 2001 von der Universität Leipzig angenommenen Dissertation widmete. Hin und wieder auftretende sperrige Sprachschöpfungen wie eine „sorgfältig eradierte erste Zeile“ (S. 101) nötigen zum Schmunzeln, schmälern aber nicht den Wert dieser verlässlichen Edition, die nicht nur dem sächsischen Landeshistoriker vorzügliche Dienste leisten wird.

Harald Müller

Raffaella Crociani/Massimiliano Leardini/Marco Palma (a cura di), I manoscritti datati di Grottaferrata, Subiaco e Velletri, Manoscritti datati d'Italia 20, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2009, 82, 60 S., Abb. + 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-342-8, € 108. – Mit vorliegendem Band, der die Katalogisate der datierten Hss. der Provinz Rom (außerhalb des römischen Stadtgebietes) umfaßt, ist die Reihe der „Manoscritti datati d'Italia“ auf 20 Veröffentlichungen angewachsen. Gemäß den Regeln des Projekts, die im Vorwort aufgeführt sind („Norme generali“), werden insgesamt 58 Katalogisate von datierten lateinischen Hss. (bis zum 31. Dezember 1500) bzw. von Hss., deren Schreiber oder Entstehungsort eindeutig fassbar sind, präsentiert. Eine Hs. befindet sich in der Biblioteca Comunale von Velletri, zwei in der Biblioteca del

Collegio Internazionale di San Bonaventura in Grottaferrata, vier in der Abbatia di San Nilo in Grottaferrata, die restlichen 51 in der Biblioteca Statale del Monumento Nazionale del Monastero di Santa Scolastica, wobei sich die Provenienzen auf Santa Scolastica und Sacro Speco erstrecken. In der Tradition der Reihe werden zunächst die einzelnen Handschriftenbestände und ihre Geschichte beschrieben (S. 1–24), es folgen die klaren und exakten Handschriftenkatalogisate (S. 25–53), an denen die hohe Professionalität der Bearbeiterinnen und Bearbeiter abzulesen ist. Aus dem Bestand von Subiaco werden weiterhin 14 Handschriften kurz aufgeführt, deren Datierung – zu Recht – angezweifelt wird (S. 55–58). Die Benutzung des Katalogs wird durch eine umfangreiche Bibliographie (S. 59–65), mehrere Indizes (S. 67–82) und 60 hochwertige Schwarzweiß-Abb. erleichtert. Die beigelegte CD-ROM, die erfreulich einfach zu benutzen ist, ergänzt die Abb. um weiteres Bildmaterial. Zweifels-ohne handelt es sich, wie im Übrigen auch bei den Vorgängerbänden, um einen hochwertigen Handschriftenkatalog. Die einleitenden Kapitel zu den einzelnen Beständen liefern darüber hinaus auf fundierter Basis Detailkenntnisse über die Bestandsgeschichte der Bibliotheken. Es stellt sich allerdings die Frage, welchen Sinn es macht, vier völlig unterschiedliche Handschriftenbestände (wohl aus rein geographischen Überlegungen) in einem Band zusammenzufassen. Die durch das Gesamtprojekt vorgegebene Beschränkung auf die datierten Hss. ermöglicht zwar verlagstechnisch die relativ zügige Herausgabe zahlreicher Katalogbände, die Erkenntnisse über Charakteristika der einzelnen Bestände sind auf der Basis des vorliegenden Materials allerdings sehr eingeschränkt. Dies betrifft sowohl den Inhalt als auch die Entstehungszeit der Hss.: Auf der Basis der datierten Hss. wäre für Subiaco – nur für diesen Fall sind aufgrund der signifikativen Menge an Hss. Aussagen überhaupt möglich – zu konstatieren, daß der Anteil an profaner Literatur verschwindend gering wäre und daß sich der Bestand überwiegend (über 75%) auf die Zeit von 1450 bis 1500 konzentrierte. Die Erschließung datierter Hss. erfordert Spezialkenntnisse und hohen zeitlichen Aufwand bei der detaillierten Sichtung des Bestands. Es wäre wünschenswert und für die Forschung ertragreicher, diese Ressourcen für die Erschließung des gesamten Handschriftenbestands einer Bibliothek einzusetzen, wie es im Übrigen in vielen Fällen ja parallel geschieht. Die Nutzung der technischen Möglichkeiten bietet darüber hinaus die Chance, die handschriftliche Überlieferung als kulturelles Vermächtnis im Datenbankformat auf nationaler oder übernationaler Ebene zu erschließen (an dieser Stelle sei auf das vorbildhafte Schweizer Gesamtprojekt der *e-codices* verwiesen: <http://www.e-codices.unifr.ch/de>), sofern der kultur- und wissenschaftspolitische Wille dazu besteht.

Thomas Hofmann

Le schede dei manoscritti medievali e umanistici del Fondo E. A. Cicogna, a cura di Angela Caracciolo Aricò con la collaborazione di Nicoletta Baldin, Lorenzo Bernardinello, Elena Bocchia, Matteo Donazzon, Chiara Frison, Norbert Marcolla 1–2, Medioevo e Rinascimento, Materiali 1, Venezia (Centro di studi medievali e rinascimentali „E. A. Cicogna“) 2008–09, XXXV, 449 u. 352 S., ISBN 978-88-9654-301-6, 978–88–9654–304–7; Carlo Campana, Cronache di Venezia in volgare della Biblioteca nazionale Marciana. Catalogo, Medioevo e Rinascimento, Materiali 2, Padova-Venezia (Il Poligrafo, Centro ...) 2011, 244 S., ISBN 978-88-7115-675-0, je € 50. – Das Zentrum, das sich – unter der Leitung von Angela Caracciolo Aricò – vorwiegend der Vergangenheit Venedigs annimmt, hat in den zehn Jahren seines Bestehens eine rührige Publikationstätigkeit entfaltet. In der Reihe „Ritratti“ sind biographische Skizzen von Paul Oskar Kristeller, Giuseppe Billanovich sowie Remigio Sabbadini erschienen und unter dem Titel „Testi“ bisher drei Bde. mit venezianischen Chroniken, über die im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift berichtet werden soll, dazu kommen die hier anzuzeigenden Handschriftenverzeichnisse. Emanuele Antonio Cicogna (1789–1868) war einer der fruchtbarsten Historiker Venedigs im 19. Jh. Sein Leben lang hat er Zeugnisse für die große Vergangenheit seiner Heimat gesammelt: Bücher und Handschriften, speziell die Inschriften in Kirchen und Profangebäuden mitsamt möglichst umfassenden Informationen über die dort gewürdigten Personen, etwa auf den unzähligen Grabsteinen. Davon zeugen vor allem der 1847 veröffentlichte „Saggio di bibliografia veneziana“ – mit fast 1000 Seiten – und das Werk „Delle iscrizioni veneziane“ mit der ausgiebig kommentierten Präsentation des zusammengetragenen Materials, dessen sechs erschienene Bde. (1824–53) aber wohl nicht einmal die Hälfte des Gesamten erfassen. Seiner Sammelleidenschaft kam das riesige antiquarische Angebot zustatten, als wegen der Zeitläufte – neben anderem – Archivalien und literarisches Gut vieler verarmter Familien des Venezianer Adels und des Bürgertums auf den Markt gelangten. Cicogna hat selbst ein detailliertes Verzeichnis seiner insgesamt 4120 Handschriften angelegt, bevor er seine Bibliothek der Stadt Venedig schenkte; sie ist jetzt Teil der Biblioteca del Museo Correr. Aus diesem Katalog werden nun die Beschreibungen des älteren Bestandes abgedruckt und mit erläuternden Anmerkungen versehen, stets mit Angabe der heutigen Signatur. Für die Handschriften der Correr-Bibliothek existiert bisher kein gedrucktes Inventar, sehr hilfreich ist nun die Übersicht über einen ihrer größten Fonds. Das Verzeichnis wird durch ein Personenregister erschlossen. Zusätzlich wäre die Konkordanz der aktuellen Nummern mit den alten nützlich gewesen, außerdem sehr wünschbar ein Index der Titel anonym überlieferter Werke, wenn nicht sogar ein Sachregister, besonders im Hinblick auf die so zahlreichen Venezianer Chroniken, denn die

meisten werden schlicht *Cronaca veneta* genannt. – Diesen Reichtum in den Beständen der Marciana führt Campana vor Augen: Sein Katalog enthält 280 Nummern allein aus dem Bereich der *Volgare*-Texte. Nicht alle waren schon in den gedruckten Handschriftenkatalogen der Marciana erfasst, so dass diese präzisen neuen Beschreibungen höchst willkommen sind. Chroniken im venezianischen Idiom gibt es seit dem 14. Jh., und – abgesehen von den nicht wenigen einfachen Abschriften – bis ins 18. haben Autoren sich bemüßigt gesehen, neue Texte aus älteren zu kompilieren; noch aus dem 19. Jh. stammen Transkriptionen mittelalterlicher Werke wie etwa der Chronik Antonio Morosinis, die für die ersten Jahrzehnte des 15. Jh. eine vorzügliche Informationsquelle darstellt. Wertvoll sind die Angaben über die Herkunft der Codices (bei einer erklecklichen Zahl taucht „Phillipps“ auf dank den Verkäufen im 19. und den Ankäufen im 20. Jh.), eine Reihe der früheren Besitzer wird im Anhang eigens vorgestellt. Die Indices erschließen das Material einwandfrei. Solche Hilfsmittel sind unerlässlich, will man es einmal wagen, die früheren Versuche einer übersichtlichen Ordnung im Wildwuchs der venezianischen Chronistik (selbstverständlich unter Einschluss von deren lateinischem Teil) wieder aufzunehmen.

Dieter Girgensohn

Pietro De Leo/Rita Aiello/Rita Fioravanti (a cura di), *Il patrimonio librario della Certosa dei Santi Stefano e Brunone e sue dipendenze alla fine del XVI secolo (Codice Vat. Lat. 11276, cc 22r-151v)*, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2010, X, 503 S., ISBN 978-88-498-2157-4, € 22. – In den Jahren zwischen 1599 und 1603 wurde ein Bestandsverzeichnis der Bücher des Kartäuserklosters Serra San Bruno erstellt, das im Codex Vat. Lat. 11276 vollständig überliefert ist. Bei der minutiös durchgeführten Verzeichnung ging es nicht darum, einen Bibliothekskatalog zur Dokumentation oder Nutzung der Bestände zu erstellen, sondern um ein Auftragswerk der Kongregation des *index librorum prohibitorum* mit dem Ziel der Sichtung des Bestands im Hinblick auf die Vernichtung oder Separierung häretischer oder verdächtiger Werke. Unabhängig von diesem, oder vielleicht gerade wegen diesem Zweck liegt uns heute ein „Katalog“ auf außergewöhnlich hohem Niveau vor, der einen Einblick in einen ungewöhnlich reichen Buchbestand eines Kartäuserklosters am Ende des 16. Jh. ermöglicht (es handelt sich um ca. 2500 bibliographische Einheiten), darüber hinaus aufgrund der signifikanten Bestandsgröße Untersuchungen über Bestandsschwerpunkte und -lücken erlaubt und schließlich die Basis bietet für kulturgeschichtliche Rückschlüsse auf das Maß der Literarisierung der Klostersgemeinschaft und der abhängigen Pfarreien und Orte im Umland. Die Einführung von Pietro De Leo (S. I–X) skizziert das Editionsprojekt, deutet aber auch die künftigen Forschungsmöglichkeiten an, die sich aus dem Ver-

zeichnis ergeben. Exemplarisch seien an dieser Stelle nur einige aufgeführt: Interessant wären weitergehende Untersuchungen im Hinblick auf den nicht unbeträchtlichen Anteil von Cinquecentinen in Volgare und in spanischer Sprache, auf die Rolle der politischen und kulturellen Hispanisierung des *Regno* im 16. Jh., auf den Anteil und den Autorenkanon klassischer Werke (Cicero steht bei weitem an erster Stelle, generell ist ein deutlicher Schwerpunkt in der lateinischen Literatur zu erkennen, aus der griechischen Literatur sind Aristoteles und Äsop, daneben Fachautoren wie Euklid und Galen vertreten, weite Bereiche wie Epos, Tragödie und Platonismus fehlen völlig; der Einfluß des griechischen Kulturumfelds Süditaliens ist ziemlich gering), auf den geringen Anteil klassischer und zeitgenössischer historiographischer, politischer und juristischer Werke, auf die 1599 noch fehlende klösterliche Zentralbibliothek und die Verteilung der Bücher auf die einzelnen Zellen (mit persönlichen Vorlieben) oder auf die beträchtliche Anzahl von Büchern im Besitz von Säkularklerikern und Laien im klösterlichen Territorium. Um die Fragen nach gemeinsamen Entwicklungslinien und auffälligen Sonderwegen auf methodisch gesicherter Basis beantworten zu können, ist allerdings die Erschließung von vergleichbaren Verzeichnissen eine unverzichtbare Voraussetzung. Einen besonders interessanten Forschungsgegenstand stellen die Listen der separierten Bücher dar (insgesamt 93 Titel, S. 274–294). 43 Titel werden ausdrücklich als „suspensi donec expurgentur“ bezeichnet, 50 Bücher sind aus konservatorischen oder inhaltlichen Gründen separiert. Von den 43 zu expurgierenden Werken sind allerdings nur 13 im *Index des livres interdits*, dir. Jesús Martínez De Bujanda, 11 Bde., Quebec 1984–2002 aufgeführt. Ob man eventuell bei der Aussonderung in Serra San Bruno besonders rigoros vorgeht, läßt sich nur unter Heranziehung von Vergleichsmaterial beantworten; möglicherweise kann auch die laufende Auswertung der Akten der Index-Kongregation Aufschlüsse bieten. Leider führt das Verzeichnis keine Bücher auf, die wegen ihres häretischen Inhalts vernichtet wurden. Belegt ist eine umfangreiche öffentliche Bücherverbrennung am Erscheinungsfest 1600 in Santa Severina. Ob bei den verbrannten Büchern auch Exemplare aus dem Kartäuserkloster enthalten waren, läßt sich aus den Quellen nicht klären (vgl. Antonio Maria Adoriso, *Riforma Tridentina in Calabria. Un rogo di libri ereticali a Santa Severina*, *Rivista Storica Calabrese* n.s. 8 (1987), S. 263–279). Den Hauptteil des Werks stellen die Edition und die bibliographische Aufbereitung des Verzeichnisses dar. Die Einträge sind von bemerkenswerter bibliographischer Genauigkeit, für den überwiegenden Teil der Titel konnte von den Bibliothekarinnen Rita Aiello und Rita Fioravanti, die seit Jahren mit dem Altbestand der Biblioteca Casanatense bestens vertraut sind, moderne Titelaufnahmen ermittelt werden. Zum Nachweis der Ausgaben wurde, soweit möglich, auf inter-

nationale Verbundkataloge verwiesen. Gerade der Vergleich der modernen Katalogisate mit den Buchbeschreibungen der Handschrift zeigt die exzellente Qualität des „Katalogs“ von 1599. Zur Veranschaulichung des Buchbestands, der sich aufgrund des verheerenden Erdbebens von 1783 und der politischen Ereignisse nicht mehr *in loco* befindet, sind die Titelseiten von 15 Werken nach Exemplaren der Biblioteca Casanatense abgebildet. Hervorzuheben ist schließlich der detaillierte Index der Autoren bzw. der Titel der anonymen Werke, der die Benutzung der Edition bedeutend erleichtert. Auf den ersten Blick scheint die Edition eines Bibliothekskatalogs eines kalabresischen Klosters aus dem ausgehenden 16. Jh. auf eine lokal- und bibliotheksgeschichtliche Spezialstudie hinzuweisen. Der reiche und differenzierte Buchbestand, die hervorragende Qualität der Verzeichnung und nicht zuletzt die Einbindung des Werks in die Arbeit der Index-Kongregation ermöglichen aber eine Fülle von Fragestellungen unter buch- und bibliotheks-, kirchen-, sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten, so daß die Lektüre auch über die Lokalgeschichte hinaus einen Gewinn darstellt. Die Titelbeschreibungen des „Katalogisierers“ von 1599 und die bibliographischen Identifizierungen der beiden Kolleginnen sind von gleich hoher Qualität, das präzise und kenntnisreiche Vorwort von Pietro De Leo regt mit den zahlreichen bibliographischen Angaben zu weitergehender Beschäftigung an. Nicht immer sind die Werke der in Italien sehr beliebten „comitati nazionali“ anlässlich besonderer Jahrestage von überzeugender Qualität, das vorliegende Werk kann aber uneingeschränkt empfohlen werden, zumal bei dem sehr ökonomischen Preis. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Klosterbestände sind ein entscheidender Baustein in unserer kulturellen Überlieferung. Es ist zu hoffen, daß diese Edition Nachahmung finden wird.

Thomas Hofmann

Thomas Ertl, *Alle Wege führten nach Rom. Italien als Zentrum der mittelalterlichen Welt*, Ostfildern (Thorbecke) 2010, 304 S., Abb., ISBN 978-3-7995-0861-2, € 24,90. – Thomas Ertl lässt keinen Zweifel aufkommen, dass er das mittelalterliche Italien als „internationales“ Kontakt- und Kommunikationszentrum versteht. Hier kreuzten sich zwischen 1000 und 1500 „Wege, Waren, Menschen und Ideen“ (S. 7) in ungeheurer Dichte. Auf knapp 300 Seiten gelingt es dem Mediävisten die Geschichte der italienischen Halbinsel in größere Zusammenhänge einzubinden, ohne gleichzeitig den Anspruch einer Regionengeschichte oder chronologischer Ereignisgeschichte zu verfolgen und den zahlreichen politikgeschichtlichen Darstellungen eine weitere hinzuzufügen. Vielmehr versucht er geschichtsinteressierten Lesern schlaglichtartig das Wirken von Italienern in der Welt sowie im Wechselspiel deren Wirken in Italien näher zu bringen. Seine Darstellung bleibt hierbei stets eng am Einzel-

fall, um allgemeingültige Entwicklungen anhand einzelner Personen lebendig werden zu lassen. Dass lediglich Mythen und Ereignisse aneinander gereiht werden, vermeidet Ertl dadurch, dass er immer auch Bezug auf Forschungsergebnisse nimmt, indem er dezidiert auf verbleibende Unsicherheiten, Lücken in der Überlieferung, Aussagemöglichkeiten von Quellen (S. 165f.) oder gern tradierte, aber letztlich erst im 19. Jh. geprägte Legenden (S. 144) eingeht. Dass es ein einheitliches „Italien“ im Mittelalter weder in politischer, noch in wirtschaftlicher oder ethnischer Hinsicht gegeben habe, wird an mehreren Stellen betont. Dennoch begründet Ertl seine Formulierung „*die Italiener*“ (S. 287) damit, dass eine Abgrenzung gegenüber dem als „kulturlos“ empfundenen nordalpinen Raum und gegenüber den Griechen sowie den heidnischen Muslimen im Süden doch zu einer Art Zusammengehörigkeitsgefühl geführt habe. Nachdem eingangs mit den Wegen nach Italien (S. 15–29) die spätantike und mittelalterliche Infrastruktur der italienischen Halbinsel (Landwege mit Alpenpässen und Seewege) skizziert wurde, folgen schließlich – kapitelweise – thematische Annäherungen an die Phänomene des kulturellen und kommunikativen Austauschs über Länder-, Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Ausgangs- und Endpunkt bildet nicht zuletzt Rom, dessen Mythos als Hauptstadt der Welt (S. 52) sowohl mit der Bedeutung Italiens für die römisch-deutschen Könige verknüpft wird als auch mit den Kommunikationsstrukturen religiöser Orden (S. 143ff.). Wenn Ertl am Beispiel des Zisterzienserordens dessen Bedeutung für kulturübergreifenden Austausch von Gebrauchsgegenständen, Schriften oder Fertigkeiten erläutert und seine Bedeutung für die „mentale und agrarische Landerschließung“ (S. 146) tritt allerdings der Italienbezug seitensweise zugunsten allgemeinverständlicher Kontextualisierung zurück. An anderer Stelle wird das gleiche Phänomen mit Handelsstraßen und der Bedeutung von Fernhandelskaufleuten für europaweiten Kulturtansfer (S. 245) in Verbindung gebracht. Verknüpft werden die religiöse und die wirtschaftliche Sphäre jedoch nicht. Deren Überschneidungsmöglichkeiten skizziert allerdings das gelungene Kapitel zu den Asienreisen der Gebrüder Polo, das christliche Missionare, zum muslimischen Glauben konvertierte Abenteurer und geschäftstüchtige Kaufleute zusammenbringt. Warum das Zusammenleben der Universitätsnationen mit einem Beispiel aus Paris erläutert werden muss, erschließt sich nicht ohne weiteres, auch wenn das entsprechende Kapitel mit dem Hinweis schließt, an der – eigentlich im Vordergrund stehenden – Universität Bologna seien die Verhältnisse sicher nicht anders gewesen (S. 209). Das Buch ist gut geschrieben. Es bedient sich mit Blick auf eine breite Leserschaft einer modernen Sprache, was dann allerdings mitunter dazu führt, dass von der „ *Holding* “ des Francesco di Marco Datini gesprochen wird. Hervorzuheben ist abschließend, dass Ertl Begriffe wie „ *stabilitas loci* “ (S. 154),

die „septem artes liberales“ (S. 198f.) oder die „goldene Horde“ (S. 183) genauso wie „Cismontani“ und „Ultramontani“ (S. 206f.) im Fließtext in aller gebotenen Kürze erklärt und für jedes Kapitel eine knappe Auswahlbibliographie mit aktueller Literatur anbietet. Zusammen mit Quellenausschnitten – in Übersetzung – entsteht auf diese Weise ein kurzweiliges Lesebuch zur italienischen Geschichte des Mittelalters. Zumindest ein Stück der Faszination Italiens überträgt sich auf diese Weise beim Lesen. Britta Kägler

Elke Goetz, *Geschichte Italiens im Mittelalter*, Darmstadt (WBG) 2010, 288 S., ISBN 978-3-89678-678-4, € 29,30. – Die Geschichte Italiens im Mittelalter zu erzählen ist wegen der Vielgestaltigkeit der Halbinsel ein schwieriges Unterfangen. Unterschiedliche Stränge – zumindest für Süditalien, Rom und Oberitalien – müssen separat verfolgt, bisweilen miteinander verwoben und dann wieder in ihrer Individualität erhalten werden. Kürzungen und Vereinfachungen sind dabei unvermeidlich. So liegt die individuelle Leistung einer gut lesbaren Überblicksdarstellung vor allem in der gut begründeten, den Erzählfluss erhaltenden Selektion von Ereignissen und Räumen, die trotz der unvermeidbaren Fragmentierung einen roten Faden erkennen lässt. Die Vf. trägt dem Rechnung, wenn sie ihr einleitendes Kapitel mit dem Hinweis abschließt: „Die überbordende Fülle des Berichtswertes, dem Pluralismus der italienischen Geschichte geschuldet, der hier kein Zeichen von Schwäche, sondern von unerschöpflichem Reichtum ist, zwingt zur Auswahl und zur Verknappung“ (S. 16). Nicht nur hier knüpft sie in Formulierung und Ansatz an Werner Goetz und dessen „Grundzüge der Geschichte Italiens in Mittelalter und Renaissance“ von 1975 (ebenfalls WBG, hier S. 12), an: „Wir handeln von einer echten Vielfältigkeit. Pluralismus ist in der Geschichte oft gleichbedeutend mit Schwäche. Er kann aber auch Ausdruck überquellenden Reichtums sein“. Das Buch von Elke Goetz folgt auch im Aufbau nahezu exakt dem Vorgängerbändchen. So ist die Aufteilung in 15 Kapitel, die je wechselnden Regionen gewidmet sind, fast unverändert. Lediglich das Kapitel 14 im Vorgängerbuch über „Politik und Wirtschaft im späteren Quattrocento“ fehlt, dafür ist Kapitel 7 über „Ober- und Mittelitalien im sogenannten Investiturstreit“ eingefügt, dessen Inhalt wiederum in ganz ähnlicher Form bei W. Goetz schon in Kapitel 5 behandelt wird. Nur in Einzelfällen werden Passagen in andere Kapitel verschoben. Die geringfügige Änderung der Kapitelüberschriften (1. „Italia – Grundsätzliche Fragestellungen“ statt „Grundfragen und Voraussetzungen“, 3. „Zwischen Skylla und Charybdis: Byzanz und die Langobarden“ statt „Byzantiner und Langobarden“, 6. „Süditalien unter den Normannen“ statt „Die Normannen“) vermittelt fast den Eindruck, der Verlag habe bemängeln wollen, dass es sich bei dem hier zu besprechenden Buch weniger um eine eigenstän-



dige Publikation als um eine überarbeitete und teilweise aktualisierte Neuauflage handelt. Dem Eindruck entspricht es auch, dass an keiner Stelle das Vorgängerbuch erwähnt wird – außer im Literaturverzeichnis, wo es gleichgestellt neben anderen Titeln erscheint. Wörtliche Zitate werden im Buch in Anführungszeichen, der zitierte Urheber in Klammern kenntlich gemacht. Die Entlehnungen aus W. Goetz dagegen sind sämtlich nicht gekennzeichnet. Soviel zur Richtigstellung: Die Vf. übernimmt nie ganze Sätze unverändert aus dem Vorgängerbuch. Sogar alle wörtlichen Quellenzitate, die W. Goetz in Anführungszeichen markiert, werden hier leicht variiert stets in indirekter Rede wiedergegeben (u. a. 38, 116, 231, bei W. Goetz resp. 33, 86, 238). Satzstücke und markante Wörter bleiben häufig unverändert, exemplarisch ist die oben zitierte Passage der Einleitung. Trotz der Beschränkung auf leichte Überarbeitungen ist das Buch sehr gut lesbar, klug gegliedert und mit der Einschränkung zu empfehlen, dass manche Neuansätze, die die Forschung seit Erscheinen des Buches von W. Goetz bereichert haben, leider ignoriert werden. Hier wären Chris Wickhams Forschungen zur Konfliktführung oder Walter Pohls Studien zu den Langobarden zu nennen. Auch die Beschreibung des *Incastellamento* (71=W. Goetz 66) ist veraltet. Aldo A. Settia, Pierre Toubert und Paolo Cammarosano haben schon vor 20 Jahren interne Auslöser, soziale und ökonomische Beweggründe angeführt. Eine nur dürftig aktualisierte Bibliographie sowie ein Namens- und Ortsregister beschließen das Buch, das trotz aller Einschränkung überaus lesenswert ist. Allein, der Verlag hätte ehrlicher Weise deutlich machen können, wie eng das Buch dem älteren Exemplar folgt.

Florian Hartmann

Mischa Meier/Steffen Patzold, August 410. Ein Kampf um Rom, Stuttgart (Klett-Cotta) 2010, 259 S., ISBN 978-3-608-94646-8, € 19,10. – *Audiat et altera pars* – in dem Wissen, dass ein Ereignis stets unterschiedliche Wahrnehmungen und folglich Deutungen hervorrufen kann, beherzigt die Rechtsprechung diese Vorgabe üblicherweise, um der juristischen Wahrheit auf den Grund zu gehen. Mit Blick auf die Geschichte erweisen sich die Dinge jedoch komplizierter, auch wenn das juristische Ideal grundsätzlich für die Rekonstruktion der historischen Wahrheit gelten mag, so es diese denn gibt. Die Geschichtswissenschaft, insbesondere die Rezeptionsforschung hat längst erkannt, dass gerade diese unterschiedlichen Perspektiven auf ein Ereignis ihr eigenes Erkenntnispotenzial besitzen, nämlich dann, wenn sie zum Spiegel der Zeit- und Standortgebundenheit bzw. der funktionalen Rezeption historischer Zusammenhänge werden und mehr über ihre zeitgenössischen Autoren als über die Faktizität der Ereignisse selbst vermitteln. Nicht die Fakten, sondern die jeweiligen Kontexte, in denen die Fiktionen über diese tatsächlichen oder

vermeintlichen Fakten entstehen, nicht wie es gewesen ist, sondern warum und wie es gedeutet wurde, definiert dann die Fragestellung. Als lohnende Objekte eines solchen Ansatzes erweisen sich insbesondere die gleichsam welthistorischen Ereignisse. Pünktlich zur 1600-jährigen Wiederkehr der Eroberung Roms durch Alarich am 24. August 410 haben der Althistoriker Misha Meier und der Mediävist Steffen Patzold gemeinsam über die Wirkungen dieses Ereignisses am Übergang von der Antike zum Mittelalter nachgedacht und stellen in einem Streifzug durch die historiographische und z. T. auch literarische Rezeption recht unterschiedlichen Deutungsperspektiven vor, die der Fall Roms im Jahre 410 in Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Schon der Titel des Bandes verweist nicht nur auf eine der wohl erfolgreichsten Bearbeitungen des Stoffes (Felix Dahns 1876 erschienener gleichnamiger gelehrter Professorenroman), sondern auch auf die im Prolog des Bandes („Ein Ereignis – Viele Geschichten“) thematisierte Schwierig- bzw. Unmöglichkeit, aus der Menge der über 1600 Jahre entstandenen Verarbeitungen so etwas wie einen historisch wahren verlässlichen Kern herausfiltern zu können. In einer bewusst und zugegebenermaßen subjektiven, keinesfalls vollständigen Auswahl nehmen sie insgesamt 21 Autoren und deren Darstellungen dieses Ereignisses genauer in den Blick. In einem ersten Teil (Zeitgenössische Deutungen) lassen sie an christlichen Autoren Hieronymus, Augustinus, den spanischen Kirchenhistoriker Orosius sowie als einen der wenigen paganen zeitgenössischen Autoren zu dem Ereignis, den aus Gallien stammenden Reichsbeamten Rutilius Namatianus, zu Wort kommen. Am Anfang dieser Gruppe steht Claudius Claudianus, der sein Epos *de bello gothico* bereits im Jahre 402 und somit einige Jahre vor dem Fall Roms verfasst hat, dessen panegyrischer Entstehungskontext anlässlich eines Sieges über die Goten aber betont, wie unerwartet für die Zeitgenossen nur wenige Jahre später Alarich über die *Urbs* hereinbrechen sollte. Schon diese durchaus repräsentative Auswahl an zeitgenössischen Textzeugnissen unterschiedlichsten literarischen Anspruchs und Intention, die zudem an verschiedenen Orten mit mehr oder weniger Distanz zum Geschehen und in sehr diversen gesellschaftlich, politisch und auch religiösen Kontexten entstanden, mag die Heterogenität auch späterer Deutungen des Ereignisses verständlich machen, das schon von den Zeitzeugen als Gottesstrafe und Teil der christlichen Heilsgeschichte, aber auch als Beweis für die Minderwertigkeit der christlichen Religion bzw. als Konsequenz für die Aufgabe der alten heidnischen Götter gedeutet wurde. Ebenso divers sind die Perspektiven in der zweiten Gruppe, der Historiographen. In einem weiten zeitlichen wie geographischen Bogen von der Spätantike bis in das 16. Jh. werden u. a. die oströmischen Geschichtsschreiber Sokrates, der pagane Zosimos, Prokop, ferner Jordanes mit seiner Gotengeschichte, aber auch Isidor von

Sevilla, Otto von Freising sowie der Italiener Flavio Biondo, der deutsche Humanist Franciscus Irenicus und der Schwede Johannes Magnus mit ihren individuellen Deutungen und Kontextualisierungen des Falls von Rom vorgestellt, die von einer teilweisen Marginalisierung aus byzantinischer Perspektive über christlich-teleologischen Deutung bis hin zu einer historisch absurden ethnozentrischen Interpretation durch den schwedischen Gotizismus des 16. und 17. Jh. reichen konnten, der Alarichs Eroberung als geradezu identitätsstiftendes und moralisch beispielhaftes Moment der schwedischen Geschichte verklärte. Die dritte und letzte Gruppe ist den Historikern gewidmet, wobei hier neben Hauptwerken der Aufklärungshistoriographie wie Edward Gibbons monumentaler „History of the decline and Fall of the Roman Empire“ (1776) auch Klassiker der eher populären, literarischen Bearbeitung des Stoffes (Felix Dahn, Ferdinand Gregorovius), Aufbereitungen für den Schulunterricht (August Wilhelm Grube, 1852), völkische Vereinnahmungen (Wilhelm Capelle, 1928) oder aber neuere wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Ereignis (Herwig Wolfram, 2005 Michael Kulikowski, 2007) betrachtet werden. Zu jedem Autor liefern die Vf. eine komprimierte biographische Skizze sowie gelungene Ausführungen zum politischen, gesellschaftlichen, kulturellen oder wissenschaftlichen Entstehungskontext des Werkes. Bei der Anzahl an behandelten Autoren auf 240 Textseiten ist dies eine beachtliche Leistung, zumal es den beiden Autoren gelingt, jeweils Geschichte zu erzählen und nicht schematisch die einzelnen Positionen nach Handbuchmanier abzuarbeiten. Hierdurch wird der Band zu einem echten Lesebuch, dessen pointierte Kapitelüberschriften auch den Laien neugierig machen auf zentrale Momente – etwa bei dem als „Katholik mit Migrationshintergrund“ bezeichneten Isidor von Sevilla: „Vergangenheitsbewältigung eines Vertriebenen“ oder bei Flavio Biondo, Franciscus Irenicus und Johannes Magnus augenzwinkernd zu den Blüten des Gotizismus: „Sind wir nicht alle Goten?“ Selbstkritisch betonen die Vf., weder Vollständigkeit erzielen zu können, noch eine kritische Rezeptionsgeschichte vorlegen zu wollen. Der Band verzichtet bewusst auf einen Anmerkungsapparat, eine eingehende Referenz auf aktuelle mediävistische Diskussionen zur Rezeptionsgeschichte (z.B. Otto G. Oexles Vorschlag einer „Gedächtnisgeschichte des Mittelalters“, 2009), auf Ausflüge in die breite kunsthistorische Rezeption aber auch auf eine ausführliche Wertung dieser heterogenen Berichte. Es war nicht der Anspruch der Vf., „dem Leser eine einzige, allein seligmachende Geschichte vorzusetzen“, sondern mit ausgewählten Beispielen diverser religiös, politisch oder aber ethno-kulturell bis national motivierter Interpretationen dafür zu sensibilisieren, „wie sich Menschen im Laufe von 1600 Jahren der Eroberung Roms im Jahr 410 immer wieder neu sinnstiftende Ausdeutungen angeeignet haben“. Diesen Anspruch lösen sie in

einem gut geschriebenen Buch ein, nicht mehr, aber auch nicht weniger, und ironisch selbstbewusst geben sie im Epilog allen, die nach der Lektüre immer noch wissen wollen, wie es eigentlich gewesen ist, die faktographische Schnittmenge ihrer Auswahl in einem trockenen Regest, frei von „zeitgebundenen Deutungen, Projektionen oder Instrumentalisierungen“, zur Kenntnis: „Am 24. August des Jahres 410 eroberte ein Heer unter der Führung eines Generals namens Alarich die Stadt Rom. Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die alte Hauptstadt des Römischen Imperium. Am 27. August zogen sie wieder ab“. Spätestens hier beginnt man sich dann wieder stärker für die Fiktionen als die Fakten des Kampfes um Rom zu interessieren, um die es in dem Band geht. Ein Literaturverzeichnis mit ausführlichen Hinweisen auf Editionen der Originaltexte und ausgewählte Sekundärliteratur sowie ein Register runden den Band ab.

Kai-Michael Sprenger

Ulrich Nonn, Die Franken, Stuttgart (Kohlhammer) 2010, 177 S., ISBN 978-3-17-017814-4, € 18,80. – Die Ursprünge der Franken, die nach der Konsolidierung des fränkischen Reiches unter König Chlodwig I. (482–511) für mehr als 400 Jahre die führende Kraft in Westeuropa waren, liegen weitgehend im Dunkeln. Römische bzw. gallo-romanische Autoren bezeichneten in der zweiten Hälfte des 3. Jh. erstmals germanische Stämme wie die Amsivarier, Salier, Sugambres, Tenkterer und Usipeter als Franken. Mit der frühen fränkischen Geschichte und deren Erforschung befasst sich ausführlich U. Nonn. Seine Darstellung reicht von den ersten Erwähnungen in den Quellen bis zum Tod König Childerichs († 482), des Vaters König Chlodwigs. Sie geht damit zeitlich den bereits in der Reihe erschienenen Bänden über die Merowinger (E. Ewig) und Karolinger (R. Schieffer) voraus. Einleitend behandelt U. Nonn das Aufkommen und die mittelalterlichen Deutungen des Frankennamens, die einzelnen Stämme und deren Siedlungsgebiete zwischen Rhein, Weser, Lahn und dem heutigen IJsselmeer sowie die ältesten Belege für die *Francia*, das Land der Franken, das zwischen den Stammesgebieten der Sachsen und Alemannen lag und archäologisch der rheinwesergermanischen Kultur zugeordnet wird. Im Einzelnen verfolgt er die politische Geschichte des 4. und 5. Jh. und untersucht die wiederholten Züge der Franken bzw. fränkischer Stämme in das Römische Reich sowie das allmähliche Ausgreifen in den Nordwesten Galliens und entlang des Rheins. Die wechselvolle Beziehung zu den Römern und der gallo-romanischen Bevölkerung wird dabei ebenso deutlich, wie die noch vorhandene Heterogenität der Franken, die sich beispielsweise in deren militärischen Einsatz für und gegen die Hunnen zeigt. Gleichermäßen verdeutlicht U. Nonn den allmählichen Aufstieg der Salfranken und ihres Königums. Schließlich zeichnet er Lebensformen und Kultur der ersten Franken sowie

den bereits früh aufkommenden Mythos einer trojanischen Abstammung nach. Seine Forschungssynthese besticht durch zwei Vorgehensweisen: Zum einen verknüpft die Darstellung geschickt zentrale Quellenpassagen in deutscher Übersetzung, Zitate aus der Literatur und eigene Wertungen, so dass die oft schwierige Forschungslage und die damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Kontroversen auch für ein breites Publikum anschaulich und nachvollziehbar werden. Auf diese Weise wird zum Beispiel verständlich, warum es ein „verwirrender Befund“ (S. 18) und in der Forschung strittig ist, ob es sich bei den frühen Franken um einen „festgefügtten Stammesverband“, einen „eher lockeren Stammesbund“ oder aber um einen „Stammesschwarm“ (R. Wenskus)“ (S. 19) handelt. Zum anderen eröffnen die Einbeziehung archäologischer Funde und deren wissenschaftliche Auswertung neue Erkenntnisse, insbesondere zu den Lebensumständen der frühen Franken, die in den Schriftquellen nur spärlich dokumentiert sind. Zur Orientierung der Leser sind der Monographie fünf Karten, eine Zeittafel und eine Abbildung sowie zum weiteren Selbststudium ein Verzeichnis der Quellen und wichtiger Literatur beigegeben.

Swen Holger Brunsch

Giuseppe Cremascoli/Antonella Degl'Innocenti (a cura di), *Enciclopedia Gregoriana. La vita, l'opera e la fortuna di Gregorio Magno*, Archivum Gregorianum 15, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2008, XXXV, 380 S., Abb., ISBN 978-88-8450-317-6, € 220. – Gregor der Große, Papst und Kirchenvater, gilt neben Augustinus zu Recht als eine derjenigen Persönlichkeiten, die durch ihre Schriften das europäische Mittelalter maßgeblich mitgeprägt haben. Rund 8000 erhaltene Handschriften zeugen noch heute von dem immensen Ansehen, das der Papst und Kirchenlehrer genoss. Ein spezielles Nachschlagewerk, das profunde Einblicke in Person, Werk, historische Zusammenhänge und das Nachleben Gregors ermöglicht, liegt nun vor. Aufgrund der Initiative des *Comitato Nazionale per le Celebrazioni del XIV centenario della morte di Gregorio Magno (604–2004)* konnte der Band in Quartformat in vergleichsweise kurzer Vorlaufzeit erscheinen (angefügt sei an dieser Stelle, dass vorliegende Enzyklopädie als 15. Bd. der Reihe *Archivum Gregorianum* konzipiert ist, man mit anderen Worten schwerlich ein weiteres Jubiläum finden dürfte, das in den letzten Jahrzehnten quantitativ und qualitativ derartig hoch stehende Forschungsleistungen initiierte). Die *Enciclopedia Gregoriana* präsentiert sich als Frucht der Zusammenarbeit von 73 Gelehrten, wobei die Vf. sowohl der Gruppe der Nachwuchswissenschaftler als auch den arrivierten Größen des Fachs angehören. Ein kurzes Vorwort der beiden Editoren erläutert die Genese und Zielsetzungen des Bandes. Vorgeschaltet ist ebenfalls eine ausgesprochen nützliche Auflistung aller Werke Gregors mit Verweisen

auf die jeweiligen kritischen Editionen und Übersetzungen – letztere sind nach Sprachen geordnet und erlauben so bereits erste Rückschlüsse auf die aktuelle Rezeption der Werke des Kirchenlehrers. Für die Auswahl der 267, nicht nur an ein Fachpublikum gerichteten Einträge maßgeblich waren die großen Linien im Leben und Werk Gregors. So verfügt jede seiner erhaltenen Schriften über einen eigenen Eintrag, der wie im Falle der *Dialogi* seinerseits noch in mehrere größere Abschnitte unterteilt sein kann. Ein internes Verweissystem ermöglicht das schnelle Auffinden zusätzlicher Informationen in anderen Kapiteln. Die einzelnen Stichworte erscheinen zwar auf Italienisch, doch wurden die korrespondierenden Artikel in der Muttersprache des jeweiligen Vf. abgedruckt, so dass sich neben sehr vielen italienischen auch einige englische, französische und deutsche Beiträge finden. Am Ende jedes Beitrags findet sich eine Bibliographie, die die wichtigsten Monographien und Artikel zur Thematik anführt. Als Glücksgriff darf die Verpflichtung von Adalbert de Vogüé, des weltweit wohl besten Kenners der Geschichte des frühen (benediktinischen) Mönchtums gelten, der sieben Einträge, von „*ascesi*“ bis hin zu „*preghiera*“, auf der Grundlage jahrzehntelanger eigener Forschungen beisteuerte. Diese – und nicht nur diese – Artikel dürften für lange Zeit maßgeblich bleiben. Das Fortleben Gregors ist Gegenstand von Lemmata wie „*Epitomi e florilegi*“, wo – ausgesprochen benutzerfreundlich – die erhaltenen Textzeugen aufgelistet werden. Aspekte der Rezeption finden sich unter den Rubriken „*Fortuna della figura di Gregorio Magno*“ (Mittelalter) bzw. „*Storiografia*“ (Neuzeit). Der Nutzer des Lexikons tut gut daran, sich mit der im Anhang befindlichen Liste der Lemmata vertraut zu machen. Um dem Reichtum an Informationen tatsächlich gerecht zu werden, braucht es etwas Fingerspitzengefühl – der Komplex „*gregorianische Exegese*“ verfügt so beispielsweise über keinen eigenen Eintrag, sondern wird (zugegebenermaßen nicht gänzlich unlogisch) unter der Rubrik „*Bibbia*“ mit abgehandelt. Einträge zum theologischen Denken Gregors, seinen ekklesiologischen Vorstellungen, zur Abhängigkeit von anderen Kirchenvätern, zu Spiritualität, Liturgie und Hagiographie zeichnen ein nahezu erschöpfendes Bild des theologisch-geistigen Horizonts. Artikel zum Wirtschafts- und Rechtssystem, zur Kirchenorganisation, zu häretischen Bewegungen und Orten bzw. Personen, die für Gregors Biographie von besonderer Bedeutung sind, ermöglichen eine profunde historische Kontextualisierung. Natürlich sind auch 267 Lemmata nicht in der Lage, das Phänomen „*Gregor*“ in seiner ganzen Breite abzudecken, jeder Benutzer wird anderes vermissen. Es sollte freilich angemerkt werden, dass eine mehrbändige enzyklopädische Erschließung Gregors auch nicht in der Absicht der Hg. lag. Der wissenschaftliche Wert der einzelnen Artikel schwankt naturgemäß, doch ist allenthalben das Bemühen spürbar, nicht allein den aktuellen Forschungsstand zusammen-

zufassen, sondern darüber hinaus auch Perspektiven für weitere Forschungen zu eröffnen. Summa summarum: ein wichtiger Band, der Vita und Opera Gregors mustergültig erschließt und auf den die Forschung zukünftig mit Gewinn zurückgreifen dürfte. Der *Enciclopedia Gregoriana* ist trotz des exorbitanten Preises weite Verbreitung zu wünschen. Ralf Lützel Schwab

Hervé Oudart, Robert d'Arbrissel ermite et prédicateur, Istituzione e società 14, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2010, XXXIII, 501 S., ISBN 978-88-7988-423-5, € 56. – Jacques Dalarun prägte mit seinen Arbeiten zu Robert d'Arbrissel maßgeblich das Bild des Wanderpredigers und Gründers der Gemeinschaft von Fontevrault in der jüngeren Forschung. Mit Blick auf die existierenden Robert-Viten bemerkte er pointiert: „Eine mittelalterliche Vita scheint eine bestimmte Person zunächst ganz deutlich zu zeigen; analysiert man sie jedoch genauer, ist sie die radikalste Verneinung des Individuums.“ (Dalarun, Erotik und Enthaltsamkeit, Frankfurt/M. 1987, S. 114). Und tatsächlich waren es weder Roberts Persönlichkeit, noch seine Spiritualität, mit denen sich die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte vornehmlich befasste. Man richtete den Blick vielmehr auf die institutionelle Verfasstheit seiner Gründung in Fontevrault, in der ab 1115 eine Frauen- neben einer Männergemeinschaft existierte, wobei die Männer einer Äbtissin unterstellt waren. Vorliegende Monographie wählt einen anderen Zugang. Ausgehend von der Prämisse, Roberts Werdegang sei immer und überall vom eremitischen Element geprägt gewesen, wird diese Art der Existenz minutiös nachverfolgt. Grundlage der Ausführungen bildet dabei die *Historia magistri Roberti fundatoris Fontis Ebraudi* aus der Feder des Baudri von Bourgueil, ein Text, wohl 1116 entstanden, der in der Forschung keinen guten Leumund besitzt und der durch vorliegende Untersuchung rehabilitiert werden soll. Relativiert werden damit zugleich die Aussagen der zweiten, zeitgleich entstandenen Vita, dem *Supplementum*. Die Untersuchung zerfällt in zwei große Abschnitte, behandelt im ersten Teil die Lebensphase von der Geburt Roberts um 1046 bis ins Jahr 1095/96 mit den ersten eremitischen Erfahrungen im Wald von Craon, und richtet den Blick im zweiten Teil auf die Erfahrungen nach dem Verlassen der dortigen Kanonikergemeinschaft bis zu seinem Tod 1116. Methodisch wird der Weg der Detailanalyse beschränkt: die Aussagen Baudris werden mit denjenigen zeitgenössischer juristischer und hagiographischer Quellen konfrontiert. Im Grunde kann die gesamte Monographie daher als ausführlicher Kommentar der Robert-Vita des Baudri von Bourgueil gelesen werden. In den vergleichenden Blick geraten zum einen der lokale Adel und die hohe Geistlichkeit, zum anderen die zeitgleich agierenden Eremiten wie Stephan von Muret, Stephan von Obazine oder Bernhard von Tiron. Dieses Vorgehen überzeugt durch-

aus, doch eignet der detailverliebten Interpretation des in Kleinstabschnitte zerlegten Baudri-Textes mitunter der Charme einer überaus bemühten Seminararbeit. Zu Recht wird dem Bedeutungsgehalt einzelner Worte bzw. Formulierungen große Beachtung geschenkt, doch fragt man sich mitunter, weshalb zu deren Interpretation vor allem (spät)antike und frühmittelalterliche Texte herangezogen wurden. Weshalb verzichtete man auf die ausgesprochen aussagekräftigen Lexika bzw. Wörterbücher des hohen Mittelalters? Die Werke des Papias, Remigius von Auxerre und vor allem Osberns von Gloucester hätten sich angeboten. Ratlos macht auch der Blick auf die Bibliographie, in der auf nahezu sämtliche deutschen Titel zu den Eremitengemeinschaften des 11. und 12. Jh. verzichtet wurde. Stark ist die Arbeit immer dann, wenn biblischen Vorbilder für das im hagiographischen Text Dargestellte zu benennen und zu erläutern sind. Deutlich wird, wie gekonnt mit biblischen Zitaten oder Assoziationen gespielt wird und weshalb Robert – dem Ideal der *imitatio Christi* verpflichtet – Zeit seines Lebens auf den Abtstitel verzichtete und denjenigen des *magister* favorisierte. Der wohl größte Verdienst der Arbeit besteht darin, den Widerspruch zwischen beiden Viten im Bereich der institutionellen Verfasstheit von Fontevault wenn nicht ganz aufgelöst, so doch relativiert zu haben. Sprachliche Analyse und der Blick auf andere Quellengattungen wie Klosterchartulare mit ihrem Korrektivpotential verdeutlichen in der Tat, dass Baudris Text in weiten Teilen glaubwürdig ist und er das harsche Verdikt, mit dem er in den vergangenen Jahrzehnten verurteilt wurde, nicht verdient hat.

Ralf Lützelschwab

Thomas Gregor Wagner, Die Seuchen der Kreuzzüge. Krankheit und Krankenpflege auf den bewaffneten Pilgerfahrten ins Heilige Land, Würzburger medizinhistorische Forschungen. Beiheft 7, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2009, 330 S., ISBN 978-3-8260-4073-3, € 48. – Am 8. September 1227 brach der deutsche Kaiser Friedrich II. nach mehrmaligem Mahnen Papst Gregors IX., sein Kreuzzugsgelöbnis endlich zu erfüllen, mit seiner Flotte von der Hafenstadt Brindisi in Apulien zur bewaffneten Pilgerfahrt auf. In Otranto endete der Kreuzzug dann, da innerhalb der kaiserlichen Truppen eine verheerende Seuche ausgebrochen war. Auch der Kaiser hatte sich angesteckt, begab sich in der Hoffnung auf Genesung unverzüglich zu den heißen Quellen von Pozzuoli und wurde daraufhin vom Papst mit dem Bann belegt – ein Beispiel, wie Seuchen politische und geschichtliche Verläufe beeinflussen können. Dem Aufruf des Konzils von Clermont (1095) folgend, machten sich über zwei Jahrhunderte hinweg riesige Heereszüge auf den Weg zur Befreiung Jerusalems, das jedoch nur ein Bruchteil der bewaffneten Pilger wirklich erreichte. Für die immensen Verluste unter den Kreuzfahrern – nach heutigen Schätzungen über-



lebte nur jeder Fünfte – waren in erster Linie Krankheiten und Seuchen wie Malaria, Dysenterie, Fleckfieber, Typhus und Wundsepsis verantwortlich, die sich vor dem Hintergrund fehlender Klimaanpassung der Pilger, Strapazen und Entbehrungen des Lebensstils sowie unhygienischen Lagerbedingungen um so schneller entwickeln konnten. Wagner will mit seiner, aus einer Dissertation an der Universität Würzburg hervorgegangenen, Monographie, „einen Einblick in die Heeresorganisation, die logistischen Probleme der Heerführer und die Lebensverhältnisse zur Zeit der Kreuzfahrerstaaten“ (S. 12) geben. Auch geht es ihm um die Berücksichtigung von Fragen nach der Wahrnehmung von Krankheit und Schmerz und den zeitgenössischen Vorstellungen über den menschlichen Körper. Sein Anliegen ist auch, die von zeitgenössischen Autoren häufig sehr allgemein geschilderten und mit Hilfe der Miasmentheorie des Hippokrates erklärten epidemischen Krankheiten der Kreuzzugsheere mit aller gebotenen Vorsicht medizinhistorisch zu klassifizieren. Das Buch gliedert sich in vier Hauptkapitel: Im ersten Kapitel geht es um die Kreuzfahrerverluste durch Krankheiten und die Vorstellungen von Lagerhygiene vom Altertum bis zu den Kreuzzügen sowie die Rolle der Kreuzzüge für die Entwicklung der medizinischen Heeresversorgung. Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht der Wissensaustausch zwischen christlich-lateinischen, griechisch-orthodoxen und arabischen Traditionen, die medizinischen Behandlungen in den erzählenden Quellen und die Pflege im Hospitalkomplex des Johanniterordens in Jerusalem, die als „Zusammenspiel medizinischer Kunst mit spirituellen Heilmitteln“ (S. 106) beschrieben werden. Im dritten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit den epidemiologischen Bedingungen der Kreuzfahrerstaaten, d.h. mit den Entbehrungen der Kreuzfahrer durch Hunger, Auszehrung und Erschöpfung, den epidemiologischen Bedingungen der fränkischen Heereszüge im Heiligen Land und den Gefahren für die Pilgerheere in Belagerungsperioden. Die erhöhte Mobilität dieser Zeit schuf letztlich auch die Bedingungen für die größere Verbreitung der Epidemien. Im letzten Hauptteil wendet er sich Berichten und medizinischen Traktaten über die Kreuzzüge zu, die er im Hinblick auf Krankheiten und deren Verlauf untersucht. In fünf abschließenden Abschnitten werden die Ergebnisse der Studie auf den Punkt gebracht. Dem Autor ist es gelungen, eine grundlegende, sachkundige und quellenfundierte Studie zu einem bislang von Medizinhistorikern und Geschichtswissenschaftlern wenig berücksichtigten Thema vorzulegen. Kerstin Rahm

Hüseyin Eryüzlü, Die Italienpolitik Friedrich Barbarossas und die Auseinandersetzung mit der Kurie, Hamburg (Diplomica) 2009, 93 S., ISBN 978-3-8366-8259-6, € 38. – Ein eigenes Buch zu publizieren ist heute vergleichsweise einfach. Zahlreiche Verlage locken mit kostenfreien Angeboten, eigener

ISBN und effizientem Vertrieb. Die Versuchung, derart schnell zu einer ersten mehr oder weniger wissenschaftlichen monographischen Veröffentlichung zu kommen, ist offensichtlich ebenso groß wie der gefühlte Publikationsdruck am Beginn mancher zumindest intendierten wissenschaftlichen Karriere. Die beachtliche Menge an Haus- oder Examensarbeiten, die zwischenzeitlich aus dem Netz gegen Gebühr zu beziehen sind, spricht Bände. Doch diese Form der Veröffentlichung erfolgt zumeist an einer fachkundigen Redaktion vorbei auf eigene Faust der Autoren und führt nicht selten eher ins wissenschaftliche Abseits anstatt die Basis einer ernstzunehmenden Publikationsliste zu legen. Dies wirft grundsätzliche Fragen auf, mit denen sich zwangsläufig auch der Wissenschaftsbetrieb auseinandersetzen hat, nicht zuletzt mit Blick auf die zunehmend von den Autoren wahrgenommenen und ernstzunehmenden Möglichkeiten des Plagiats oder oft nur schwer zu verifizierender Entlehnungen. Die hier anzuzeigende Publikation einer 2008 an der Universität Augsburg angenommenen Examensarbeit für das Lehramt im Fach Geschichte ist offensichtlich ebenfalls ohne jegliche wissenschaftlich-redaktionelle Kontrolle Dritter entstanden und ein bezeichnendes Beispiel für die oben angesprochene grundsätzliche Problematik. Schon das selbstgesteckte Ziel der Arbeit, zentrale Problemfelder der Italienpolitik des Stauferkaisers Friedrich I. Barbarossas zu beleuchten sowie „über die politischen Herrschaftsverhältnisse in Oberitalien Erkenntnisse zu gewinnen und zu entschlüsseln, aus welcher Kraftquelle heraus der intensiv betriebene Konflikt zwischen dem Deutschen Reich und seinen italienischen Bewohnern entsprang“, wird nicht ansatzweise eingelöst. Stattdessen bieten die 89 Seiten Text ein streng chronologisch-faktographisches Referat der für die Italienpolitik bzw. die Auseinandersetzungen des Alexandrinischen Schismas wichtigsten Ereignisse bis 1177, die in knappen und zumeist unkritischen Beschreibungen ohne eine erkennbare Problematisierung positivistisch abgehandelt werden. Ebenso fehlt eine inhaltliche Schwerpunktsetzung, ein wirkliches Verständnis für das Potenzial dieser Themen sowie die Kenntnis wichtiger neuerer Literatur zu den zahlreichen Einzelfragen dieser Konflikte. In den einschlägigen Handbüchern und nicht zuletzt in den Regesten, die inzwischen für den gesamten behandelten Zeitraum online gestellt sind (<http://regesten.regesta-imperii.de/>), können diese Ereignisse besser und mit Blick auf manche Forschungsdiskussion auch ertragreicher nachgelesen werden. Gerade an diesem Punkt aber treten die zum Teil gravierenden methodischen Mängel der Arbeit besonders drastisch hervor. So sind dem Vf. diese Regesten offensichtlich gar nicht bekannt, wenn er mit Verweis auf die 1977 im Kontext des Stauferjahres erschienene, eher populäre Barbarossabiographie Helmut Hillers die Festkrönung Barbarossas 1155 in Pavia noch auf den 17. April setzt und von einer Selbstkrönung des Kaisers zum *Rex Longo-*

*bardorum* ausgeht, obwohl die Itinerarforschung diesen terminlichen Irrtum bei Otto von Freising schon länger vor Hiller korrigiert hat (vgl. *Regesta Imperii* IV, 2, Nr. 286 zum 24. April 1155). Um das Größte zu vermeiden hätte hier schon ein Blick in die inzwischen 4. Aufl. der Barbarossabiographie Ferdinand Oppls gereicht, die der Vf. in seinem ganze 28 Titel umfassenden Sekundärliteraturverzeichnis zwar aufführt, aber offensichtlich nicht wirklich benutzt hat. Stattdessen bezieht sich der Vf. bei seinen Nacherzählungen immer wieder unkritisch auf zum Teil längst überholte, bisweilen auch populäre Literatur, wie etwa auf die bereits 1908 von Hanny Brentano publizierte Biographie Barbarossas, die vom Autor in dem 2006 besorgten unveränderten Nachdr. der Originalausgabe benutzt und – zumindest gewinnt man den Eindruck – als „neuere“ Biographie angesehen wurde, denn jeglicher Hinweis auf das tatsächliche Alter dieses Textes fehlt im Literaturverzeichnis. Wichtige Leitquellen für die Italienpolitik, nicht zuletzt die *Gesta Friderici* Otto von Freising bzw. Rahewins, werden in veralteten Editionen zitiert – z. B. „Perk, G. H. u. a. (Hg.) Freising, Otto von. Thaten Friedrichs. Leipzig 1883“, womit wohl die von Horst Kohl besorgte und 1883 in der Reihe „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“ erschienene Übersetzung gemeint ist – oder aber direkt über die Sekundärliteratur benutzt, was zu sehr eigenwilligen, teilweise nicht mehr nachvollziehbaren Quellenzitaten sowie einem völlig unzureichenden gerade nur 5 Titel umfassenden „Quellenliteratur“-Verzeichnis führt, in dem sich dann auch echte Fremdkörper finden wie Wilhelm von Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Neben diesen grundsätzlichen handwerklichen und eklatanten methodischen Fehlern stören häufige terminologische Ungereimtheiten („Letzter Feldzug der schismatischen Zeit“, „Stauferische Politik“ und „stauferischer König“, „Lega Lombardia“, „Beziehungsgefecht“) oder die unkritische Übernahme keinesfalls sicherer und in der Forschung durchaus kontrovers diskutierter Sachverhalte wie z. B. die angeblich exakt belegte Gründung der Universität von Bologna im Jahr 1119 (ohne Quellenverweis). Besonders ärgerlich und auch verwerflich sind aber die hier anzuzeigenden zum Teil wortwörtlichen Übernahmen, die der Autor dem Leser ohne entsprechende Kenntlichmachung als eigene Ergebnisse oder zumindest Formulierungen suggeriert. Ein Beispiel möge diesen Vorwurf verdeutlichen: Auf S. 43 resümiert Eryüzli: „Nach den gescheiterten Versuchen mit dem Kaiser in Verhandlungen zu treten, brachte Venedig von Byzanz, der Kurie und den Normannen unterstützt, bereits 1164 den Veroneser Bund zustande.“ Der Vf. verweist hierbei völlig unzureichend auf S. 289 des 1992 von Alfred Haverkamp herausgegebenen Sammelbandes zu Friedrich Barbarossa (Vorträge und Forschungen Bd. XL), nicht aber auf den von dort „zitierten“ Aufsatz von Reinhard Härtel, in dem sich die entsprechende Passage fast wortgleich findet und der in dem Literaturverzeichnis sinniger-

weise fehlt (Härtel: „Nach fehlgeschlagenen Versuchen, mit dem Kaiser in Verhandlungen einzutreten, brachte Venedig im Frühjahr 1164 mit oströmischem Geld und wohl auch mit kurialer Unterstützung den Veroneser Bund zustande und befreite sich so aus der kaiserlichen Umklammerung“). Ähnlich verfährt der Vf. auf S. 89 mit einem zudem ungenauen Verweis auf eine Publikation Stefan Weinfurters, aus der er ebenfalls mit wortgleichen Übernahmen seine eigenen Schlussbetrachtungen ohne entsprechende Kenntlichmachung aufwertet. Bei anderen Formulierungen der Arbeit ergeben sich zumindest starke Verdachtsmomente, etwa wenn Titelüberschriften wie „Ursprung der Zwietracht“ (S. 82) all zu deutliche Anklänge an das mit „Die Wurzeln der Zwietracht“ überschriebene Schlusskapitel in Johannes Laudages Habilitationsschrift zum Alexandrinischen Schisma erkennen lassen, die dann auf weiten Strecken „zusammengefasst“ wird. Auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, inwieweit der Vf. hier bewusst oder einfach nur oberflächlich agiert haben mag, so erfüllt die Arbeit keinesfalls das wissenschaftliche Niveau, das man von einer Staatsexamensarbeit und ihrer ja keinesfalls nötigen monographischen Publikation erwarten darf. Mit dieser Beobachtung sind wir aber wieder bei dem eingangs gestreiften grundsätzlichen Problem angelangt. So wird man auch fragen müssen, wie genau hier die akademischen Betreuer hingesehen haben und ob nicht zumindest der Diplomica Verlag in Hamburg, trotz eines eigenen Lektorats, künftig deutlich gründlicher prüfen sollte, was in das Programm einer „sorgfältig recherchierten Fachliteratur“ aufnimmt, für die der er ausdrücklich wirbt. Die Mediävistik bringt dieses Buch jedenfalls nicht weiter. Kai-Michael Sprenger

Ferdinand Op11, Zwang und Willkür. Leben unter städtischer Herrschaft in der Lombardei in der früheren Stauferzeit, Wien [u. a.] (Böhlau) 2010, 274 S., Abb., ISBN 978-3-205-78499-9, € 35. – Spätestens mit Ferdinand Güterbocks Studien zum „dispotismo dei vicari imperiali“ in Piacenza (1937) ist der spezifische Quellenwert von Zeugenverhören für die Geschichte der stauischen Italienpolitik als Ergänzung zu den historiographischen sowie urkundlichen Quellen der kaiserlichen Kanzlei stärker in den Blick der Forschung gelangt. Doch auch jenseits der Reichsgeschichte hat die moderne Mediävistik mit zunehmender Relevanz kulturhistorischer Fragestellungen diese „Ego-Dokumente“ für sich entdeckt, in denen „gewöhnliche Menschen zu Worte kommen, die sonst nie eine Chance hätten, in eine historische Quelle hineinzufinden und sich der Nachwelt vernehmlich zu machen“ (Arnold Esch), und die uns in individuellen Erinnerungen ihre spezifischen alltäglichen Lebenswelten sowie ihre Wahrnehmung der großen Politik vermitteln. Genau hier aber liegen auch die Probleme. So ist dieses Erkenntnispotenzial neuerdings nicht unumstritten; für Johannes Fried etwa sind wegen ihrer zumeist fehlen-

den Kontrollmöglichkeiten „mittelalterliche Zeugenaussagen (...) für die Ereignisgeschichte ohnehin unbrauchbar.“ Im Wissen um diese grundsätzlich schwierigen Verifizierungsmöglichkeiten hat Ferdinand Opll in der anzuzeigenden Monographie die Aussagen von insgesamt 80 Zeugen in den Blick genommen, die im November 1184 in der Auseinandersetzung zwischen den Städten Pavia und Piacenza um die Vorherrschaft über fünf in ihrem *Contado* bzw. im Grenzgebiet beider Kommunen liegenden Orte Mondonico, Monticelli (Pavese), Olmo, Parpanese und San Marzano vernommen wurden. Obwohl der Ausgang des Streites nicht überliefert ist, bieten die bereits 1909 von Luigi Cesare Bollea edierten Aussagen schon wegen ihrer ungewöhnlichen Länge eine Fülle an Einzelinformationen, die der Vf. für die drei miteinander verbundenen Ebenen der Reichspolitik und -geschichte, der kommunalen Lebenswirklichkeiten und der individuellen Schicksale einer lokalen Erlebniswelt untersucht. Opll stellt zunächst die „Gewährsmänner“ der Dokumente vor, wobei neben den im Auftrag des kaiserlichen Kanzlers Gottfried handelnden Richtern und Notaren vor allem die vernommenen Zeugen behandelt und in einem eigenen Anhang zusammengestellt werden. Dies bedeutet gerade für prosopographische Forschungen eine erhebliche Erleichterung gegenüber der alten Edition Bolleas, in der ein Register wie auch eine entsprechende Auszeichnung der Namen im Text fehlte. Opll betont zu Recht, dass es sich bei den Zeugen meist um Vertreter der konsularischen Führungsschicht der beiden Städte sowie der umstrittenen Orte handelt, und relativiert damit die bisweilen an derartige Zeugenverhöre gerichteten Erwartungen, die Geschichte(n) des „kleinen Mannes“ in einer „oral history“ des Mittelalters rekonstruieren zu können. Opll fragt nach der Zuverlässigkeit der individuellen Erinnerungen, die teilweise bis zu 50 Jahre zurückreichen und regelmäßig an besonders markanten, überregional bedeutsamen Ereignissen der jüngeren Vergangenheit (z. B. die Belagerung Alessandrias, die Zerstörung Mailands, Tortonas und Cremas, der Friede von Venedig und die Gründung der Lega Lombarda) sowie mit konkretem Bezug auf die streitenden Kommunen und strittigen Ortschaften an einzelnen Amtsträgern festgemacht werden, von denen vor allem der Piacentiner Podestà Arnold Barbarvaria von Dorstadt sowie der Piacentiner Konsul Guglielmo de Malvicino wegen ihrer Brutalität hervorstechen. Mit Blick auf die zumindest chronologische Zuverlässigkeit dieser Erinnerungen konstatiert Opll hierbei ein erstaunlich hohes Maß an Übereinstimmung mit anderweitigen Überlieferungen zu diesen Funktionsträgern. Auf der Basis dieser Überlegungen behandelt der Vf. die Maßnahmen der Herrschaftsausübung, welche die schwierigen Rahmenbedingungen der fünf Orte unter städtischer Herrschaft definierten, die gleichsam zwischen die Fronten der konkurrierenden Ansprüche Pavias und Piacenzas geraten waren, unter fünf Hauptaspekten:

Aufbau lokaler Verwaltungsstrukturen; Regelungen zur Ausübung der Herrschaft und zu jurisdiktionellen Vorgehensweisen; Belastung der Beherrschten durch persönliche Dienstleistungen und finanzielle Verpflichtungen; herrschaftliche Regelungen zu wirtschaftlichen Normen; Vorkehrungen zur persönlichen Sicherheit. In einem eigenen Kapitel skizziert Oppl ferner die politischen Positionen der konkurrierenden Städte Pavia und Piacenza sowie ihre wechselnden Bündnissysteme mit Mailand als der wichtigsten Metropole der Lombardei oder aber dem Kaiser und ordnet somit die Details der Zeugenerinnerungen in den größeren Kontext der Italienpolitik ein. Regesten zu den insgesamt 14 protokollierten Zeugenvernehmungen, eine Auflistung der vernommenen Zeugen und der erwähnten Piacentiner und Paveser Konsuln sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten wörtlichen Aussagen zur politischen Entwicklung der fünf Orte, zu den wichtigsten Abgabenarten, zu Arbeitsverpflichtungen bei Befestigungsarbeiten, zur Beherbergungspflicht, zum Brückenbau und -geld, zu Einsetzung von Ortskonsuln, zur Gerichtsbarkeit, zu Maßen und Münzen, zu militärischen Dienstleistungen, zu Frondiensten oder Fluchtmöglichkeiten im Kriegsfall erleichtern die Benutzung dieser Quelle. Gerade angesichts des derzeit in der Forschung nicht unumstrittenen Erkenntnispotenzials dieser Quellengattung hätte man sich zwei Aspekte etwas ausführlicher gewünscht: zum einen die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen einschlägiger landesgeschichtlicher Arbeiten vor allem der jüngeren italienischen Mediävistik, die sich intensiv mit ähnlichen Zeugenverhören, deren Quellenwert und ihren jeweiligen Entstehungskontexten beschäftigen – etwa Giangiuseppina Valsecchi (1989) zu Bergamo, Ivo Musajo Somma (2003) zu Piacenza, Enrico Faini (2008) zu Tuscia, Angelo Baronio (1984 und 2008) zu Leno, aber auch mit den einschlägigen Studien Chris Wickhams; zum anderen eine etwas ausführlichere Behandlung der prozessualen Abläufe derartiger Vernehmungen und der juristischen Funktion der *dicta testium*, die grundsätzlich in einem argumentativen Kontext im Zusammenspiel zwischen Richter und Zeugen und meist nach einem zwischen den streitenden Parteien zuvor abgestimmten Fragenkatalog entstanden und daher mit einem funktionalen Erkenntnisinteresse sowie einem per se begrenzten inhaltlichen Rahmen korrespondierten, innerhalb dessen die Zeugen überhaupt ihre Erinnerung argumentativ oder nach bestimmten, zur Untermuerung der eigenen Position entwickelten Erinnerungsstrategien formulieren konnten. Die schwierige Analyse dieser Aspekte macht die Quellenkritik derartiger Zeugenverhöre mit Blick auf die Ereignisgeschichte zwar nicht leichter, scheint aber zum Verständnis von Form, Funktion und vermeintlichen Redundanzen, etwa als Folge von unter einzelnen Zeugengruppen abgestimmten Argumentationen, oder aber der „Originalität“ und Authentizität einzelner Aussagen von beson-

derem Interesse. Ungeachtet dieser Addenda hat Opll eine Arbeit von erheblicher landeshistorischer Relevanz vorgelegt, in der auf der Grundlage der individuellen Erinnerungen der Betroffenen die harten Lebensbedingungen im kleinräumigen ländlichen Umfeld und die Beziehungen der beiden konkurrierenden Städte Pavia und Piacenza zu ihrem *Contado* sehr plastisch hervortreten, den diese mit ähnlich differenziert entwickelten Herrschaftssystemen und z.T. durch willkürlich anmutende Zwangsmaßnahmen ihrem Anspruch unterwerfen, wie er gerade auch für den „dispotismo dei vicari imperiali“ überliefert ist. Nicht zuletzt hat Opll hiermit sehr überzeugend eine Lanze für die faszinierende und mit Blick auf ihre unterschiedlichen Erkenntnispotenziale durchaus ernstzunehmende Quellengruppe der Zeugenverhöre gebrochen, in denen gerade die singular erinnernten Einzelschicksale die Auswirkungen der „großen“ Politik im Kleinen spiegeln können, wie das eines Zeugen aus Mondonico, der sehr lebendig erinnert, wie er während der Brandschatzung seines Ortes durch kaiserliche bzw. Paveser Truppen im September 1167 wortwörtlich bis aufs letzte Hemd ausgeraubt wurde. Kai-Michael Sprenger

Jennifer Kolpacoff Deane, *A History of Medieval Heresy and Inquisition. Critical Issues in World and International History*, Lanham [u. a.] (Rowman & Littlefield Publ.) 2011, VII, 319 S., Abb., ISBN 978-0-7425-5576-1, € 20,98. – In acht Kapiteln behandelt Deane, Professorin an der Universität von Minnesota, die großen Themen der Geschichte der mittelalterlichen Häresien sowie ihrer Bekämpfung von kirchlicher und weltlicher Seite: von den Anfängen des Katharismus im 12. Jh. über die Geschichte der Waldenser, die Anfänge und die Etablierung der Ketzerinquisition, die Spiritualen, den Mystizismus, die Hexerei, Wyclif und die Lollarden in England bis zu Jan Hus und den Hussitenkriegen im Böhmen des 15. Jh. Über einzelne Wertungen mag man streiten, insgesamt jedoch bewegt sich die Darstellung im Rahmen der derzeit in der Forschung akzeptierten Sichtweisen. Dem selbstgesetzten Ziel – „die hauptsächlichen Themen und Aspekte im Zentrum der aktuellen Diskussion über Häresie und Inquisition nachzuzeichnen“ (S. 8) – wird diese gut lesbare, sachlich fundierte und umsichtig geschriebene handbuchartige Darstellung vollauf gerecht. Die insgesamt gelungene Auswahl der Abbildungen und der aus anderen Publikationen übernommenen Karten unterstützt die didaktische Ausrichtung des Bandes, wobei allerdings ausgerechnet die erste Karte, die Europa um 1250 darstellt (S. 9), wenig informativ ist. Die Vorschläge zur weiterführenden Lektüre am Ende eines jeden Großkapitels geleiten den Leser zuverlässig zu den wichtigen englischsprachigen Beiträgen der jüngeren Forschung. Ein Index, der Personen, Orte und Begriffe verzeichnet, rundet den Band ab.

Wolfram Benziger

Olaf B. Rader, Friedrich II. Der Sizilianer auf dem Kaiserthron. Eine Biographie, München (C.H. Beck) 2010, 592 S., ISBN 978-3-406-60485-0, € 29,95. – Kaiser Friedrich II. (1194–1250) spaltete die Meinungen der Zeitgenossen wie kein anderer: zwischen „Staunen der Welt“ (*stupor mundi*), „größter unter den Fürsten der Erde“ (*principum mundi maximus*), Ketzer und Antichrist lautete ihr Urteil. Seit Jahrhunderten wurde der Stauferherrscher sowohl von deutscher als auch von italienischer Seite für politische Zwecke vereinnahmt. Wohl auch aus diesem Grunde hat seine schillernde Persönlichkeit rege Aufmerksamkeit in der historischen Forschung gefunden. Ernst Kantorowicz, David Abulafia, Wolfgang Stürner und Hubert Houben legten wichtige Biographien des letzten großen Staufers vor. Nun stellt sich der Berliner Historiker Olaf Rader im vorliegenden Buch erneut die Frage, wer der mythenumrankte Kaiser eigentlich wirklich war. Unter drei großen Themenbereichen – Herrschaften, Leidenschaften und Feindschaften – geht der Vf. in rhetorisch erfrischender Weise der schillernden Persönlichkeit Friedrichs II. auf die Spur und versucht den „Schleier der Zuschreibungen und Konstruktionen“ (S. 15) um den Staufer zu lüften. Im ersten Kapitel beleuchtet Rader die wichtigsten Etappen der verschiedenen „Herrschaften“ Friedrichs II. als *rex Siciliae, ducatus Apulie et principatus Capue* ab 1198, als römisch-deutscher König ab 1212 und *imperator Romanorum* ab 1225. Dabei gelingt es ihm, den Leser durch die Verbindung von mythenhaften Legenden, noch unbekanntem Quellen und aktuellen Forschungsergebnissen längst vergessen geglaubte „neue“ oder auch einfach nur menschliche Seiten an der Gestalt Friedrichs II. entdecken zu lassen. So berichten beispielsweise die *Annales Mediolanenses Minores* für das Jahr 1212 etwas gehässig, daß sich Friedrich bei seiner Flucht vor den Mailändern im Fluß Lambro „nasse Hosen“ (*balneavit sarabulum*) geholt hätte (S. 77), wie immer dies zu interpretieren ist. In ähnlicher Weise spürt der Vf. auch den „Leidenschaften“ des Staufers für das weibliche Geschlecht, die Dichtung und die Wissenschaften, insbesondere der Falknerei, nach. Der dritte Teil ist den „Feindschaften“ des Stauferkaisers, also vor allem seinen Aktivitäten als Kriegsherr und Kreuzfahrer, der Auseinandersetzung mit seinem Sohn König Heinrich VII. und dem langwährenden Kampf mit dem Papsttum gewidmet. Besonders erfreulich ist, dass Rader im Kapitel über die Deportation der sizilischen Sarazenen ins apulische Lucera, die ab den 1220er Jahren stattfand, auch erste Ergebnisse des interdisziplinären Projektes „Christen und Muslime in der Capinata (Lucera) im 13. Jahrhundert“, das seit einigen Jahren am DHI Rom in Zusammenarbeit mit mehreren Universitäten und Forschungsinstituten Italiens und Deutschlands durchgeführt wird, miteinbezieht. Diese anregende Mischung aus aktueller Forschungsdebatte, zeitgenössischen Quellen und ernstzunehmenden Mythen auf hohem wissenschaft-



lichem Niveau zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk. Daneben lässt Rader immer wieder allgemeine Informationen über die mittelalterliche Gesellschaft und Politik einfließen und macht dadurch diese faszinierende Welt auch einem interessierten Laienpublikum zugänglich. Die vorliegende Biographie über Friedrich II., die vor allem seine sizilische Prägung herausarbeitet, wird sicher noch viele Leser in ihren Bann ziehen. Julia Becker

Die Urkunden der lateinischen Könige von Jerusalem, bearb. von Hans Eberhard Mayer. Altfranzösische Texte erstellt von Jean Richard, *Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum latinorum Hierosolymitanorum pars 1–4*, 4 Bde., Hannover (Hahn) 2010, X, VI, VI, VI u. 1812 S., ISBN 978-3-7752-2100-9, € 340. – Hans Eberhard Mayer hat seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zunächst quasi im Alleingang, dann mit Schülern die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs mit Ausnahmen wie Carl Erdmann darniederliegende deutsche Kreuzzugsforschung wieder auf hohes internationales Niveau gebracht. Aus seiner Feder stammen zahlreiche, zum Teil in Sammelbänden nachgedruckte Publikationen in deutscher und daneben besonders in englischer Sprache, allesamt wichtige Beiträge zur Forschung; von ihm stammt auch die wohl beste einbändige Geschichte der Kreuzzüge (10. Aufl. 2005). Als langjähriger Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica* hat er unter der Leitung von Theodor Schieffer zusammen mit diesem die Urkunden der burgundischen Rudolfinger ediert (1977) und sich damit auch als führender Diplomatiker erwiesen (der Zentralkanzlei der MGH gehört er freilich nicht an). Die MGH haben drei weitere Bände mit von ihm verfaßten Arbeiten über allgemeine Themen der Kreuzzüge und der Kreuzfahrerstaaten publiziert und erfreulicherweise auch die Publikation seines vorliegenden Lebenswerkes übernommen, Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit. Diesem vorausgeschickt hat er 1996 zwei Bände von über 1900 Seiten über die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem, die ebenfalls von den MGH veröffentlicht wurden. Hier hat er ausführlich über Kanzler und Hilfsdatäre, Vizekanzler, Notare und Schreiber gehandelt und, soweit das möglich war, Schrift- und Diktatvergleiche durchgeführt. Eine Kanzlei mit eigenem Personal besaßen die Könige von Jerusalem nur bis 1222, als Friedrich II. Isabella, die Tochter Johanns von Brienne, heiratete. Die landfremden Nachfolger als Könige von Jerusalem, Staufer, Lusignan und Anjou, ließen ihre Urkunden von ihrem Kanzleipersonal als Herrscher von Deutschland, Süditalien und Zypern ausfertigen. Vf. schließt sich der „von Klewitz betriebenen Auflösung des Kanzleibegriffs“ nicht an (Die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem Bd. 2 S. 792) und hält zurecht daran fest, daß es sich bei der Kanzlei um eine, wenn auch kleine, „Behörde“, seit 1115 unter einem vom König ernannten

Kanzler handelte, der zwar Geistlicher war, freilich nicht aus der königlichen Kapelle hervorging (ebd. S. 803), wie es in der deutschen Reichskanzlei meist der Fall war, was bekanntlich zu mancherlei abwegigen Diskussionen geführt hat. Ausgefertigt wurden die Diplome, sofern es sich nicht um Empfängerausfertigungen handelte, von Notaren. Es waren wie die Kanzleileiter meist Franzosen, gelegentlich auch süditalienische Normannen, Italiener, Engländer und Lothringer. Von den Vollnotaren ging nur ein einziger aus der königlichen Kapelle hervor. Die Kanzlei war fast immer ein Einmannbetrieb, was die Feststellung der Diktatgruppen erleichtert. Die heute über zahlreiche europäische Archive und Bibliotheken im Original oder in Abschriften zerstreuten Urkunden zerfielen in feierliche und einfache Diplome sowie Mandate. In drei Bänden hat Vf. 870 Urkunden bearbeitet, davon 266 echte oder gefälschte Stücke im Volltext ediert, die übrigen, meist Deperdita und Konsense, in Regestenform. Aussteller sind die Herrscher von Gottfried von Bouillon bis zu Heinrich II. von Zypern (1096–1291), darunter die Königinnen und Regenten von Jerusalem. Drei Appendices enthalten Königseide, moderne Fälschungen und königsgleiche urkundliche Interventionen europäischer Herrscher (Bd. 3 S. 1445 ff.). Die allgemeine Einleitung (Bd. 1 S. 1–92) bietet einen Überblick über den Urkundenbestand, eine Diplomatik der Königsurkunden (ausführlicher in den beiden Bänden über die Kanzlei), über die im Laufe der Jahrhunderte stark dezimierte Überlieferung (34% Originale, keine Registerüberlieferung und nur zwei Kopialbücher), über die Königskanzlei und andere Skriptorien, über Kanzler und Notare, über kanzleifremde Diktatoren und Schreiber, über die Urkundenformen, die äußeren Merkmale, die Sprache (bis 1225 ausschließlich Latein, dann auch Altfranzösisch; diese Texte hat Jean Richard bearbeitet), die inneren Merkmale, die Beglaubigungsmittel (vor allem Besiegelung), über das sich in den Diplomen äußernde Verhältnis des Königs zu den Seigneuriern, über die Rechtsinhalte und über nicht aufgenommene Vorgänge (Verträge, Gesetze u. ä.). Die Editionsgrundsätze sind die der Diplomataausgaben der MGH, die in Einzelfällen den Erfordernissen angepaßt werden. Die Kopfregesten sind viel ausführlicher als bisher bei Editionen üblich und nähern sich gelegentlich Vollregesten, eine heute häufige Konzession wegen der zurückgehenden Lateinkenntnisse der Benutzer. Die Vorbemerkungen gehen weit über diplomatische Erklärungen hinaus und sind sehr reich an inhaltlichen Informationen, da, wie der Vf. zutreffend bemerkt (S. 88), „Diplomatik kein Selbstzweck sein darf, sondern immer auf allgemeine historische Resultate zielt.“ Das hat er in vorbildlicher Weise in Auseinandersetzung mit der internationalen Forschung getan, und so enthalten die oft seitenlangen Vorbemerkungen zahllose neue Erkenntnisse zu allgemeinen Fragen der Geschichte der Kreuzzüge und der Kreuzfahrerstaaten. Bei der Deutung

arabischer Ortsnamen in Palästina ergeben sich gelegentlich Probleme, da manche dieser Orte im heutigen Israel militärischen Aktionen 1948 zum Opfer fielen und eine Identifizierung nur mit Hilfe von Karten und Beschreibungen aus osmanischer Zeit und aus der Mandatszeit möglich ist. Der erste Band beginnt mit 18 rekonstruierten Deperdita Gottfrieds von Bouillon; auch unter seinen Nachfolgern überwiegen zunächst die Deperdita, die aus verschiedensten Quellen rekonstruiert und ausführlich kommentiert werden. Die Überlieferung der vollen Texte wird seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. immer häufiger; unter Friedrich II., Konrad IV. und Konradin kann in der Mehrzahl der Fälle der volle Text ediert werden. Seit Hugo III. überwiegen dann wieder die Deperdita. Die Edition ist, wie Nachkollationen einzelner Urkunden aus dem Bestand des Johanniterarchivs in der National Library in Valletta bestätigen, von größter Präzision (zwei Kleinigkeiten: in Nr. 42 hat B weitere h: S. 166 Z. 47 *helemosinas*, S. 167 Z. 7 *horto*) Die drei Editionsbande werden erschlossen durch umfangreiche Namen-, Wort- und Sachregister, die zusammen mit dem Verzeichnis der Quellen und Literatur sowie einer Konkordanz mit Röhrichts Regestenwerk den vierten Band bilden. Es handelt sich um ein epochales Werk profunder Gelehrsamkeit, das für alle Zukunft Grundlage weiterer Forschungen sein wird.

Peter Herde

Marco Guida, *Una legenda in cerca d'autore. La vita di santa Chiara d'Assisi. Studio delle fonti e sinossi intertestuale*, préface de Jacques Dalarun, *Subsidia hagiografica* 90, Bruxelles (Soc. des Bollandistes) 2010, IX, 255 S., ISBN 978-2-87365-027-7. – Die 2008 im Neudruck erschienene *Legenda sanctae Clarae virginis* zeichnet sich gegenüber der hundert Jahre älteren Edition zwar durch einen emendierten Text aus, gibt aber nach wie vor keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der Identität des Autors. Ein Problem, das Marco Guida nunmehr auf der Basis dieser korrekteren Version lösen will und, wie Jacques Dalarun in seinem Vorwort anerkennend hervorhebt, auf „unanfechtbare und definitive“ Weise löst. Und das dank eines bisher niemals so gründlich vorgenommenen systematischen Studiums des Textes in seiner Totalität, einer akkuraten philologischen Arbeit minutiöser Quellenkollation und Analyse lexikaler und stilistischer Charakteristiken. Eine Untersuchung, die nicht ohne Bezugnahme auf die bei der Redaktion der *Legenda* bereits existierenden Klara betreffenden hagiographischen Materialien denkbar ist und gestattet, zu überprüfen, ob und inwieweit sie diese beeinflusst haben. Zu nennen sind vor allem die Akten des Kanonisierungsprozesses der Heiligen mit dem vorangehenden von Innozenz IV. an den Bischof von Spoleto gerichteten Brief *Gloriosus Deus* sowie die während des Prozesses verbalisierten und in der Kanonisierungsschrift *Clara claris praeclara* aufgenomme-

nen Zeugenaussagen. Quellen, die unter Hinzuziehung der einschlägigen Bibliographie im Eingangskapitel erörtert werden, ebenso wie die unterschiedlichen Hypothesen hinsichtlich der Urheberschaft der *Legenda* und die dafür ins Feld geführten Argumente: handelt es sich um ein Werk eines anonymen Literaten der römischen Kurie, des Bonaventura von Bagnoreggio oder aber des Vf. der *Vita* des Franz von Assisi, Thomas von Celano? Die vom Vf. zur Klärung dieses Fragenkomplexes eingeschlagene Methode einer synoptischen Konfrontation des Textes mit den präexistenten hagiographischen Materialien läßt einerseits erkennen, an welchen Stellen man es mit einer wortwörtlichen oder wenigstens sinngemäßen Abhängigkeit von der einen oder anderen Quelle zu tun hat – eine Abhängigkeit, die mittels unterschiedlicher Farbgebung und differenzierter Schrifttypen optisch sichtbar gemacht wird – und verdeutlicht andererseits eine weitgehende Autonomie des Autors von diesen Vorlagen, sei es, daß er Themen ausgelassen, modifiziert oder neu beigesteuert hat. Eine besondere Aufmerksamkeit ist der letzteren Kategorie, die Guida das *proprium* der *Legenda* nennt, gewidmet. Hierbei tritt die Originalität der Erzählung in ihrem ganzen Umfang zutage, liefert sie doch Informationen, die in den älteren hagiographischen Texten fehlen und in deren Besitz der Autor zum größten Teil direkt durch mündliche Aussagen der *socci* des hl. Franziskus oder der *sorores* der hl. Klara gelangt. Dieser mehr formalen Untersuchung folgt eine ausführliche inhaltliche Revision des Gesamttextes und der damit verbundene Versuch, zu klären, weshalb der Hagiograph bestimmte Stellen des vorgegebenen Materials ignoriert und vorzieht, bis dahin verborgen gebliebene Begebenheiten ans Licht zu bringen und welche Kriterien er dabei verfolgt. Ein Versuch auch, auf diese Weise der Sensibilität des Hagiographen näher zu kommen mit der Absicht, der *Legenda* endlich den Namen ihres Autors zuzuweisen. Kurz, dank aufmerksamer Lektüre wird evident, so Guida, daß die bisher zugunsten des *Anonymus* und des Bonaventura angeführten Motive keinen Rückhalt am Text finden und daß sie somit ihre Stichhaltigkeit verlieren. Überzeugend hingegen die zugunsten des Thomas von Celano zusammengetragenen Argumente, nicht zuletzt korroboriert durch die im 15. Jh. von der Peruginer Klarissin namens Battista Alfani vorgenommene als zuverlässig anzusehende italienische Übersetzung der *Legenda*, die im *incipit* den von Thomas an Alexander IV. gerichteten Brief enthält, mit dem dieser dem Papst die *Legenda* übermittelt, ein Brief, der in der nur als Kopie überlieferten Originalfassung fehlt. Fazit: mit dem Minoriten Thomas von Celano haben wir den „specialista dell’agiografia francescana e clariana“ vor uns.

Hannelore Zug Tucci

Die Kampanische Briefsammlung (Paris lat. 11867), hg. von Susanne Tucek (†), Monumenta Germaniae Historica, Briefe des späteren Mittelalters 2, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010, 352 pp., ISBN 978-3-7752-1852-8, ISSN 0948-9320, € 50. – Il volume, che contiene l'edizione di una raccolta di epistole del XIII secolo, è aperto da una sezione introduttiva, che, dopo la descrizione del ms., compilata da Matthias Thumser (pp. 3–21), si concentra sulla „Kampanische Briefsammlung“, di cui si delineano i caratteri, ridimensionando il ruolo dell'arcivescovo Rainaldo di Capua (1199-ca. 1215), col quale, secondo Karl Hampe, era strettamente connessa la raccolta. Alle pp. 33–36 si riflette sulla possibile classificazione di alcune epistole come *Stilübungen*, condotta sulla base di una distinzione – che si pensava ormai superata, almeno per questo tipo di testi – tra „lettere reali“ e „lettere fittizie“. Segue un *excursus* sulla „sogenannte Capuaner Stilschule“ (pp. 37–42), in cui si fa il punto, piuttosto sommario, su quella che Hampe definì „scuola capuana“, ma che più propriamente va intesa come una linea stilistica attestata nella regione della Terra di Lavoro. Nelle pagine riservate ai criteri di edizione (pp. 43–47) si riflette sui problemi generati da una tradizione a *codex unicus*, ma senza dare pienamente conto dei criteri ortografici, e si offre una tavola di concordanze con le precedenti edizioni di alcune lettere, approntate da Hampe dal 1901 al 1929. L'edizione dei 232 documenti occupa le pp. 59–333: ogni testo è preceduto da un breve regesto, nonché da alcune notazioni sulla tradizione e sulla possibile contestualizzazione. L'edizione critica di epistole di questo tipo si presenta sempre molto complessa e difficile da gestire, a causa di due problemi principali: esse risultano generalmente prive di quasi tutti i riferimenti che possono fornire indizi su una precisa datazione o contestualizzazione; e, in testi trãditi da un solo codice è difficile fissare il limite per eventuali interventi correttori o congetturali. Per il primo problema, si propone solo un esempio, tra i molti possibili. Per il doc. 14 si ipotizzano come mittente Innocenzo III e come destinatario Federico II, ma né nel regesto, né nelle note si forniscono chiarimenti esaustivi che possano rendere compatibile con queste ipotesi la presenza di espressioni come *vobis edicto precipimus* o *vestra procuret fidelitas* (p. 81 rr. 5 e 8–9). Partendo dalla stessa lettera si possono offrire un paio di esempi anche sul problema testuale: nella nota *i* di p. 81, si dichiara che la frase è „unklar“, là dove, per evitare inspiegabili anacoluti, basterebbe sostituire con una virgola il punto di r. 5 e, secondo un principio di economia e spiegabilità paleografica, correggere lo „scilicet“ di r. 3 in „si licet“ (*si* sarebbe, d'altronde, in parallelo con quello del *colon* successivo). Questo atteggiamento rinunciatario si riscontra, però, a seguito immediato di una ricca serie di emendamenti, spesso inutili, se non peggiorativi; e a fronte di una miriade di *crucis desperationis*, disseminate altrove con abbondanza anche in passi facilmente

risolvibili, nonché di una prassi molto conservativa degli interventi operati da Hampe nelle sue edizioni. A quest'ultimo proposito si segnala solo l'acritico mantenimento, nel doc. 153, p. 255 r. 6, di „urinas“, proposto sorprendentemente e fantasiosamente da Hampe („Hist. Vierteljahrschrift“ 8 [1905] p. 531) come emendamento del sicuramente corretto „ruinas“: un termine che ricorre anche in precedenza (p. 254 r. 24), con riferimento evidente ai resti di una villa di Nerone a Subiaco. Insomma, il volume mette, senz'altro meritoriamente, a disposizione una importante raccolta di testi, ma è evidente che il lavoro avrebbe avuto bisogno di ulteriori approfondimenti e di una revisione complessiva, impedita, purtroppo, dalla prematura scomparsa dell'editrice.

Fulvio Delle Donne

Il patto con Geoffroy de Villehardouin per il Peloponneso 1209, a cura di Andrea Nanetti con premessa di Gherardo Ortalli, *Pacta Veneta* 13, Roma (Viella) 2009, 74 S., 4 Taf., ISBN 978-88-8334-400-8, € 19. – Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Truppen, die zu einem Kreuzzug aufgebrochen waren, im Jahre 1204 und der anschließenden Aufteilung des Byzantinischen Reiches unter die Sieger, welche die Dogen Venedigs veranlasste, hinfort die Würde des Herrschers dreier Achtel (*quarte partis et dimidie*) des unterworfenen Imperiums in den eigenen Titel aufzunehmen, sah sich die Republik vor einigen Schwierigkeiten, ihre Ansprüche in den ihr zugefallenen Territorien auch zu verwirklichen. Im Falle der Peloponnes hatte Geoffroy de Villehardouin, einer der prominentesten Anführer des Kreuzheeres, maßgeblichen Anteil an der Eroberung der Halbinsel und beherrschte sie faktisch. Für diese konfliktträchtige Situation fand man eine elegante Lösung: seine Belehnung mit dem allergrößten Teil, dafür musste er für sich und seine Nachfolger Lehnstreue gegenüber der Republik versprechen und die Entrichtung eines jährlichen Anerkennungszinses (drei golddurchwirkte Seidentücher). Wichtig für die Venezianer war die bleibende Sicherung von Stützpunkten für die eigenen Handelsverbindungen über See, sie nahmen für sich die bereits besetzten Städte Methónè und Korónè mit ihrem Hinterland (aber auch den Diözesen der dortigen Bistümer) in Anspruch; durch Jahrhunderte hindurch waren sie nun venezianische Kolonien und dienten den Schiffskonvois als vertrauenswürdige Häfen. Das Abkommen wurde im Juni 1209 auf der unmittelbar vor Methónè gelegenen Insel Sapiéndza durch einen Gesandten des Dogen Pietro Ziani geschlossen, der Treueid des Lehnsmanns geleistet, die Belehnung vollzogen; darüber legt eine Urkunde Zeugnis ab. Von dem kleinen Text (2 Druckseiten) sind zwei Kopien in die seit dem 13. Jh. von der Kanzlei geführte Sammlung der *Pacta* (erhalten im Staatsarchiv Venedig) eingetragen worden. Er war dem Sammeleifer von Gottlieb Lucas Friedrich Tafel und Georg Martin Tho-

mas nicht entgangen, stand also seit 1856 in deren Urkundenbuch zur Handels- und Staatsgeschichte Venedigs der Öffentlichkeit zur Verfügung. Nun gibt es eine neue Edition mit den Varianten der Handschriften und einigen Emendationen. Der Hg. hat einen ausführlichen Kommentar hinzugefügt; er beschäftigt sich kenntnisreich vor allem mit den Verhältnissen auf der Peloponnes. Ein Register ist nicht beigegeben, es wäre für die lange Einleitung nützlich.

Dieter Girgensohn

Bernd Schneidmüller, Grenzerfahrung und monarchische Ordnung. Europa 1200–1500, Beck'sche Reihe 1982. Geschichte Europas, München (C.H. Beck) 2011, 304 S., ISBN 978-3-4066-1358-6, € 14,95. – Die Intention dieser Reihe ist, wie es in einer Voranmerkung heißt, ein „europäischer“, nicht „nationalstaatlicher Blickwinkel“, was sehr zu begrüßen ist, aber doch voraussetzt, daß der Leser mit nichtdeutscher Forschung bekannt gemacht wird oder zumindest, wenn man beim Publikum keine Fremdsprachenkenntnisse erwartet, mit deutscher Literatur, die die Ergebnisse dieser Forschung rezipiert hat. Das ist jedoch leider vielfach nicht der Fall. Die Darstellung soll in einer „gedanklich und darstellerisch meisterhaften Synthese“ von „drei historisch wirkmächtigen Ereignissen – dem Mongolensturm, dem Ausbruch der Pest und der Entdeckung Amerikas“ ausgehend, „wichtige Entwicklungen der Ereignis-, Politik-, Sozial-, Religions- und Mentalitätsgeschichte“ behandeln. „Rom und Byzanz, Kaiser und Papst, Wissenskultur und Erfahrung der Ohnmacht, Eintritt der Osmanen in die europäische Geschichte und Entdeckung neuer Wege in die Welt sind zentrale Bezugspunkte dieses faszinierenden Portraits des Spätmittelalters.“ Der Vf., bislang mit Arbeiten über das Früh- und Hochmittelalter hervorgetreten, versucht in seiner Darstellung, vielfach heterogene Elemente in sehr lockerer und vielfach forcierter geistiger Verknüpfung miteinander zu verbinden, was offensichtlich Kennzeichen „innovativer“ Geschichtsschreibung ist. Eine Logik in derartigen Verknüpfungen und sprunghafter Gedankenführung ist oft nicht zu erkennen. Wie kann man etwa den „Aufbruch in neue Horizonte des Wirtschaftens, Lebens und Denkens“ im 13. Jh. mit dem „Zusammenbruch der Kreuzfahrerreiche“ in Zusammenhang bringen? (S. 76). Auch sonst werden Ereignisse und Entwicklungen miteinander verknüpft, die wenig oder gar nichts miteinander zu tun haben, wie S. 87 die Inquisition, über die kaum etwas gesagt wird, mit den Reisen der Mendikanten nach Ostasien? „Dieses Buch will die Unschärfe von Raum und Zeit aushalten“ (S. 24). Der beschränkte zur Verfügung stehende Raum gestattet es nur, einige Punkte herauszugreifen. Was den Leser dieser Zeitschrift interessiert, die herausragende Bedeutung Italiens in dieser Epoche und die darüber existierende italienische Forschung, wird in diesem Buch von gelegentlichen

generalisierenden Bemerkungen (S. 26) abgesehen, kaum erwähnt. Humanismus und Renaissance als entscheidender italienischer Beitrag zu dieser Epoche werden überhaupt nicht behandelt. Lediglich Petrarca wird einige Male beiläufig erwähnt, besonders mit seiner angeblichen Besteigung des Mont Ventoux (S. 173f.), die nach der überzeugenden Untersuchung von Billanovich gar nicht stattgefunden hat, sondern eine literarische Erfindung ist. Kaum etwas findet sich auch über die epochale Bedeutung der italienischen Kommunen, einen der bedeutendsten Schwerpunkte internationaler Forschung. Am Beispiel der wohl am besten erforschten Stadt des Spätmittelalters, Florenz, hätten sich auf der Grundlage umfassender italienischer, amerikanischer, englischer und französischer Forschung präzise Angaben über „das europäische Bürgertum als neue soziale Gruppe“ (S. 46) und über die vom Vf. nur ganz allgemein behandelten Fragen der Entwicklung von Verfassung, Gesellschaft und Wirtschaft, etwa auch über die, anders als vom Vf. S. 142 verallgemeinernd behauptet, geringen Auswirkungen der Pestepidemie auf die wirtschaftliche Entwicklung machen lassen. Die Arbeit von Fumi hätte ihm genauere Zahlen über die Bevölkerungsverluste gegeben. Wenn Vf. behauptet (S. 49), daß „der Adel ... die entscheidende Machtposition in der mittelalterlichen Gesellschaft“ vor dem Bürgertum behielt, so trifft das für Mittel- und Norditalien keineswegs zu, zumal jeder Hinweis auf die Neuadelsgeschlechter oft geringer Herkunft in Norditalien fehlt, die mit kaiserlichen Titeln versehen bereits im 15. Jh. eine wichtige Rolle in der europäischen Politik spielten. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Papsttum und dem Kaisertum, zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt (S. 60ff.) hätten unter Auswertung der umfassenden kanonistischen Forschung vertieft und differenziert dargestellt werden können. S. 115f. zählt der Vf. lediglich die kanonistischen Sammlungen auf. (Die Abdankung Cölestins V., S. 63, war im übrigen kanonistisch korrekt.) Die Auswirkungen des Aristotelismus, vor allem in seiner heterodoxen Form, auf die Auffassung von Herrschaft und Gesellschaft, „la naissance de l'esprit laïque“, werden außer in einigen allgemeinen Bemerkungen (S. 66ff., 108) nirgends näher dargestellt. Es sind diese Entwicklungen, die heute das 13. Jh. als entscheidende Wende des Mittelalters erscheinen lassen. Und auch von der französischen, englischen, spanischen, nord- und osteuropäischen Geschichte erfährt der Leser wenig bis nichts, ebensowenig über Binnen- und Ostsiedlung; die Wirtschaftsgeschichte wird in einem Schlußkapitel isoliert dargestellt. Ein Vergleich etwa mit dem 2. Bd. des Schiederschen Handbuchs der europäischen Geschichte zeigt, was alles dem Leser vorenthalten bleibt. Die Geschichte Europas vom 13.–15. Jh. sieht der Vf. (S. 77) durch „drei Knoten“ charakterisiert: den Mongolensturm, die Pestepidemie („biologische Seuche“) und die „osmanische Reichsbildung“, die überproportional ausführlich behan-



delt wird. In einer modernen Darstellung hätte die klimatologische Deutung der Mongolenexpansion durch Historiker der Annales (Chaunu u. a.) diskutiert werden müssen; die historische Klimaforschung wird nicht behandelt. Herzog Heinrich von Schlesien ist im übrigen nach dem Bericht des erst vor einiger Zeit entdeckten zuverlässigen C. de Bridia bei Liegnitz 1241 nicht gefallen, sondern er wurde gefangengenommen und hingerichtet (S. 82). Der Mißerfolg der Mongolen in Europa scheiterte im übrigen bereits vor den Nachfolgekämpfen an den überdehnten Nachschublinien und der dichter Besiedlung Zentraleuropas. Das Problem der mißlungenen Versuche der Päpste, Koalitionen mit den Mongolen gegen die Mamluken zu organisieren, lag im wesentlichen daran, daß nach Kirchenrecht die Mission militärischen Bündnissen vorausgehen mußte. Diese Beziehungen hätten in der Vernetzung im gesamteuropäischen Rahmen – Krieg der Sizilischen Vesper, Bündnispolitik Aragons mit den Mamluken, Auseinandersetzungen Philipps IV. von Frankreich mit England, Flandern, Bonifaz VIII. und Eduards I. von England mit den Schotten – dargestellt werden müssen. Die Reise Barcaumas nach Europa (S. 90f.) im Auftrag von Arghun fand 1285–88 statt (Vf. gibt kein Datum an). Vf. stützt sich auf die mißlungene neueste deutsche Übersetzung von Toepel (2008) (vgl. P. Thorau, DA 66, 2010, S. 224f.) seines in syrischer Sprache abgefaßten Berichts (ed. Bedjan 1895), die den sicher nicht vom Übersetzer stammenden peinlichen Untertitel „Die Reise der Pilger Mar Yahballaha und Raban Sauma nach Europa“ trägt; der Katholikos der Nestorianer Mar Jhabalaha III. kam jedoch nie bis Europa. Ein Hinweis auf die vollständigen oder teilweisen Übersetzungen von Alheim (deutsch, 1961), von Chabot (mit dem besten Kommentar, französisch, 1893/94), Wallis Budge (englisch, 1928), Montgomery (englisch, 1927) und besonders Borbone (italienisch, 2000) wäre für den Leser hilfreich gewesen. Warum Vf. übrigens die klassischen deutschen Werke von Spuler über die Mongolen nicht zitiert, bleibt rätselhaft. Auf die damals erörterten theologischen Fragen (Ausgang des Hl. Geistes ohne Eingehen auf die christologischen Differenzen) geht Vf. ebensowenig ein wie auf die späteren Gesandtschaften (Buscarello 1289/90, Zagan 1290). Gelungen sind die Ausführungen über die Verfassungsentwicklungen in gesamteuropäischer Sicht (S. 125ff.). „Ein Zusammenhang von Katastrophenerfahrungen und Ordnungsleistungen ist nur zu vermuten“ (S. 126). Unzureichend ist auch das Kapitel über die europäische Expansion (S. 225ff.). Wenn Vf. auch hier nirgends auf die intensiven portugiesischen und spanischen Forschungen (Leite, Cortesão, Dias Dinis, Magalhães Godinho, Nunes Dias u. a.) und der Annales-Gruppe (bes. Chaunu) über die Verflechtungen der Entdeckungen mit den sozialen Gruppen Portugals nach Aljubarrota eingeht – Trägerschaft durch den Adel und erst seit 1469 durch „bürgerliche“ Schichten – und über wichtige öko-

nomische Fragen wie den Mangel von Münzgold und Silber in einer sich immer stärker differenzierenden Wirtschaft, so hätte man wenigstens einen Verweis auf die internationale Forschung rezipierenden deutschen Arbeiten (neben dem Bamberger Werk von Schmitt, das Vf. zitiert) von Hamann und Herbers (über die Kanaren) erwartet. Und ähnlich steht es mit Kolumbus. Schon bei der Rekonstruktion der Route der ersten Reise, die Vf. S. 243 in herkömmlicher Weise wiedergibt, sind die Forschungen der National Geographic Society mit Hilfe moderner Datenverarbeitung von Winden, Strömungen usw. zu anderen Ergebnissen gekommen, obschon hier das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Leider findet sich in der Darstellung jedoch nichts über die umfassende Diskussion gerade unter globalen Gesichtspunkten, die der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas 1992 hervorrief und die sich in zahllosen Publikationen niederschlug (etwa Sales, Stannard, Clarke, Queseda, Comacho, Chiarelli, Carew, Quintana u.v.a. bis zum neuesten Werk Abulafias über Kolumbus 2008), wo teilweise von „amerikanischem Holocaust“, Rassismus, Ökozid u.ä. und der Entwicklung des modernen Kapitalismus die Rede ist. Ich befürchte, daß sich die Leser dieses Bandes etwas anderes vorgestellt haben.

Peter Herde

Thierry Pécout (a cura di), Quand gouverner c'est enquêter. Les pratiques politiques de l'enquête princière (Occident, XIII<sup>e</sup>–XVI<sup>e</sup> siècles). Actes du colloque international d'Aix-en-Provence et Marseille, 19–21 mars 2009, Romanité et modernité du droit, Paris (De Boccard) 2010, 627 S., Abb., ISBN 978-2-7018-0286-2, € 30. – Die *enquêtes* waren im Spätmittelalter häufig ergriffene administrative Kontrollmassnahmen, wodurch die Herrscher ihre Rechte und Besitzungen in einzelnen Gebieten überprüften. Die dazu vorhandenen Quellen wurden im Laufe des 20. Jh. von verschiedenen Autoren untersucht, so z. B. von Dieter Girgensohn, Norbert Kamp und Eduard Sthamer für Süditalien und Jean Glénisson für den westeuropäischen Raum. Die wichtigsten Tagungen zur Thematik wurden 2004 in Rom und 2009 in Aix-en-Provence und Marseille abgehalten; die Beiträge liegen jetzt im Druck vor. In der Einleitung des Bandes der Tagung von 2009 stellt Claude Gauvard (S. 9–19) die Gesamtproblematik dar, die in sechs verschiedenen Kapiteln durch spezifische Untersuchungen vertieft wird. Im ersten Teil wird die iberische Halbinsel behandelt: Portugal durch Aufsätze von Amélia Aguiar Andrade (S. 23–42) und Maria Filomena Coelho (S. 43–54), Aragon von Alexandra Beauchamp (S. 55–76), Navarra von Eloísa Ramírez Vaquero (S. 77–95) und Kastilien von Carlos Estepa Díez (97–114). Der zweite Teil nimmt das Königreich Frankreich, Savoyen und Dauphiné in den Blick. Enthalten sind Aufsätze von Frédéric Boutouille (S. 117–131) zu Bordeaux, von Marie Dejoux

(S. 134–155) zur Languedoc, von Gaël Chenard (S. 157–168) zum Herrschaftsgebiet des Alfons von Poitiers (1250er und 60er Jahre), von Olivier Mattéoni (S. 169–181) zur Administration Ludwigs II. von Bourbon (1356–1410), von Aurelle Levasseur (S. 183–194) über die Dauphiné und von Nicolas Carrier (S. 195–207) zur Dauphiné und Savoyen. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der italienischen Halbinsel: Jean-Paul Boyer (S. 211–237) beobachtet der Administration der ersten Könige Siziliens der Anjou-Dynastie in der Provence und in Süditalien, besonders aus dem Blickwinkel der Veränderungen des Status der königlichen Domäne, Serena Morelli (S. 239–256) bietet eine Gesamtstudie zur *inquisitio* im Königreich Sizilien in der zweiten Hälfte des 13. Jh., Armand Jammé (S. 257–284) behandelt den päpstlichen Staat im 13. und 14. Jh. Über Norditalien schreiben Riccardo Rao (S. 285–298) zu Stadtkommunen vom 12. bis zum 14. Jh. und Damien Broc (S. 299–314) zu Genua von 1363 bis 1404. Der vierte Teil untersucht die Provence unter der Anjou-Herrschaft, so Laure Verdon (S. 317–328) den Begriff der *usurpatio*, Thierry Pécout (S. 329–355) das Personal, das die *enquête* durchführte, und Michel Hébert (S. 357–384), Jean-Luc Bonnaud (S. 385–396), Philippe Jansen (S. 397–419), Anne Mailloux (S. 421–442) und Noël Coulet (S. 443–458) eine Reihe weiterer Einzelaspekte für die Jahre 1310–1370. Im fünften Teil werden Flandern (Marc Boone, S. 461–480), die Mark Brandenburg (Joachim Stephan, S. 481–492) und das Königreich Ungarn (Enikő Csukovits, S. 493–504) dargestellt, während der letzte Teil aus einem einzelnen Aufsatz besteht, in dem Damien Carraz (S. 507–531) die päpstlichen Kontrollmassnahmen in Bezug auf das Johanniterpriorat der Provence beleuchtet. Die Ergebnisse werden zusammengefaßt von Albert Rigaudière (S. 533–578). Die hier publizierten Vorträge kommen fast ausschliesslich aus dem französischen, italienischen und iberischen Raum, so dass sowohl die deutschsprachigen Länder und die britischen Inseln als auch die griechische Welt im Hintergrund bleibt. Verständlicherweise wird in diesem Band (schon wegen des Tagungsorts) der Fall der Provence recht ausführlich erforscht, während die anderen geographischen Beispiele oft nur relativ allgemein dargestellt werden. Somit bleibt noch Raum für weitere vertiefende Untersuchungen, jedoch bietet dieses Buch eine gute Basis für das Verständnis der *enquête* im allgemeinen.

Kristjan Toomaspoeg

Pietro Silanos, Gerardo Bianchi da Parma († 1302). La biografia di un cardinale-legato duecentesco, prefazione di Agostino Paravicini Bagliani, Italia sacra 84, Roma (Herder) 2010, XXXVI, 512 S., Abb., ISBN 978-88-89670-51-4, € 69,43. – Treffend untreißt der Vf. schon im Untertitel, was den Leser auf den folgenden Seiten erwartet: die erste umfassende Biografie

eines Kardinals, der sich vor allem in seiner Tätigkeit als päpstlicher Abgesandter auszeichnete, aber auch an der Kurie Aktivitäten entfaltete. Die eigentliche Darstellung beginnt mit dem ersten von insgesamt fünf Teilen des Buches, der sich an die Einleitung, in der das Vorhaben und die sich daraus ableitende Struktur des Buches nachvollziehbar erläutert sowie ausgreifende Überlegungen zu den Problemen beim Schreiben einer Biographie thematisiert werden, anschließt. Darin zeichnet der Autor akribisch die Herkunft und den verzweigten familiären Hintergrund des späteren Kardinals nach. Zudem beleuchtet er die Situation in dessen Heimatstadt Parma. Der zweite Teil nimmt die Karriere Gerardos an der Kurie von ihren Anfängen als päpstlicher Kapellan und Kanzleischreiber bis zu seiner Tätigkeit als *auditor litterarum contradictarum* in den Blick. Dabei geht der Autor auch auf Gerardos Kontakte an der Kurie und seine Pfründen ein. Seinem Kardinalat widmet sich der dritte Teil. Hier stehen seine Kreation und Tätigkeit an der Kurie – vielleicht als Leiter der Kanzlei (S. 162–165) –, seine Promotion vom Kardinalpriester von SS. XII Apostoli zum Kardinalbischof von Sabina (1281), seine beiden Legationen im auf Süditalien beschränkten Königreich Sizilien und sein Wirken am päpstlichen Hof unter Bonifaz VIII. im Zentrum der Betrachtung. Den Abschluss bildet hier die Zusammenstellung der Familiaren Gerardo Bianchis (S. 319–329). Bilder des Kardinals und Zeugnisse der Erinnerung an ihn (wie auch das Testament) behandelt Abschnitt 4, ehe im fünften und letzten Teil die Stiftung der Zisterzienserabtei Valserena bei Parma durch den Kardinal thematisiert wird. In einem Anhang sind eine Auswahl von Dokumenten zur Förderung der Zisterze und Testamentsverfügungen des Kardinals. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister beschließen den mit Bildmaterial (nach S. 252) versehenen Band. In großen Teilen der Darstellung folgt der Autor den Positionen der bisherigen Forschungen zum Kardinal, setzt aber auch neue Akzente. Die neu aufgeworfene Frage der Zugehörigkeit Gerardos zur *familia* des Kardinals Stefan Vancsa (S. 80) und die Auffassung, Karl II. habe den Kardinal als Nachfolger Cölestins V. favorisiert (S. 297), werden dabei sicher weiter in der Forschung diskutiert werden. Ob die erneute Behandlung eines schon lange geklärten Transkriptionsfehlers (s. S. 80 Anm. 39) und das Zitieren der Papstregister nach den Originalhandschriften auch dann, wenn die betreffenden Einträge im Druck vorliegen (etwa S. 115 Anm. 159=Reg. Alexandre IV Nr. 1935; S. 232 Anm. 153–155=Reg. Martin IV Nr. 570, 587f., 591; vgl. auch Tabelle 3.1 S. 115, wo für den Leser die Registerinträge schwer nachvollziehbar sind) tatsächlich notwendig war, bleibe dahingestellt. Die moderne Edition der Chronik des Saba Malaspina von Walter Koller sollte in jedem Fall der Ausgabe von Giuseppe del Re vorgezogen werden. Bei dem in der Kommission des Jahres 1282 vertretenen Kardinalpriester

von S. Lorenzo in Lucina handelt es sich nicht um den schon 1263 verstorbenen Hugo von Saint-Cher, sondern um Hugh of Evesham (Kardinal 1281–1287) (S. 184). Stärken hat die Arbeit vor allem da, wo sie aus Parmeser Archivmaterial schöpft, das die kuriale Überlieferung ergänzt. Doch in der Fülle des ausgebreiteten Wissens gelingt es nicht immer, den Protagonisten deutlich hervortreten zu lassen. Vor allem deshalb wäre eine Zusammenfassung wünschenswert gewesen, in der der Anteil Gerardo Bianchis an den Geschehnissen schärfer konturiert worden wäre. Insgesamt bietet der Band allerdings eine gute Basis zur weiteren Beschäftigung mit dem Kardinal.

Andreas Fischer

Stephan Selzer, *Blau. Ökonomie einer Farbe im spätmittelalterlichen Reich*, Monographien zur Geschichte des Mittelalters 57, Stuttgart (Anton Hiersemann) 2010, VII, 543 S., ISBN 978-3-7772-1092-2, € 178. – Bei Stephan Selzers gewichtiger Monographie ahnt man, die deutsche Mediävistik habe sich soweit verändert, daß ein Habilitant sich zutraut, mit Farbengeschichte im Spätmittelalter keinen Schiffbruch unter Kollegen zu erleiden. Nicht umsonst ist seine Einleitung eine methodologische Absicherung, daß sein Thema den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen unterliegt, auch wenn sie innerhalb der deutschen Historikerzunft noch Seltenheitswert hat. Die Studie rechtfertigt diesen methodologischen Ansatz vollauf. Sie schlägt eine Bresche in die fachübergreifende Interdisziplinität. Seltzer's geistige Väter beim Umgang mit den Farben als Subjekt in der Geschichte sind der amerikanische Kunsthistoriker John Gage und der französische Heraldik- und Symbolhistoriker Michel Pastoureau. Dennoch stehen nicht Farbtheorien sondern die Materialität der Farbe im Zentrum seines Buches. Es ist aber kein wirtschaftshistorisches Buch geworden, auch wenn sein Titel dieses insinuieren könnte. Gekonnt führt uns Selzer in das quellenbedingte Nadelöhr und findet in Bürgertestamenten, Zeremonien und Hofordnungen, Handelsbüchern und Verordnungen die Indizien, die ihm erlauben, den praktischen Stellenwert der Farbbenutzung und Bevorzugung für die Zeit von 1300 bis 1530 im spätmittelalterlichen Reich nachzugehen. Dabei entschied er sich für das Waidblau aus Thüringen. Es ist die dominierende Färbesubstanz im Mittelalter und mit seinem Niedergang im 16. und 17. Jh. bildet der Waid auch ein historisch abgeschlossenes Kapitel. Die Herkunft der Quellen geben ein schichtspezifisches Verhaltensmuster des Adels und Bürgertums bei ihrer Farbnutzung und Bevorzugung. Nicht die Modeneigung der Elite im 15. Jh., Schwarz zu bevorzugen, sondern erst der holländische Indigoimport im 17. Jh. verdrängt endgültig den Waidanbau. Selzer beendet etwa 1530 seine Studie, da zunehmend danach die „Einschwärzung“ der Kleidung dominiert. Religion als Einflußfaktor der Farbnutzung gilt also

nicht nur für das Mittelalter. Die Einführung der Farbe Schwarz hat den Waidanbau nicht getroffen, da das Waidblau zu einem Grundfärbungsmittel für andere Textilfarben geworden ist. Selzer fragt zurecht, welchen Anteil des Textilkonsums von elitären Schichten im Vergleich zu unteren Schichten beansprucht wird. Die Quellen geben da wenig Anhaltspunkte. Da der Rückzug des Waidblaus im 16. Jh. ein zeitgleiches Phänomen ist, das in anderen europäischen Anbaugebieten ebenso auftritt, wäre hier ein Vergleich sehr reizvoll gewesen. Wird auf deutschem Gefilde das Indigo dämonisiert, so wird in England der Waid als keltisches Kulturgut umschrieben, das unbedingt gegen das fremde Indigo verteidigt werden muß. Eine 84-seitige Bibliographie zur Geschichte der Farbe im Mittelalter und 3 Indices schließen die Studie ab. Michel Pastoureaus neuestes Buch „Noir: Histoire d'une couleur“ stand offensichtlich dem Autor nicht zur Verfügung, da es erst 2008 erschienen ist. Das aus Selzers Studie hervorgebrachte dynamische Bild der Farbbevorzugung und des Konkurrenzkampfes zwischen verschiedenen Färbesubstanzen ist eine wesentliche Bereicherung zur mittelalterlichen Geschichte der Farbe. Es ist eine zum großen Teil quantifizierbare Studie zu einer Fragestellung, die aus der mittelalterlichen Symbolgeschichte und nicht aus der Wirtschaftsgeschichte kommt. Darin liegt der Reiz dieser materialreichen und geistreichen Habilitationsschrift. Bei jeder zukünftigen Erforschung der Farben im Mittelalter wird man dieses Buch konsultieren müssen. Selzers Buch darf in keiner historisch orientierten Bibliothek fehlen.

Mordechay Lewy

William J. Courtenay/Karl Ubl, Gelehrte Gutachten und königliche Politik im Templerprozeß, Studien und Texte/MGH 51, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010, XIX, 172 S., ISBN 978-3-7752-5711-4, € 20. – Das vorliegende Buch ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Zum einen ist es der schöne Beweis, dass man in der Wissenschaft nicht eifersüchtig gegeneinander, sondern einvernehmlich miteinander arbeiten kann, wenn man über den gleichen Gegenstand forscht. Als Karl Ubl und William J. Courtenay bemerkten, dass sie beide zunächst unabhängig voneinander zu den Quodlibeta des Jean de Pouilly arbeiteten, ist es ihnen gelungen, sich die Arbeit so aufzuteilen, dass ihre Bemühungen zu einer gemeinsamen Publikation führten. Zum anderen erschließt die sorgfältig und umsichtig besorgte Edition der bisher nicht veröffentlichten Quodlibeta II, q. 19 (*Utrum expediat simpliciter quod secreta cuiuslibet religionis revelentur pape*) und V, q. 15 (*Utrum, si aliquis sit confessus heresim et postea revocet in facie ecclesie dicendo se falsum dixisse, talis debeat dici relapsus*) sowie der *Consultatio altera (De facto Templariorum)*, deren Autor noch nicht eindeutig bestimmt werden kann, wichtige Quellen für den bedeutsamen Prozess gegen die Templer und für die

Entwicklung des kanonischen Rechts, die bisher nicht ohne weiteres zugänglich waren. Schließlich ist die Einleitung nicht nur instruktiv, sondern vertritt vor allem in den von Ubl geschriebenen Kapiteln eigenständige Thesen: Die Verurteilung der Templer zum Tode ordnet Ubl in die allgemeine, sich verschärfende Entwicklung der Bestrafung von *haeretici relapsi* ein (Kap. 2.3). Den Verfasser der *Consultatio altera* sucht Ubl „nicht unter den Theologen, sondern unter den juristisch gebildeten Beratern des Königs (...), wie die häufigen Zitate aus dem römischen Recht unter Beweis stellen.“ Er hält Guillaume de Plaisians für einen „geeigneten Kandidaten“ (S. 60). Das universitäre Gutachten vom 25. 3. 1308 untersucht Ubl nicht nur inhaltlich, sondern ordnet es in seinen Entstehungskontext ein und betont dessen Instrumentalisierung durch Philipp IV. Er sieht daher in dem Gutachten nicht so sehr eine Kritik am König, sondern als Teil einer „mehrgleisigen Propagandakampagne“ (S. 28), mit der Philipp IV. die Unterstützung des Papsttums bei der Vernichtung des Templerordens herbeiführen wollte. Einerseits erkennt Ubl aufgrund des Inhalts die unabhängige Stellung der Gelehrten an. Andererseits betont er, dass der König „durch die neu entstandene Praxis der Befragung von Gelehrten (...) Herr des Verfahrens“ blieb (S. 63). „Der König und seine Räte bestimmten darüber, welche Wirkung die gelehrten Stellungnahmen in der Öffentlichkeit entfalten sollten. (...) Es ist bezeichnend, daß nur das Quodlibet des Jean de Pouilly, der sich gegen die überwiegende Mehrheit der Doktoren stellte, den Dissens seiner Gegner überlieferte.“ (S. 64) Bezüglich der Stellung gelehrter Gutachten resümiert er: „Die Autorität gelehrter Gutachten war also in der Zeit Philipps des Schönen als ein Element königlicher Politik primär strategischer Natur und konnte sich erst nach den Krisen des 14. Jh. davon befreien. Das sorgfältig erarbeitete Register verzeichnet Stellen in der Bibel und in übrigen „Autoren und Werken“, Namen und Begriffe.      Wolfram Benziger

Cathleen A. Fleck, *The Clement bible at the medieval courts of Naples and Avignon. A story of papal power, royal prestige, and patronage*, Aldershot [u. a.] (Ashgate) 2010, 340 S., Abb., ISBN 978-0-7546-6980-7, £ 70. – Die Verbindungen zwischen den in Avignon residierenden Päpsten und den angevinischen Königen von Neapel waren traditionell eng. In beiden Städten wurde kulturelles Engagement mit hohem personellen, finanziellen und ideellen Aufwand gefördert. Dazu gehörte an prominenter Stelle auch Buchproduktion und -malerei. Die an der Universität von Saint Louis lehrende Kunsthistorikerin Cathleen Fleck beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit einem der eindrucksvollsten Erzeugnisse neapolitanischer Buchmalerei des Trecento: der sogenannten Clemens-Bibel. Entstanden um 1320 für einen am Hof von Neapel tätigen Würdenträger, geht der heute gebräuchliche Name der Bibel auf Papst

Clemens VII. zurück, der vor 1405 die in der Handschrift zahlreich vorhandenen Wappen des Erstbesitzers durch sein eigenes Wappen ersetzen ließ und damit unmissverständlich seinen päpstlichen Besitzanspruch verdeutlichte. Was machte gerade diese Handschrift so interessant und begehrenswert? Die Autorin zeichnet die Geschichte der Clemens-Bibel im Zeitraum von c. 1320 bis 1424 in acht Kapiteln detailliert nach und liefert so die „Biographie“ einer Handschrift, die für vielerlei unterschiedliche Legitimationsstrategien in Anspruch genommen werden konnte – stets abhängig vom jeweiligen Besitzer und der jeweiligen politischen Großwetterlage. Die Bibel – großformatig, von exzellenter Qualität, mit über 250 Miniaturen verschwenderisch illustriert –, ist zum ersten Mal 1340 im Besitz des Abtbischofs von Monte Cassino, Raymond de Gramat, konkret nachweisbar. Nach seinem Tod gelangte die Handschrift im selben Jahr infolge des von Benedikt XII. ausgeübten Spolienrechts in die päpstliche Bibliothek nach Avignon – der im 14. Jahrhundert mit rund 2000 Bänden wohl bedeutendsten Bibliothek des gesamten Abendlands. Ab 1369 ist gar ihr konkreter Aufbewahrungsort innerhalb des Palastes bekannt: ein Inventar erwähnt neben rund 50 anderen, in der Kapelle des für die Würdenträger vorgesehenen Traktes vorhandenen liturgischen Bänden, auch die Bibel. Während des Großen Schismas verblieb sie in Avignon, wurde um 1409 aber von Benedikt XIII. in sein Exil nach Peñíscola (Aragon) überführt. 1424 wurde sie vom letzten Vertreter des Avignonesischen Papsttums, Clemens VIII., dem aragonesischen König geschenkt. Danach verlieren sich ihre Spuren für rund 350 Jahre bis zum Ende des 18. Jh., als sie auf dem französischen Antiquariatsmarkt auftauchte, nach England verkauft und schließlich von 1816 an in Holkham Hall, der Residenz der Familie Leicester, verwahrt wurde. 1950 entschloss sich schließlich der finanziell notorisch klamme Earl of Leicester zum Verkauf der Handschrift, die heute in der British Library liegt. Insbesondere zwei umfangreiche, politisch interpretierbare Bilderzyklen sind es, denen in vorliegender Untersuchung besondere Beachtung geschenkt wird: in einem Stil ausgeführt, der Einflüsse des römischen Malers Pietro Cavallini verrät, kündigt die Bebilderung des Buches Daniel im Alten und der Offenbarung im Neuen Testament von dem offensichtlichen Verlangen, die Heilige Stadt Jerusalem mit Rom gleichzusetzen. Hilfreich dabei ist die konsequente Darstellung des Jerusalemer Tempels in Gestalt des römischen Pantheon. Und man wird der Autorin gerne in ihrer Vermutung zustimmen, es könne sich hierbei um eine intendierte Visualisierung des Gegensatzes Jerusalem-Babylon versus Rom-Avignon handeln. Doch bleibt dies bloße Vermutung: sehr wahrscheinlich, jedoch kaum beweisbar. Überhaupt: Spekulationen liebt die Autorin. Mitunter verliert sie sich gar darin, beispielsweise wenn sie andeutet, Papst Benedikt XII. könnte („perhaps“) mit Hilfe der Bibel eine Verbindung zu Rom



konstruiert und ihren hochgestellten Bewunderern damit gleichsam non-verbal seine Absicht zur Rückkehr in die Tiberstadt zu verstehen gegeben haben. Ob sich der Zisterzienserpapst als einer der Erbauer des trutzigen Papstpalastes in Avignon tatsächlich mit ernsthaften Rückkehrgedanken trug, wird in der Forschung freilich nach wie vor kontrovers diskutiert. Überhaupt die Forschung: auch wenn sich die Arbeit vornehmlich an Kunsthistoriker richtet, vermisst man doch schmerzlich einige einschlägige Titel – beispielsweise Vones zu Urban V., Jugie zum avignonesischen Kardinalat –, durch die der kulturelle Kontext eindrücklicher hätte zur Geltung gebracht werden können. Trotz aller Kritik – und hierzu gehört auch die sparsame Farbbeilderung, die nur wenig von der atemberaubenden Schönheit der Miniaturen erahnen läßt – gelingt es der Autorin, das legitimatorische Potential, das der Bibel innewohnt, mit Blick auf den jeweiligen Besitzer zu verdeutlichen. Kunst, Kultur, Patronage und Macht: insbesondere für die Zeit des Großen Abendländischen Schismas bleibt noch viel zu tun.

Ralf Lützelshwab

Marek Daniel Kowalski, *Proventus camerae apostolicae debiti. Oplaty duchowienstwa polskiego na rzecz papiestwa w latach 1417–1484*, Medium aevum 2, Krakow (Historia Iagellonica) 2010, 292 S. (Englisches Summary S. 225–228), ISBN 978-83-62261-11-6, € 28. – Die Erforschung der päpstlichen Kammer hat seit den Arbeiten von Gottlob (1889) und Baumgarten (1897) keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht. Um so verdienstvoller ist das vorliegende Buch des Krakauer Kollegen Marek Kowalski, der sich seit Jahren mit diesem Dikasterium befasst und für die Jahre 1417 bis 1484 zu wichtigen, nicht nur für Polen zutreffenden Ergebnissen gelangt, die auch das Buch von Christiane Schuchard (vgl. QFIAB 81 [2001] S. 708f.) ergänzen. Marek hat alle Zahlungen aus den Erzdiözesen Gnesen und Lwiv untersucht (für Benefizien und den Peterspfennig). Die polnischen Bischöfe erwiesen sich nach 1431 als pünktliche Zahler der geschuldeten Servitien, die Annatenzahlungen des niederen Klerus erfolgte, zumeist stark verzögert, zur Hälfte über die Kollektoren, zur Hälfte direkt an die Kurie. Vor 1450 waren das aber nur etwa 30 Zahlungen pro Jahr, danach im Durchschnitt nur noch die Hälfte. Insgesamt flossen aus Polen zwischen 1417 und 1484 129 000 Goldgulden nach Rom, davon 62% aus den Servitien und 9% aus den Annaten direkt, sowie 29% über die Kollektoren. Marek kann zeigen, daß ein Drittel der von einem Kollektor eingetriebenen Gelder für deren Administration aufgebraucht wurde, für den Kollektor Giacomino Rossi (1427–1433) überstiegen die Einnahmen von 1900 Florinen sein Gehalt von 2920 Florinen beträchtlich. Insbesondere das Eintreiben der Annaten erweist sich als Verlustgeschäft, nicht jenes des Peterspfennigs.

Ludwig Schmugge

Georg Strack, Thomas Pirckheimer (1418–1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist, *Historische Studien* 496, Husum (Matthiesen) 2010, 383 S., ISBN 978-3-7868-1496-2, € 56. – Die Münchener Dissertation (2008) widmet sich auf der Grundlage einer „umfassende[n] Sichtung des vorhandenen Quellenmaterials“ (S. 15) der Biographie eines Angehörigen der bekannten Nürnberger Familie Pirckheimer aus der Generation der Großeltern von Caritas und Willibald Pirckheimer; es war Thomas, der mit seinem Studium in Italien eine Familientradition begründete. Seine *peregrinatio academica* (1433–1447: Leipzig, Erfurt, Padua, Perugia, Pavia) ist ungewöhnlich gut dokumentiert. Als Doktor beider Rechte kehrte Thomas Pirckheimer aus Italien zurück und trat in die Dienste Herzog Albrechts III. von Bayern-München, dessen Kirchenpolitik sein „eigentliche[s] Tätigkeitsfeld“ wurde (S. 60) und ihn wiederholt an die päpstliche Kurie führte. Auch für seine Heimatstadt Nürnberg übernahm er diplomatische Missionen. Ratskarriere und Kurientätigkeit erreichten ihren Höhepunkt unter Pius II., der Pirckheimer zum Referendar und Protonotar ernannte. Während des Fürstentages von Mantua 1459 nahm er als päpstlicher Referendar Suppliken entgegen, prüfte sie unter juristischen Gesichtspunkten und unterbreitete sie dem Papst zur Genehmigung. Da in diesem Zeitraum (anders als sonst) in den päpstlichen Supplikenregistern am Rande einer jeden Bittschrift der Name des zuständigen Referendars notiert worden ist, kann Strack nachweisen, dass Pirckheimer hauptsächlich für ganz bestimmte Petenten(-gruppen), meist aus dem deutschen Reich, tätig wurde, die ihn bereits kannten oder doch zumindest aus seiner Heimatregion stammten und ihn deshalb als Ansprechpartner wählten. 1464 verlor Pirckheimer jedoch den Rückhalt seiner Dienstherren, und es starben seine beiden wichtigsten Förderer an der Kurie, Kardinal Nikolaus von Kues und Papst Pius II. Er zog sich nach Regensburg zurück, wo er Domkanoniker und -kustos war; dort wirkte er unter anderem als Interessenvertreter des Domkapitels und als Ansprechpartner für päpstliche Gesandte, starb 1473 und wurde im Domkreuzgang begraben. Ebenso minutiös, wie Strack die Ämterlaufbahn Pirckheimers nachzeichnet, behandelt er auch dessen Pfründen-„karriere“, wobei sein besonderes Augenmerk den „sozialen Verflechtungen“ (S. 173) gilt, die einerseits den Pfründenerwerb begünstigten, andererseits aber auch Rücksichtnahme auf die gelegentlich konkurrierenden Interessen seiner Dienstherren erforderten. In dem sich anschließenden Abschnitt „Thomas Pirckheimer und der Frühe Humanismus“ analysiert Strack zunächst eine Sammelhandschrift aus Pirckheimers Besitz (London, British Library, Codex Arundel 138) mit Texten antiker Autoren, vor allem aber italienischer Frühhumanisten; Textsammlung und -verzeichnung bezeugen, so Strack, Pirckheimers Hinwendung zu „rhetorisch-humanistischen Bildungsinhalten“ (S. 235). Für sich selbst übernahm er das Stilmittel der

Ironie als rhetorische Neuerung, und als erster Deutscher gestaltete er eine Obödienzerklärung nicht mehr in Anlehnung an eine Predigt, sondern an „die klassische Redeform“ (S. 248). Literarische Ambitionen hegte er darüber hinaus nicht und war auch kein großer Briefschreiber; dennoch kann Strack Pirckheimers persönliche Bekanntschaft mit anderen deutschen Frühhumanisten nachweisen, für einige von diesen außerdem den „Besitz vergleichbarer Textsammlungen“ (S. 251; vgl. auch Anhang II, S. 299–301). – In einem Anhang (I, S. 268–298) ediert er drei Reden Pirckheimers in lateinischer Sprache (eine Universitätsrede für den Neffen eines spanischen Kardinals; die Obödienzreden vor Nikolaus V. 1448 bzw. vor Pius II. 1458) sowie eine Reihe von Gesandtenberichten und schriftlichen Ratschlägen an die bayerischen Herzöge aus den Jahren 1459–1461 in deutscher Sprache, dazu einen Bericht des Kuriengesandten Thezeres von Fraunhofen an Herzog Ludwig von Bayern-Lands hut (1457). – Dank dieser abgerundeten, gut lesbaren Arbeit hat Thomas Pirckheimer den ihm gebührenden Platz unter den gelehrten Räten des 15. Jh. und ein individuelles Profil erhalten; dieses ist geprägt durch seine „Spezialisierung auf Kuriengesandtschaften“ (S. 264) und durch die außergewöhnlich hohe Position, die er am Hof Pius' II. erlangte. Christiane Schuchard

Thomas Ebendorfer, *Diarium sive Tractatus cum Boemis* (1433–1436), hg. von Harald Zimmermann, *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum. Nova series 25*, Hannover (Hahn) 2010, LIV, 342 S., ISBN 978-3-7752-0223-7, € 45. – Der Abschluss der Iglauer Kompaktaten (1436), mit denen der Religionskonflikt zwischen den böhmischen Hussiten und der römischen Kirche beigelegt wurde, stellt wohl den größten Erfolg des Basler Konzils dar. Die Einigung war das Ergebnis eines beispiellosen religiösen Dialogs über die hussitischen Glaubensartikel zwischen dem Konzil und den Hussiten, der in Debatten und Verhandlungen in Basel, Prag, Brünn, Stuhlweissenburg, und schließlich in Iglau ausgetragen wurde. Als Mitglied der Konzilsdelegationen nahm der Wiener Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach (1388–1464) an den zähen Verhandlungen teil und protokollierte ihren Verlauf in seinem ersten historiographischen Werk, dem „Diarium“ oder „Tractatus cum Boemis“. Das Werk, das eher eine Berichterstattung als ein „Tagebuch“ im modernen Sinn darstellt, schildert die täglichen Handlungen der Konzils gesandten, dokumentiert stilecht in scholastisch geprägtem Latein die Dogmengespräche und hält in Abschriften das offizielle Schrifttum der Verhandlungen fest. Trotz des eher trockenen Stils bietet Ebendorfers *Diarium* als Dokumentation des „Ringens um den rechten Text“ eine durchaus spannende Lektüre, die in der neuen Edition durch den erprobten Kenner und Editor Ebendorfers, Harald Zimmermann, erstmals als voll- und eigenständiger Text

zur Verfügung steht. Zum Leitfaden für die Edition des ohnehin unikal überlieferten Werkes hat Zimmermann die Wiedergabe des Autographs in der Wiener Handschrift CVP 4704 gemacht, eine Lösung, die zwar selbstverständlich erscheint, die aber den Editor angesichts des nicht abgeschlossenen Redaktionsstandes des Werkes durchaus mit Problemen konfrontierte. Neben Korrekturen, Überarbeitungen und Ergänzungen hat Ebendorfer zahlreiche zusätzliche Textteile in seine Handschrift eingefügt, die eingeordnet werden mussten. Im Umgang mit diesen Überarbeitungsspuren unterscheidet sich Zimmermanns Edition in einer Reihe von Punkten von der früheren Edition durch Ernst Birk (1857). So leitet Zimmermann das Werk mit Ebendorfers nachträglich eingefügtem Gebet, Vorwort und Geleitbrief ein, während Birk die ersten zwei Textteile auslässt und den Geleitbrief an anderer Stelle einfügt. Andere Textbestände, die Birk in die Fußnoten abdrängt, werden von Zimmermann in den Haupttext inkorporiert. Vor allem ist hervorzuheben, dass Zimmermann Ebendorfers Abschriften der offiziellen Dokumente vollständig wiedergibt, die Birk mit Hinweis auf seine Edition der Parallelüberlieferung dieser Texte überspringt. Zu wünschen wäre allerdings ein Hinweis auf andere Editionen dieser Dokumente – der wiederum bei Birk zu finden ist. Als Ergebnis behält das Werk in der neuen Edition die narrative Form, die in der Handschrift belegt ist, und kann als eigenständiger Text gelesen werden. Ein weiterer Vorteil für den Leser der neuen Edition liegt in der Einführung einer historisch-chronologischen Gliederung des Werkes nach Gesandtschaften, die vom Autor selbst nur inkonsequent und teilweise auch falsch angelegt wurde. Wo Ebendorfer (und ihm folgend Birk) die erste Basler Gesandtschaft nach Prag 1433 unter dem Titel *Tractatus Prage* beschreibt, die zweite Gesandtschaft aber ohne Titel, die dritte fälschlich als *ambasiata quarta*, und die vierte wiederum ohne Kennzeichnung behandelt, greift Zimmermann in diese chaotische Struktur zugunsten einer klaren historischen Zuordnung der Gesandtschaften ein. Die Edition ist mit einem historischen Kommentar versehen und ist schließlich durch ein Stellenregister, ein Namenregister mit deutschen, tschechischen und lateinischen Namensformen und ein Glossar mit inhaltlichen Stichwörtern sowie seltenen aus dem Tschechischen latinisierten Wörtern gut erschlossen. Insgesamt ist somit für eine weitere Beschäftigung mit dieser wichtigen und interessanten Quelle wesentliche Grundlagenarbeit geleistet worden. Duane R. Henderson

Enea Silvio Piccolomini, *Germania*, a cura di Maria Giovanna Fadiga (Ministero per i beni e le attività culturali, IV, Edizione nazionale dei testi della storiografia umanistica, 5), Firenze (SISMEL) 2009, XXIII, 329 S., ISBN 978-88-8450-354-1, € 58. – Hier sei kurz auf eine neue Ausgabe von Enea Silvio Piccolominis *Germania* hingewiesen, von der eine kritische Edition durch

Adolf Schmidt von 1962 bereits vorlag. Die *Germania* des Enea Silvio Piccolomini, eine seiner erstaunlichen Länderkunden, entstanden 1457/58 in Form eines Brieftraktats, gibt sich als Antwort auf die – schon im vorreformatorischen Deutschland häufige – Kritik an den als ausbeuterisch empfundenen Praktiken der Papstfinanz, hier angeblich geäußert von Martin Mayr Kanzler des Erzbischofs von Mainz. Enea nutzt seine deutsche Landeskunde zugleich dazu, den blühenden Zustand des spätmittelalterlichen Deutschland und den sichtlichen Reichtum seiner Kirchen aus der Christianisierung und dem Wirken der römischen Kirche zu erklären und so die Argumentation der Gegenseite zu entkräften, ja umzukehren. In einer umfassenden Einführung verfolgt die Herausgeberin zunächst die Entstehungsgeschichte des Brieftraktats (mit Behandlung der zitierten *gravamina*), Auswahl und Anordnung der gebotenen landeskundlichen Informationen, die Wirkung der klassischen Geographie und Historiographie (Tacitus' *Germania* war zwei Jahre zuvor nach Italien gekommen!), und die Wirkung dieser neuen *Germania* ihrerseits auf die deutschen Humanisten. Die Edition folgt, nach sorgfältiger Sichtung der Handschriften, anders als A. Schmidt der autographen Handschrift (Vat. lat. 3886), S. 125, und erst in zweiter Linie der Reinschrift (Vat. lat. 3885), was Eneas Arbeitsweise sehr viel deutlicher hervortreten läßt (Proben seiner Änderungen im Text in tav. I–IV), und stellt den durch spätere Eingriffe besonders stark angetasteten Text der *Germania* wieder her. Im Sichtbarmachen der Arbeitsweise, im Nachweis der benutzten (antiken und mittelalterlichen) Autoren und im eingehenden Sachkommentar führt die neue Ausgabe über die bisher vorliegende hinaus.

Arnold Esch

Alfred Kohler, Expansion und Hegemonie. Internationale Beziehungen 1450–1559, Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen 1, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2008, ISBN 978-3-506-73721-2, XIV, 444 S., Abb., € 90. – Mit dieser Publikation liegt nun der erste Band des von Heinz Duchhardt und Franz Knipping hg. Handbuchs der Geschichte der internationalen Beziehungen vor (vgl. QFIAB 80 [2000] S. 774f. und QFIAB 88 [2008] S. 718–720). Am Beginn des von Kohler behandelten Zeitraums steht die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen, ein Faktum, das die expansionistischen Bestrebungen des türkischen Großreichs nach Südost- und Zentraleuropa und ins westliche Mittelmeer gefördert hat und das immer wieder als Epochenzäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit genannt wird. Der Endpunkt der Darstellung bildet das Jahr 1559 mit dem Frieden von Cateau-Cambrésis, der für den Beginn der Hegemonie Spaniens in Europa steht, einer Macht, die selbst in den Jahrzehnten um 1500 eine großangelegte und erfolgreiche Expansionspolitik an den Tag legte und sich als Weltmacht etab-

lierte. Konstantinopel 1453 und Cateau-Cambrésis 1559 bilden somit einen sinnvollen und aussagekräftigen Rahmen für die zu behandelnde Thematik. Die italienischen Staaten nahmen in der Epoche zwischen der Mitte des 15. und der Mitte des 16. Jh. eine bedeutende Stellung ein. Die Verfestigung ihrer Beziehungen untereinander in Form ständiger Gesandtschaftsvertretungen begründete die moderne Diplomatie, wobei das päpstliche und venezianische Gesandtschaftswesen auf Grund ihrer universalkirchlichen bzw. merkantilen Erfahrungen und Kompetenzen eine besondere Rolle spielen sollten (S. 31ff., 400). Obwohl sich die italienische Staatenwelt nach dem Frieden von Lodi (1454) konsolidierte und ein prächtige Hofkultur entwickeln konnte, die auf ganz Europa ausstrahlte (S. 109f.), wurde sie spätestens mit dem Italienzug Karls VIII. 1494 zum Spielball auswärtiger Mächte und zum „Schlüssel der europäischen Hegemonie“ (S. 334). Die Apenninhalbinsel entwickelte sich so zum zentralen Schauplatz des epochalen Gegensatzes zwischen den Häusern Habsburg und Valois, wobei auf Grund dynastischer Ansprüche v.a. das Königreich Neapel und das Herzogtum Mailand umkämpft waren. Dieser Antagonismus verlief in verschiedenen Wellen mit unterschiedlichen Protagonisten. Einen besonderen Schub erhielt er durch das Herrschaftsverständnis und die Politik Karls V. So hatten die Jahre zwischen 1516 und 1520 mit dem Regierungsantritt Karls in Spanien und im Reich eine weitreichende Bedeutung für die internationalen Beziehungen (S. 342-351), zu einem Moment, als die Reformation Luthers die konfessionelle Ordnung Europas zum Wanken brachte. Von der Krise der italienischen Staaten blieb auch der Kirchenstaat nicht unberührt. So lässt sich gerade bei den antiosmanischen Projekten des Apostolischen Stuhls die schwindende gesamteuropäische Bedeutung des Papsttums konstatieren (S. 2, 265). Obwohl an dieser Stelle in erster Linie die Italienbezüge dieser Publikation angesprochen wurden, soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch die anderen europäischen Großräume gebührend berücksichtigt werden. Die Darstellung der internationalen Beziehungen und ihrer Akteure zwischen 1450 und 1559 durch Alfred Kohler verdient großen Respekt. Trotz der immensen Fülle und des Materials ist es dem Vf. gelungen, die großen Entwicklungslinien um 1500 anhand der Leitkategorien Dynastie, Expansion und Hegemonie überzeugend aufzuzeigen, die einmal mehr die klassische Epochenabgrenzung zwischen Mittelalter und Neuzeit in Frage stellen.

Alexander Koller

Renaud Villard, *Du bien commun au mal nécessaire. Tyrannies, assassinats politiques et souveraineté en Italie, vers 1470-vers 1600*, Rome (École Française de Rome) 2008, VII, 912 S., ISBN 978-2-7283-0800-2, € 93. – Un libro di grande impegno sulla violenza nella vita politica dell'Italia centro-settentrionale

nale di questo „large XVI<sup>ème</sup> siècle“, con la sua moltiplicazione di Stati e di principi, spazi politici d'una certa omogeneità nelle loro legittimità incerte e spesso antagoniste, riconducibili per l'A. da un lato alla fluidità di strutture statali non ancora assestate, dall'altro a un clima carico di inquietudini politico-religiose. L'opera si inserisce felicemente nella tradizione della *thèse* di scuola francese, con la puntualità e l'estensione della ricerca, le riflessioni di ordine metodologico sulle scelte e sui criteri adottati. L'informazione è larghissima. La lista delle fonti, raggruppate in cinque tipi, dalle cronache a quelle normative e letterarie, e la bibliografia per quanto deliberatamente ristretta al massimo occupano più di cento pagine. Della criminalità politica viene data una sottile *catégorisation* che non si esaurisce nell'atto e nel gesto ma penetra in profondità. Un prudente tentativo di valutazione quantitativa delle violenze prese in considerazione per questo „secolo dell'assassinio politico“ 1470–1570 mette in rilievo le fasi più acute, con una tendenza generale ascendente fino a verso il 1500 seguita da una di segno opposto. In queste realtà politiche, quali emergono da una documentazione diretta, si colloca la figura del tiranno, la cui insistita immagine negativa prepara l'elaborazione della sua uccisione, un'immagine mostruosa che si impone e si diffonde a tutti i livelli assumendo varie forme. Incarnazione dei vizi, inversione di ogni valore, la sua rappresentazione è diversa da quella formulata dal pensiero politico, per il quale resta semplicemente un *mauvais prince*. I capitoli che si diffondono su questa immagine conducono alla seconda parte del libro, intitolata *La mise à mort*, che si apre con la critica a certi miti storiografici che si affidano a fonti specialmente narrative, condizionate da fantasie e pregiudizi da cui si è tratta l'impressione di una criminalità politica passionale, con la presentazione di complotti e cospirazioni come frutto di vendetta privata o di ambizione smodata, mentre dall'analisi di alcuni loro episodi a Firenze, a Milano e altrove si ricava un quadro diverso dei protagonisti, delle motivazioni, delle vicende. L'A. coglie delle interrelazioni e dà rilievo alle analogie e a qualche affinità di strutture favorita dalla frequenza delle comunicazioni, dalla grande circolazione delle notizie e da un linguaggio politico comune, da parallelismi che sembrano condurre ad una conformità di caratteri nello spazio politico considerato. La ricerca segue l'immagine del tiranno nei mutamenti della percezione che se ne aveva, nella quale prende corpo il desiderio di eliminarlo, il suo assassinio. Inteso come punizione celeste circoscritta nel tempo e nello spazio, la grande diffusione dei tiranni e della loro immagine, paragonabile al contagio di una malattia, porta a riflessioni su un possibile diritto al tirannicidio come forma di giustizia. Quando questa ondata criminale che ha per rapporto la diffusione del tiranno tende a diminuire Villard ne cerca la causa alla luce delle ripercussioni sull'area della sovranità. L'os-

sessione delle congiure fa posto a una loro valutazione più serena da parte del potere politico, che progressivamente impara ad apprezzarne il profitto che può trarne. Assistiamo ad un'inversione di tendenza, a una netta caduta dell'omicidio politico, che s'accompagna col graduale indebolimento del pensiero politico repubblicano, nell'accettazione della tirannide come unico rimedio contro la discordia e l'instabilità politica. Il principe tiranno, bersaglio delle violenze, ora scopre i vantaggi offerti da congiure svelate, reali o immaginarie e persino inventate, con le quali rafforzare la propria legittimità ed eliminare chi gli si oppone. Così „le pouvoir princière parvient à récupérer à son profit ces menaces pesant sur sa vie“; vuotando progressivamente lo spazio possibile di un'opposizione violenta il sovrano diventa l'unico legittimato a compiere atti violenti. Anzi, la violenza ora viene concepita come attributo necessario, irrinunciabile, del principe. Nella cancellazione delle congiure e la mutazione profonda dell'immaginario tirannico l'A. vede emergere una nuova forma di sovranità che troverà il suo compimento in un concetto astratto, quello di ragion di Stato. – Apprezzabile, con l'originalità della ricerca, la chiarezza del percorso del libro che non perde mai la padronanza della mole del materiale accumulato, grazie anche alla capacità di dargli un ordine formale convincente. Hannelore Zug Tucci

Maurizio Gattoni, Sisto IV, Innocenzo VIII e la geopolitica dello Stato Pontificio (1471–1492), Religione e società 52, Roma (Edizioni Studium) 2010, 223 S., ISBN 9788838241246, € 16. – Diese Studie beschäftigt sich mit der Politik Sixtus' IV., die eine neue Richtung hin zur Stärkung der Herrschaft und der wirtschaftlichen und militärischen Macht des Papsttums einschlug. Der Papstnepot übernahm seither auch die Leitung militärischer Unternehmungen. Die Annäherung an die Florentiner – Übertragung der Ausbeutung der Minen von Tolfa an die Medici – schlug nach Attacken in Umbrien und besonders der florentinischen Unterstützung von Città di Castello in eine feindliche Haltung um und gipfelte in der Exkommunikation von Lorenzo de' Medici als Feind des Heiligen Stuhles. In der Folge näherte sich das Papsttum stattdessen Siena, Neapel und der Republik Venedig an. Mit letzterer kam es jedoch ebenfalls zu erheblichen Spannungen und zu einer Verurteilung der Besetzung Ferraras. Die Politik Sixtus' IV. ist die der Aufrechterhaltung der Herrschaft – *dominium* – sie ging aber nie mit der Vernichtung eines Feindes oder einer politischen Macht – wie etwa der von Città di Castello – einher. Sein Nepot, Gerolamo Riario, setzte bei der Gewinnung der Romagna dementsprechend nicht nur auf militärische Aktionen sondern auch immer wieder auf Verhandlungen. Eine Strategie, die unter dem späteren Papst Alexander VI. nicht verfolgt wurde; bei ihm zeigt sich eine weitaus härtere, geradezu imperialistische Hal-



tung. Der Autor verwendete für seine Arbeit zahlreiche bislang unbekannte Quellen aus dem Vatikanischen, sowie italienischen, spanischen und portugiesischen Archiven. Im reichen Anmerkungsapparat sind ausführliche Informationen zu Personen und Ereignissen zu finden. Am Ende werden wichtige bibliographische Werke angeführt, in der Liste fehlt allerdings ein Hinweis auf die Studien von Armando Sapori, einem der bedeutendsten Kenner der wirtschaftlichen Aktivitäten und Außenbeziehungen von Florenz.

Christine Maria Grafinger

Metafore di un pontificato. Giulio II, 1503–1513. Atti del Convegno, Roma, 2–4 dicembre 2008, a cura di Flavia Cantatore, Myriam Chiabò, Paola Farenga, Maurizio Gargano, Anna Morisi, Anna Modigliani, Franco Piperno, RR inedita, saggi 44, Roma (Roma nel Rinascimento) 2010, 693 S., Abb., 1 CD, ISBN 88-85913-31-8, € 100. – Giulio II. La cultura non classicista. Sessione finale del Convegno „Metafore di un pontificato. Giulio II, 1503–1513“, Viterbo, S. Maria in Gradi, 13 maggio 2009, a cura di Paolo Proccaccioli con la collaborazione di Myriam Chiabò – Anna Modigliani, RR inedita, saggi 45, Roma (Roma nel Rinascimento) 2010, 180 S., ISBN 88-85913-55-5, € 32. – Julius II. ist als „papa guerriero“ in die Geschichte eingegangen und hat durch seine Kunstaufträge an Raffael und Michelangelo die Hochrenaissance in Rom eingeleitet. Der politischen Rolle und dem Mäzenatentum des Papstes gilt allerdings nicht das Hauptaugenmerk der dreiteiligen Tagung mit dem Titel „Metafore di un pontificato: Giulio II (1503–1513)“ (ein erster Band – „Giulio II e Savona“ erschien 2009). Vielmehr haben die Organisatoren eine beachtliche Reihe von Beiträgen zusammengetragen, die den Pontifikat des streitsamen Papstes von weniger bekannten Blickwinkeln betrachten, wobei literatur- und kunstgeschichtliche Fragestellungen überwiegen. Es gelingt deshalb – anders als bei den vorausgegangenen Tagungen unter der Ägide der Associazione „Roma nel Rinascimento“, die den Päpsten Sixtus IV. (1984), Martin V. (1992) und Alexander VI. (1999–2001) gewidmet waren – diesmal nicht, einen kohärenten Gesamteindruck des Wirkens Julius' II. zu bieten. Die politischen Taten des Pontifex werden von den Autoren mitgedacht, aber erhalten keinen eigenen Beitrag; die Sixtinische Kapelle wird nicht eigens behandelt, während dem Statuenhof im Belvedere und dem Tempietto Bramantes in S. Pietro in Montorio gleich mehrere Beiträge gewidmet sind (Flavia Cantatore, Rosanna Nicolò, Rita Bertucci). Bedauerlich ist auch, daß der Wirkung des Regiments Julius' II. auf die römische Bevölkerung (gestreift von Massimo Miglio) und die Wirtschaft in Rom (die doch nicht zuletzt durch die päpstlichen Bauaufträge profitiert haben muß) kaum nachgegangen wird, während man gleich zwei Beiträge zu den – eher bescheidenen –

Handelsbeziehungen zwischen Rom und dem Orient findet (Valeria Fiorani Piacentini, Paola Piacentini). Immerhin ist evident, daß die Ewige Stadt unter dem Della Rovere-Papst zu einem Treffpunkt und Wirkungsort großer Namen der Kunst und Kultur wird. Sehr detailreich fallen die Beiträge zu Architektur- und Kunstfragen aus (Matthias Winner, Simona Rinaldi, Claudio Falcucci, Lorenzo Finocchi Ghersi, Anna Cavallaro, Micaela Antonucci). Selbst ein „Zaungast“ aus Neapel, der möglicherweise gerade unter dem Eindruck seines Romaufenthaltes 1507 vom Orgelbauer zum Architekten mutierte Giovanni Donadio, wird gewürdigt (Paola Carla Verde). Maurizio Gargano vergleicht die urbanistischen Verdienste der Päpste Alexander VI. und Julius II. und verneint eine Rivalität des letzteren mit seinem Vorgänger aus dem Hause Borgia, zumal die Gebrüder Sangallo und Bramante unter beiden in Rom tätig waren. Mehrere Persönlichkeiten aus dem kurialen Umfeld werden vorgestellt: die Kardinäle Bernardino de Carvajal (Isabella Iannuzzi) und Ägidius von Viterbo (Gennaro Savarese) sowie die Humanisten Raffaele Maffei (Rosanna Alhaique Pettinelli), Pier Francesco Giustolo (Rossella Bianchi), Jacopo Sadoletto (Francesco Luciola) und Andrea Guarna (Chiara Cassiani). Obwohl sein Name mit der Capella Giulia verknüpft ist, blieb Julius' II. Verhältnis zur Musik – ganz anders als dies dann bei seinem Nachfolger Leo X. der Fall war – distanziert (Richard Sherr, Gregorio Moppi). Die antiquarischen und literarischen Interessen der Zeit werden vielfach beleuchtet (Concetta Bianca, Stefano Benedetti, Italo Pantani, Pietro Petteruti Pellegrino) und erhalten im Band „Giulio II. La cultura non classicista“, was die volkssprachlichen Werke angeht, breiten Raum (Paolo Procaccioli, Paola Casciano, Paola Cosentino). Zur Außensicht auf die Persönlichkeit und das Regiment Julius' II. bieten sich die scharfsinnigen Beobachtungen Niccolò Machiavellis, Zeuge des Konklaves von 1503 (Maria Grazia Blasio, Frédérique Verrier Dubard, Alessandro Capata), und die Berichte der Botschafter der italienischen Höfe an (Alessandro Pontecorvi). Wie schon die Musik machte sich der Papst auch das Theaterwesen und die feierlichen Umzüge sowie die doppelte Dichterkrönung von 1512 propagandistisch zunutze (Siro Ferrone, Raimondo Guarino). Prophezeiungen und Reformprojekte der Zeit Julius' II. werden von Anna Morisi und Otavia Niccoli vorgestellt. Man vermißt indes einen Beitrag zu den kritischen Tönen von Rombesuchern aus dem Norden. Bekanntermaßen widmete kein geringerer als Erasmus dem Della Rovere seinen sarkastischen Dialog *Julius exclusus e coelis* (S. 133, 357). Wohl zwei Jahre später als Erasmus (1511) weilte Martin Luther in Rom, der allerdings als noch frommer Katholik weniger an den künstlerischen Errungenschaften denn an den Ablässen interessiert war, wobei auch das frivole Hofleben in Rom Momente religiösen Eifers

und der Abblaßfrömmigkeit kannte, wie man – beiläufig, aber nicht minder interessant – aus den Berichten der Mantuaner Gesandten erfährt (S. 154).

Andreas Rehberg

Jutta Götzmann, *Römische Grabmäler der Hochrenaissance. Typologie – Ikonographie – Stil, Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance* 13, Münster (Rhema) 2010, 324 S., Abb., ISBN 978-3-930454-41-9, € 62. – Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine bereits im Jahr 2002 angenommene, für den Druck überarbeitete und aktualisierte Dissertation aus der Münsteraner Schule Joachim Poeschkes. Im Zentrum der akribisch recherchierten Arbeit steht die bislang noch nicht zusammenhängend untersuchte Typologie des römischen Wandgrabmals im ersten Drittel des 16. Jh. Nach einer ausführlichen, die später gewonnenen Ergebnisse bereits berücksichtigenden Einleitung (S. 1–53) folgen werkmonographisch angelegte Einzelanalysen der zentralen Grabdenkmäler (S. 57–267), deren oft komplizierte Entstehungsgeschichte unter Beachtung zahlreicher interessanter Aspekte (wie etwa stilistische oder ikonographische Alternativen) hier erstmals grundlegend nachvollzogen wird. Es folgt ein Dokumentenanhang (S. 268–284), in dem nicht nur teilweise unedierte Archivalien sondern auch sämtliche lateinische Inschriften der Denkmäler unter Auflösung der Abkürzungen (allerdings ohne Übersetzung) wiedergegeben werden. Ein Personen- und Ortsregister, sowie ein beachtliche 166 Schwarz-Weiß-Fotos umfassender Abbildungsteil beschließen den Band. – Vor dem Hintergrund der stark von Florenz geprägten römischen Sepulkralkultur des 15. Jh. arbeitet Götzmann zunächst deren wichtigste neue Entwicklungen heraus. Es handelt sich zum Einen um die Wiedergabe der bis dahin statuarisch aufgefassten Liegefigur eines Verstorbenen, der nun erstmals halb liegend, halb aufgerichtet mit in die Hand gestütztem Kopf in schlafähnlichem Zustand dargestellt wird. Der seit langem kontrovers geführten Diskussion über Herkunft, Bedeutung, Entwicklung und Verbreitung dieses neuen Figurentypus steuert Götzmann eine neue schlüssige Variante bei, indem sie die ums Jahr 1500 in Rom entdeckte antike Liegefigur einer Cleopatra/Ariadne ins Spiel bringt. Die heute in den Vatikanischen Museen befindliche Figur, die mit übereinandergeschlagenen Beinen ihren Kopf auf den angewinkelten Arm stützt, erregte bei den Zeitgenossen großes Aufsehen und wurde rasch von zahlreichen Künstlern durch Stiche und Nachzeichnungen rezipiert. Die zweite große Neuerung zeigt sich in der Ablösung der kleinteilig strukturierten, vielgeschossigen Fassadengestaltung des 15. Jh. durch die Übernahme des antiken Motivs des Triumphbogens: Die Grabdenkmäler erhalten nun eine große zentrale Bogennische, in der die Liegefigur des Verstorbenen ihren angemessenen Platz findet, sowie

seitliche Nischen, die Platz für figürliche Darstellungen bieten. Dieser neue Grabmalstyp einer sich aufrichtenden Figur in einer Triumphbogenische findet sich erstmals bei den zwischen 1505 und 1509 von dem Florentiner Bildhauer Andrea Sansovino geschaffenen Grabdenkmälern der Kardinäle Sforza und Basso della Rovere in S. Maria del Popolo, wenig später dann bei dem Doppelgrabmal für Kardinal Michiel und seinen Neffen in S. Marcello al Corso und schließlich bei dem nach 1521 entstandenen Armellini-Doppelgrabmal in S. Maria in Trastevere. Gleichermassen Höhepunkt wie Abschluss dieser Entwicklung stellt das monumentale Grabdenkmal für Papst Hadrian VI. im Chor von S. Maria dell'Anima dar, das von dem Sieneser Architekten und Bildhauer Baldassare Peruzzi und seinen Mitarbeitern 1523 begonnen und – unterbrochen durch den Sacco di Roma 1527 – zu Beginn der dreißiger Jahre fertig gestellt wurde, und das zudem durch die erstmalige Verwendung von Buntmarmor bei Grabdenkmälern eine Vorreiterfunktion einnimmt. – Ihre umfassende Kenntnis archivalischer Quellen und einschlägiger Literatur erlaubt der Autorin präzise kunstgeschichtliche Analysen und zahlreiche weiterführende Beobachtungen im Rahmen ihrer entwicklungsgeschichtlich angelegten Studie, die auch als willkommene Ergänzung zu den in den letzten Jahren erarbeiteten Forschungsergebnissen zu frühneuzeitlichen Memorialstrategien in Rom (vgl. [www.requiem-projekt.de](http://www.requiem-projekt.de)) ist. Dass Götzmann dabei die kurialen Würdenträger und ihre Monumente nicht nur kunsthistorischen, sondern auch historischen Fragestellungen unterzieht, wie etwa nach persönlichem Umfeld und kirchenpolitischen Ambitionen, nach den Motiven der Auftraggeber und der Organisation der Künstler, nach der Bedeutung von Liturgie und Begräbniszeremonie für den Standort der Grabdenkmäler, ist ihr besonders hoch anzurechnen.

Eberhard J. Nikitsch

Michiel Verweij (Hg.), *De Paus uit de Lage Landen. Adrianus VI, 1549–1623. Catalogus bij de tentoonstelling ter gelegenheid van het 550<sup>ste</sup> geboortejaar van Adriaan van Utrecht*, *Supplementa Humanistica Lovanensia* 27, Leuven (University Press) 2009, XVI, 424 S., Abb., ISBN 978-90-5867-776-1, € 65. – Der anlässlich des 550. Geburtstages von Adriaan Floriszoon Boyens, dem späteren Papst Hadrian VI., herausgegebene Sammelband erschien begleitend zur gleichnamigen Ausstellung, die Ende 2009/Anfang 2010 in den belgischen Städten Löwen (Leuven, Louvain) und Utrecht präsentiert wurde. Die zweiteilige Publikation bietet zunächst acht Aufsätze, die auf niederländisch, englisch, deutsch und französisch einzelne Aspekte aus Leben und Werk des letzten nicht-italienischen Papstes vor Johannes Paul II. behandeln (S. 1–142). Es folgt ein schwarz-weiß bebildeter, durch ein Namensregister beschlossener Katalogteil (S. 143–411). Der Eröffnungsbeitrag von Michiel

Verweij (S. 1–17) skizziert knapp die entscheidenden Lebensstationen Hadrians und stellt sich der von der Forschung kontrovers diskutierten Frage, ob sein nur 18 Monate währendes Pontifikat als misslungen und der zwischen zwei Medici-Päpsten offensichtlich unglücklich agierende Papst tatsächlich als unbedeutend bezeichnet werden kann. Verweij führt überzeugend aus, dass Hadrian als ein von der Spätscholastik geprägter, asketisch lebender Moraltheologe aus „Nieder-Deutschland“ letztlich wenig Chancen hatte, seine einschneidenden Reformpläne im durchaus fremdenfeindlichen Rom der Hochrenaissance gegen den unwilligen Klerus durchzusetzen oder erfolgversprechende Maßnahmen gegen die sich im Reich abzeichnende Reformation zu ergreifen. Dem von der jüngeren Forschung allerdings mehrfach behandelten moraltheologischen Aspekt seiner Biographie widmet sich Martin W. F. Stone (S. 19–44) und bezeichnet Hadrian wohl zu Recht als „moral thinker of genuine ability and marked humanity“. Neue mentalitätsgeschichtliche Quellen zu Hadrians überwiegend negativer Wahrnehmung in Rom erschließt Michiel Verweij (S. 45–57) mit der Edition auf den Papst gemünzter Spottverse, den sogenannten Pasquinaden, aus dem Nachlaß des 1542 verstorbenen Löwener Humanisten Gerard Geldenhouwer. Ergänzt werden diese Beiträge durch eine von Antoine Bodar (S. 59–67) zusammengestellte Übersicht der Bildnisse Hadrians. Die auf früheren thematisch verwandten Arbeiten basierende Studie von Jutta Götzmann (S. 69–92) über das Grabmal Hadrians VI. im Chor von S. Maria dell’Anima rekonstruiert und beschreibt kenntnisreich die Ereignisse um seinen Tod, die beiden Begräbnisse zunächst in Alt-St. Peter, dann in der Anima sowie die im Zusammenhang damit entstandenen Grabdenkmäler. Im Mittelpunkt steht die kunsthistorische Analyse des monumentalen, von Kardinal Wilhelm (van) Enckenvoirt gegen den Willen des Papstes gestifteten Epitaphs im Chor der Anima, das Götzmann mit Verweis auf das an gleicher Stelle befindliche Grabdenkmal des Kardinals als Teil dessen Konzeption sieht „das Gedenken an seinen Gönner mit der Sicherung der eigenen *memoria* zu verbinden“. Den Zusammenhang zwischen päpstlicher Lebensweise und der figürlichen Darstellung der vier Kardinaltugenden an seinem Grabdenkmal erhellt István P. Bejczy (S. 93–106) in seiner konzisen philosophiegeschichtlichen Studie. Zwei weitere Aufsätze von Michiel Verweij illustrieren das heimatliche humanistische Umfeld des Papstes, zunächst anhand der Erstedition eines Briefwechsels mit dem gelehrten Juristen Frans van Cranevelt (S. 107–116), dann etwas ausführlicher in der Person des Dirk van Heeze (S. 117–142), seines bewährten Weggefährten und späteren Privatsekretärs, der vergeblich versuchte, Erasmus von Rotterdam gegen Luther einzunehmen und für die katholische Sache zu gewinnen. – Der anschließende umfangreiche Katalogteil bietet in unterschiedlichen Abteilungen sachverständig

kommentierte, teilweise zum ersten Mal gezeigte Exponate aus den Beständen der Königlichen Bibliothek von Belgien sowie der Löwener Universitätsbibliothek. Darunter befinden sich ebenso Handschriften und frühe Drucke von Hadrians wissenschaftlichem Werk wie auch Briefe Kaiser Karls V. und der Humanisten, zudem bildliche und schriftliche Zeugnisse aus Hadrians Pontifikat. Längere Exkurse widmen sich Hadrians flämischer „Entourage“ in Rom sowie seinem Verhältnis zu Erasmus und Luther, seinem Tod und Begräbnis und seiner Nachwirkung bis heute. Eine beeindruckende Galerie nur wenig bekannter Bildnisse und Porträts Hadrians beschließt den detailreichen Band, der nicht nur aufgrund seiner Materialfülle der Forschung neue Impulse geben dürfte.

Eberhard J. Nikitsch

Herbert Jaumann (a cura di), Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit: Ein Handbuch, Berlin-New York (De Gruyter) 2011, 1054 S., ISBN 978-3-11-018901-8, € 169,95. – Jaumann, der mit seinem Handbuch der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit (2004) eine verdienstvolle Sammlung biographischer Skizzen veröffentlichte, legt mit dem hier anzuzeigenden Opus 23 oftmals langwierige Untersuchungen zu „repräsentativen Diskursen der Gelehrtenkultur“ vor. Den von überwiegend deutschen Autoren verfaßten Aufsätzen eignen unterschiedliche Erkenntnisinteressen. Eine erste Gruppe von Beiträgen ließe sich als Querschnitte zum Wissenszuwachs und zur Methodenentwicklung einzelner Disziplinen oder auch Teildisziplinen klassifizieren. Behandelt werden Mythographie (Jörg Jochen Berns), das Bemühen um die wissenschaftliche Fundierung der Bildkünste (Eric Achermann), der Wandel von Alchemie und okkulten Wissenschaften bis hin zur Entstehung der Chemie (Claus Priesner), Theorien zur Ursprache und die Versuche der Begründung einer Universalsprache (Gerhard F. Strasser), allgemeine Hermeneutiklehren (Reimund Sdzuj), Erdgeschichte und Paläontologie (Martin Schmeisser), Historiographie (Markus Völkel) sowie – als Teilbereich der politischen Theorie – Machiavellismus und Antimachiavellismus (Cornel Zwielerlein). Daneben stehen verschiedene fächerübergreifend angelegte Untersuchungen wie die zur Ciceronianismus-Debatte (Jörg Robert), zur Kontroverse von Antiqui und Moderni (Martin Disselkamp), zum Widerstreit von Autopsie und (schriftlich überlieferten) Autoritäten, den Simone De Angelis im Hinblick auf Botanik und Anatomie nachzeichnet, zum Deutschen als Gelehrtensprache (Wolf Peter Klein) und zur Verdrängung der Dialektik durch die Rhetorik (Anita Traininger). Eine dritte Reihe von Texten fragt schließlich nach dem Spannungsverhältnis zwischen den Gelehrten bzw. dem von ihnen produzierten Wissen und ihrem jeweiligen sozialen Umfeld. Am Beispiel des umstrittenen Paracelsismus untersucht Hanns-Peter Neumann

die Wissenspolitik, d.h. die „restriktiven und distributiven Regulierungen“, der Frühen Neuzeit. Konfessionalisierung und Konversion von Gelehrten sind das Thema von Kai Bremer und Hanspeter Marti. Ausgehend von den um 1700 in Holland lebenden Sozinianern beleuchtet Martin Mulsow Exilforschung und Ideenemigration, während Andreas B. Kilcher und Philipp Theisohn den Dialog von christlicher und jüdischer Gelehrsamkeit verfolgen. – Das überaus vielfältige Themenspektrum wird abgerundet durch einzelne Beiträge, deren Relevanz sich nicht ohne weiteres erschließt. Selbst wenn man der Poesie und Poetologie ihren gelehrten Anspruch zugesteht, möchte man bezweifeln, ob der Petrarkismus (Jörg Wesche) zu den zentralen Gelehrten Diskursen der Epoche zählte. Eher als Diskursfeld der Seelsorge denn als das der Gelehrsamkeit gibt sich die Psychagogik (Günter Butzer) zu erkennen, als das der (protestantischen) Theologie die Diskussion um unmittelbare göttliche Offenbarungen. Seitengleise dieser Art wären willkommener, ließe der Band nicht andererseits manch einschlägige Fragestellung vermissen. Angesichts der von fast allen Autoren thematisierten Auseinandersetzung mit der antiken Überlieferung wäre eine Einführung in die Geschichte von Editions-kriterien und Kommentartechniken sinnvoll gewesen. Gegenteiligen Ankündigungen des Buchdeckels zum Trotz bleibt die Rechtswissenschaft weitestgehend ausgeklammert, wohingegen der für die Epoche grundlegende Konflikt von Text- und Realienwissenschaften lediglich von De Angelis angedeutet wird. Die Rivalität von Platonismus und Aristotelismus, der Stoizismus, die *theologia prisca*, das geozentrische Weltbild, aber auch sozialgeschichtliche Fragen wie die neuen Diskussionsforen (Akademien, wissenschaftliche Zeitschriften) und die verschärfte Zensur kommen in dem vorliegenden Band allenfalls am Rande zur Sprache. Sollten diese mithin gut bearbeiteten Problemkreise dem Wunsch nach eigenständigen Forschungsergebnissen geopfert worden sein selbst auf die Gefahr hin, daß dieses Handbuch sein Themengebiet nur schlaglichtartig ausleuchtet? – Ohne eine Wertung der einzelnen Beiträge vornehmen zu können, darf man diesen insgesamt ein hohes Niveau bescheinigen. Eine gewisse Fokussierung, sei es auf den deutschen Sprachbereich, sei es auf einzelne Konfessionen, dürfte der Leser bisweilen jedoch bedauern. Dem hätte eine internationalere Zusammensetzung des Autorenteamts möglicherweise entgegengewirkt. Recht unterschiedlich kommt der wissenschaftliche Habitus der einzelnen Abhandlungen daher. Dem erfreulich theorieskeptischen Herausgeber, der sich sogar für den Diskursbegriff als „Konzession an den konventionellen kulturwissenschaftlichen Sprachgebrauch“ entschuldigt, sind etliche Autoren mit quellennahen Ausführungen gefolgt, was nicht verhindert, daß der Leser mithin doch wieder auf breite Theoretisierungen von Selbstverständlichkeiten und die harten Krusten einer

Methodendiskussion stößt, welche ihm den Zugang zum Material eher verbauen als erleichtern. Der Versuchung, lieber geist- statt hilfreich zu sein, konnten nicht alle Autoren widerstehen. Handbücher fordern eine gewisse Selbstbescheidung – das ist nicht jedes Kollegen Sache. Wie auch immer, der Band bietet eine Fülle anregender Überlegungen und wird in der stetig voranschreitenden Erforschung der Wissenskulturen fraglos einen unübersehbaren Platz einnehmen.

Ingo Herklotz

Stefano Tabacchi, *Il Buon Governo. Le finanze locali nello stato della Chiesa (secoli XVI–XVIII)*, I libri di Viella 65, Roma (Viella) 2007, 519 pp., ISBN 978-88-8334-241-7, € 38. – Il volume si apre con una serie di affermazioni alquanto impegnative – in aperta e polemica rottura con gli orientamenti di molta storiografia modernistica – ispirate all’esigenza di „prestare attenzione agli elementi sistemici dell’organizzazione politica“ e di „fornire un’interpretazione complessiva“ della storia dello Stato della Chiesa „ben ferma nel respingere ogni tentazione di dissolvere la corposa realtà istituzionale degli antichi Stati italiani in un pulviscolo di poteri disintegrati e pratiche sociali“ (p. 12). In questa prospettiva, l’Autore ritiene essenziale porre l’accento „su due elementi assolutamente fondamentali per capire la storia dell’Italia moderna“: da un lato il ruolo dell’integrazione degli attori politici e sociali all’interno dei diversi stati italiani fra XVI e XVIII secolo (ossia il rapporto dialettico fra i sovrani, i corpi territoriali, i ceti dirigenti urbani e la feudalità) e i suoi effetti in rapporto alla costruzione e alla gerarchizzazione del territorio; dall’altro le vie dell’integrazione politica, riconducibili al ruolo centrale dei „canali politico-amministrativi e politico-simbolici“ che si esplicò nei „processi di unificazione dei ceti dirigenti locali in una classe dirigente ‚regionale‘“, nel ruolo della corte papale, nella „produzione di pratiche giuridiche che si sovrapponevano ai diritti consuetudinari“, nella „letteratura promossa dai sovrani“ (pp. 12–13). Il libro si concentra su un tema assai interessante e importante – quale il controllo sulle finanze locali esercitato dalla Congregazione del Buon Governo – ma che, di per sé, non appare in grado di fornire solide basi a generalizzazioni „sistemiche“, pena la caduta in quelle forzature interpretative che l’Autore rimprovera sovente ad altri studiosi. In questo senso la rassegna che egli dedica al problema del controllo delle finanze delle comunità negli antichi Stati italiani appare frutto di un’impostazione metodologica che, rifiutando la dimensione della complessità, riduce la storia delle istituzioni di antico regime a una sorta di modellistica basata su caratteristiche formali e funzionali (lo stesso vale per una forzatura tipica della storiografia economica, quando accenna all’impossibilità di calcolare il „prodotto interno lordo“ degli antichi Stati italiani, p. 45). Desta, ad esempio, più di una perplessità che Tabacchi cerchi di costruire una



comparazione fra istituzioni di controllo sulle finanze delle comunità nei diversi stati della Penisola senza dare il giusto risalto alle diverse scansioni cronologiche e ai differenti contesti politici, sociali e culturali in cui essi si collocarono. Se, infatti, non si pone in rilievo il ruolo degli eventi bellici in Italia centro-settentrionale a partire dagli anni Venti del Seicento non si possono comprendere i meccanismi delle finanze pubbliche e comunitarie nella Repubblica di Genova o nello Stato di Milano. Il tutto nel nome di una sorta di autonomia dell'„organizzazione amministrativa“ quale „formidabile fattore di integrazione“ (p. 35) che sembra di leggere fra le righe. Il cuore del volume tuttavia smentisce alcune delle sue premesse metodologiche più azzardate e si apre al lettore come una ricerca storica di alto livello, un'autentica miniera di dati e analisi sulle vicende delle finanze delle comunità dello Stato pontificio in età moderna, a partire dalla promulgazione della bolla *Pro Commissa* da parte di papa Clemente VIII nell'agosto 1592. Di fronte alla grave crisi economica e finanziaria che aveva investito il dominio temporale del papato, la bolla stabiliva l'obbligo per le comunità di trasmettere a Roma i loro bilanci preventivi e tutta una serie di misure volte a riorganizzare il funzionamento delle finanze comunitarie dell'intero Stato, anzitutto al fine di garantire il flusso delle tasse dovute alla Camera apostolica. Assai interessante è il fatto che, negli anni seguenti, motore dell'applicazione della bolla clementina fu il tesoriere generale Bartolomeo Cesi (figura chiave della gestione delle finanze pontificie sotto Clemente VIII) che seppe agire con risolutezza e duttilità al fine di imporre drastici riduzioni delle spese a carico delle comunità in una realtà sociale e istituzionale assai complessa e frastagliata qual era lo Stato pontificio. Il fatto stesso che le reazioni alle direttive romane furono assai differenti spinsero il Cesi ora a intervenire in prima persona, ora a inviare commissari cameralei, ora a mandare visitatori, ora a rivolgersi ai governatori: ciò rimanda a una situazione ben poco riconducibile a rassicuranti modelli interpretativi basati sulla preminenza del centro sulla periferia mediata da asettici canali burocratico-istituzionali. Il pontefice affidò inoltre a una commissione formata da tre cardinali il compito di conoscere le cause tra le comunità e i loro debitori. Nei decenni successivi tale commissione si andò strutturando come Congregazione cardinalizia del Buon Governo, con giurisdizione sulle cause civili e penali delle comunità dello Stato pontificio, entrando a pieno titolo in quel sistema di governo attraverso le Congregazioni le cui competenze, come nota opportunamente l'Autore, erano segnate da confini assai mobili „e condizionati da una prassi amministrativa non sempre coerente, che favoriva lo sviluppo di legami informali tra le comunità e la burocrazia romana“ (p. 154). In questo senso assai importanti e utili risultano le pagine dedicate all'analisi del ruolo e delle carriere dei cardinali, dei segretari e dei prelati che nel XVII e

XVIII secolo fecero parte della Congregazione del Buon Governo, nonché agli agenti delle comunità che operavano presso quest'ultima e che da essa erano scelti – per lo più secondo le dinamiche clientelari proprie della corte di Roma – con funzioni di meri tramiti delle pratiche amministrative. Così come decisamente innovativo e ricco di dati è il capitolo dedicato alle vicende delle finanze dello Stato pontificio nel corso della difficile congiuntura seicentesca. Nelle conclusioni, l'Autore riafferma la propria convinzione che la storia della Congregazione del Buon Governo dimostri, da una parte, che le istituzioni dell'età moderna non possono essere analizzate come fossero ancora quelle del periodo tardo-medievale e, dall'altro, che l'esercizio dell'attività di governo „rispondeva a finalità più ampie e si esplicava in pratiche amministrative variegata e non riassumibili sotto l'etichetta del *patronage*“ (p. 417). Su tali presupposti egli giudica possibile costruire un „modello esplicativo più generale che analizzi il reale significato degli organi di governo attivi nella prima età moderna“ (p. 418).

Massimo Carlo Giannini

Giampiero Brunelli, *Il Sacro Consiglio di Paolo IV*, Studi di Storia moderna e contemporanea 4, Roma (Viella) 2011, 287 S., ISBN 978-88-8334-471-8, € 26. – Am 23. Mai 1555 wurde Gian Pietro Carafa zum Papst gewählt. In dankbarer Erinnerung an Paul III. nannte er sich Paul IV. Dessen Nepotismus ließ er wieder aufleben und kreierte seinen Neffen Carlo Carafa nicht nur zum Kardinal, sondern übertrug ihm bereits am 15. Juli 1555 die Zuständigkeit für alle laufenden Vorgänge von geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Paul IV. wollte dadurch die Verwaltung straffen, für die er sich mehr eingesetzt hat, als bisher angenommen wurde. Außerdem sollte ihm aber auch dadurch mehr Zeit bleiben für die Reform der Kirche, für die er sich stark engagierte. Das drückte sich auch dadurch aus, dass er an den Sitzungen des *Sanctum Officium* teilnahm, die er persönlich leitete. Brunelli verweist darauf, dass der Papst auch die Papstwahlregeln veränderte: Er verfügte, dass kein Kandidat gewählt werden dürfe, dessen Orthodoxie bezweifelt werde. Wird dennoch ein Häretiker oder Schismatiker gewählt, dann darf er das Papstamt nicht übernehmen. Bereits nach dem Tod Pauls III. hatte der damalige Kardinal Carafa die Wahl Reginald Poles mit diesem Argument verhindert. Das wurde nun festgeschrieben – offenbar im Hinblick auf Giovanni Morone, den Paul IV. wegen des Verdachts der Häresie hatte einkerkern lassen. Sonst überließ er die Verwaltung weitgehend seinem Nepoten. Aber dann kam ganz abrupt ein großer Umbruch. Am 27. Januar 1559 entließ Paul IV. nicht nur Carlo, sondern auch Giovanni Carafa aus allen ihren Ämtern und verbannte sie aus Rom. Von ihnen fühlte er sich hintergangen und trug seine Kritik vor allen römischen Kardinälen in einem Konsistorium vor. Die wichtigsten Abteilungen der Kurie erhielt

ten neue Leiter. Dabei setzte er nicht mehr auf Mitglieder seiner Familie, sondern auf Menschen seines Vertrauens – ein früher Bruch mit dem Nepotismus! An die Stelle des Kardinalnepoten trat ein Gremium, das der Papst *Sacro Consiglio* nannte. Es wurde am 31. Januar 1559 gegründet. Am 3. Februar wurde es als oberste Entscheidungsinstanz bekannt gegeben. Es war als Hilfe für Paul IV. gedacht, dessen oberste Autorität natürlich erhalten blieb. Dieses Gremium ist bisher kaum beachtet und seine Arbeit noch nicht erforscht worden. Es ist das Verdienst von Brunelli, mit Hilfe bisher nicht herangezogener Akten die inhaltliche und formale Arbeit dieses Rates darzustellen. Der Papst berief zwei Kardinäle, denen er die Aufsicht über alle laufenden geistlichen und weltlichen Geschäfte anvertraute: Bernardino Scotti und Virgilio Rosario. Hinzu kamen ein juristischer Berater und als Sekretär Angelo Massarelli, der Sekretär des Konzils von Trient. Er ist bekannt dafür, dass er den Päpsten ergeben zuarbeitete. Da das Konzil von Paul IV. nicht weitergeführt wurde, konnte er in Rom diese Aufgabe übernehmen. Es gab keine regelmäßigen Sitzungen des neuen Gremiums, aber Massarelli hat wohl auch nach mündlicher Absprache mit Scotti und Rosario oder einem von beiden die Vorgänge bearbeitet. Das Gremium war gehalten, Camillo Orsini als Berater zuzuziehen. Dabei dürfte es um militärische Fragen gegangen sein, denn dieser römische Adlige war am 27. Januar 1559 – dem Tag der Entmachtung seiner Familie! – vom Papst zum Kommandeur der päpstlichen Truppen ernannt worden. Da Orsini jedoch am 8. April und Rosario am 22. Mai 1559 starben, berief der Papst am 22. Mai 1559 als neues Mitglied des *Sacro Consiglio* Kardinal Jean de Reuman und als Berater Bischof Alvise Lippomani und Giovan' Antonio Orsini, den neuen Kommandeur der päpstlichen Truppen. Brunelli zeigt, dass das Gremium mit den kurialen Behörden verhandelte, aber auch mit den Gouverneuren und mit Institutionen des Kirchenstaates. Viele Dokumente wurden ausgefertigt – die Konzepte sind in Rom erhalten. Das Gremium durfte mit päpstlicher Vollmacht entscheiden. Gelegentlich wurde noch die Zustimmung Pauls IV. ausdrücklich erwähnt. Es ging um Finanzfragen, um Personalentscheidungen, um zivile Rechtsfragen wie auch um strafrechtliche Entscheidungen. Formal gibt es verschiedene Ausfertigungen wie Mandate oder *patenti*, in denen unter anderem zeitlich befristete und zeitlich unbefristete Ernennungen verfügt wurden. Auch als Gnadenbehörde handelte der *Sacro Consiglio*, indem er sich für Milderung bei Gefangenen der Inquisition einsetzte. Der Autor zeigt, dass in allen Ländern Europas im 16. Jh. die Verwaltung gestrafft und verfeinert wurde. Er bringt dies in Beziehung mit den Entscheidungen Pauls IV. Dass nach seinem Neffen Carlo zwei Kardinäle denselben Auftrag erhielten wie dieser, zeigt, dass jetzt zwei Männer beauftragt wurden, die sich gegenseitig ergänzen, aber auch korrigieren konnten. In der Zeit ab Mai 1559 dürfte Lippo-

mani die Arbeit Massarellis besonders unterstützt haben. Wir erfahren, dass Ugo Boncompagni an den Sitzungen des *Sacro Consiglio* teilgenommen habe. Wenn er auch kein offizielles Mitglied des Gremiums gewesen ist, so dürften hier doch sein juristisches Wissen wie auch seine Kenntnisse als stellvertretender Leiter der Apostolischen Kammer gefragt gewesen sein. Er wäre damit die bedeutendste Person im *Sacro Consiglio* gewesen, denn er wurde später zum Papst gewählt und nannte sich Gregor XIII. Die letzten Dokumente dieses Gremiums wurden am 15. August 1559 ausgefertigt. Drei Tage später starb der Papst. Damit endete – nach gut sechs Monaten – die Tätigkeit dieses Rates. Die Nachfolger Pauls IV. beriefen dieses Gremium nicht mehr, sondern begnügten sich wieder mit einer einzigen Vertrauensperson für diese Aufsichts-, Kontroll- und Entscheidungsarbeiten. Gerhard Müller

Martin Kluger, Fugger – Italien. Geschäfte, Hochzeiten, Wissen und Kunst. Geschichte einer fruchtbaren Beziehung, Augsburg (Context-Verlag) 2010, 120 S., Abb., ISBN 978-3-939645-27-6, € 9,90. – Zahlreiche europäische Handelsunternehmen haben im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Frühneuzeit vom italienischen Fernhandel und dem ausgereiften Bankenwesen Oberitaliens profitiert. Das vorliegende Sachbuch nimmt mit den Fuggern die erfolgreichste Wirtschaftsdynastie dieser Zeit in den Blick. Nur wenige Generationen liegen zwischen dem unermögenden Weber Hans Fugger, der sich 1367 im Zentrum der oberdeutschen Textilherstellung der Reichsstadt Augsburg niederließ, und dem beispiellosen Aufstieg seines Unternehmens. Die Stärke wie die Schwäche des schmalen, nur knapp 120 Seiten umfassenden Bandes, liegt in der notwendigen Verdichtung von Ereignisgeschichte. In weiten Teilen deskriptiv gehalten, wird die Darstellung hiermit ihrem Lesepublikum durchaus gerecht, denn die kurze Abhandlung richtet sich weniger an Wissenschaftler als an Studierende sowie ein breites Publikum interessierter Leser. Auf einen wissenschaftlichen Apparat wurde verzichtet, am Ende des Buches findet sich aber ein mehrseitiges Literaturverzeichnis, das eigenständige Publikationen zur Fuggerforschung und verwendete Literatur auf aktuellstem Stand zusammenstellt. In vier Hauptkapiteln, die chronologisch die infrastrukturelle Bedeutung der römischen Via Claudia, den Beginn von Handelskontakten der Fugger in Venedig und Rom sowie die Kunstförderung des Wirtschaftsunternehmens behandeln und in einem abschließenden Kapitel gezielt auf die Spuren der Fugger im südtiroler Raum verweisen, geht es um zwei Hauptaspekte: Wirtschaft und Handel, aber auch Kunst als Medium der Prestigebildung. Letztere bildet sowohl anhand von Beispielen im italienischen als auch im Augsburger und schwäbischen Raum einen Schwerpunkt der Darstellung, für den die Wirtschaftsentwicklung stellenweise zur Hintergrundfolie

wird; so z. B. wenn nachfolgende Generationen zunehmend den Lebensstil des Adels aufgreifen, Schlösser und Hofmarken erwerben. Dass Handelsgeschäfte dennoch bis ins 17. Jh. beibehalten wurden, findet keine Erwähnung. Ein Schwerpunkt liegt ohnehin auf dem 16. Jh. Diese Konzentration überzeugt, weil erst nach Jakob Fugger (1459–1525) neben Venedig, Rom und Mailand auch Florenz und Süditalien mit einer eigenen Faktorei in Neapel in den Blick rücken. Außerdem importierten die Fugger neben Wissen und Waren nun auch zunehmend Kunst. Um eine Formulierung Klugers aufzugreifen: die Fugger „importierten die italienische Renaissance“ – was den zweiten Schwerpunkt, die finanzielle Förderung von Kunst und Künstlern erklärt. Selbst für die eigenen Söhne bestimmte Anton Fugger testamentarisch, dass sie neben Sprachkenntnissen in Italien auch die dortige Musik mit *ehrlichem exercicio* studieren sollten, was seinen Niederschlag in einer bedeutenden Sammlung von Notendruckern und Instrumenten fand. Trotz der gebotenen Kürze überrascht das Buch an zahlreichen Stellen. Bereits eingangs korrigiert es Mythen. So wird mit Blick auf die bereits seit langem international handelnden Venezianer und den erwartbaren Hinweis auf die Reisen der Brüder Polo sowie das ausgefeilte Bankenwesen in Oberitalien dezidiert zurückgewiesen, bei Jakob Fugger handele es sich um den ersten „global player“ oder ihm sei eine Schlüsselrolle in der Entwicklung des Frühkapitalismus zuzuschreiben. Auch aktuellste Forschungsentwicklungen werden mit Angabe des entsprechenden Quellenfundes aufgegriffen; so etwa ein Schreiben aus dem Jahr 1473, das erst vor kurzem im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv entdeckt und 2009 von Peter Geffcken veröffentlicht worden ist, und das belegt, dass Jakob Fugger auch vor dem Tod seiner älteren Brüder nicht für eine geistliche Laufbahn, sondern ebenfalls für den Kaufmannsberuf vorgesehen worden war. Nicht trotz, sondern wegen der gelungenen Dichte, dem ansprechenden Format und zahlreicher Abbildungen, die über reine Bebilderung hinausgehen, lohnt sich die Lektüre des Bandes vor allem für den historisch interessierten Leser. Britta Kägler

Regina Dauser, Informationskultur und Beziehungswissen. Das Korrespondenznetz Hans Fuggers (1531–1598), *Studia Augustana*. Augsburger Forschungswissen zur europäischen Kulturgeschichte 16, Tübingen (Niemeyer) 2008, IX, 458 S., ISBN 978-3-484-16516-8, € 96. – Dass Korrespondenz über weite räumliche Distanzen dem Informationsaustausch dienen konnte, zugleich aber auch die „Konstitution und Regulation sozialer Beziehungen“ (S. 5) ermöglichte, betont Regina Dauser gleich zu Beginn ihrer Studie. Sie deutet den Briefverkehr daher nicht als Form der Kommunikation von Abwesenden, sondern als fortwährenden Kontakt (S. 48). Als Hauptquelle liegt ihrer Analyse das „aigen copierbuech“ Hans Fuggers (1531–1598) zugrunde, in dem ca. 4700

ausgehende Briefe zwischen 1566 und 1594 gesammelt sind. Es handelt sich ausnahmslos um Privatkorrespondenz und nicht um Geschäftsbriefe des Fuggerschen Handels (S. 25). Die Quellenanalyse basiert maßgeblich auf den Regesten zu den Briefen Hans Fuggers, die von Christl Karnehm und Maria Gräfin von Preysing 2003 erstellt worden sind, geht aber auch darüber hinaus, indem beispielsweise 35 Briefe an Herzog Wilhelm V. von Bayern aus dem Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher ergänzt werden. Den guten Kontakt zum bayerischen Herzog nutzte Fugger nicht zuletzt für medizinische Hilfe; so wurden wiederholt Leibärzte Wilhelms bei Erkrankungen innerhalb der Fuggerfamilie zu Rate gezogen. Der Herzog wiederum wandte sich an den leidenschaftlichen Gärtner Hans Fugger, wenn neue Gartenanlagen seiner Burg Trausnitz anzulegen waren (S. 103). Dieses herausgegriffene Beispiel zeigt, dass sich das Kopierbuch durch eine besondere thematische Vielfalt (militärische Nachrichten, Kredittransaktionen, Kindererziehung, medizinische Therapien u. v. a.) und ein breites Spektrum von Adressaten in weiten Teilen Europas auszeichnete, die vom einfachen Bediensteten des „Fugger-Imperiums“ bis zum regierenden Erzherzog von Tirol reichten. Dausers Analyse berücksichtigt außerdem, dass Fugger Familienzweig erst wenige Jahrzehnte zuvor in den Adel aufgestiegen war. Hans Fugger eröffnet damit in eigener Person „Einblicke in eine Nahtstelle ständischen Umbruchs“ (S. 9). Entscheidende Bezugspunkte der Studie sind neben dem Handel daher auch Höfe. Dauser skizziert in Folge dessen nicht nur die Biographie Hans Fuggers und den Fuggerschen Handel, sondern in einem eigenen kurzen Kapitel auch die Verbindungen der Fugger zwischen Patriziat und Adel. Sie greift hierbei auf Mörkes These der „Fuggerschen Sonderstruktur“ zurück, die der Familie eine städtische und zugleich ständische Existenz zuweist (S. 20–24). Nach einer einleitenden Beschreibung des Netzwerks mit Hilfe einer Typologisierung (Verwandtschaft, Freundschaft, Landsmannschaft, Patronage) rücken im dritten Teil der Studie die Bedingungen des Informationstransfers, Formen der Nachrichtenpräsentation und ihre Rezeption in den Blick. Exemplarisch werden fünf Themen herausgegriffen. Neben vier zeitgenössischen Konfliktfeldern – dem niederländischen Aufstand mit seinem enormen Gefährdungspotential für den Fuggerschen Handel an erster Stelle, gefolgt von den Türkenkriegen, dem Kölner Krieg und schließlich dem Augsburgener Kalenderstreit – werden auch die kaiserliche Politik und die Arbeit der wichtigsten Reichsinstitutionen als Gegenstand der Korrespondenz herausgegriffen (S. 163–299). Dauser gelingt es, die Ereignisse zunächst historisch zu kontextualisieren, um sie dann auf Bewertungslinien und Propagandapotential in der Korrespondenz Fuggers sowie auf den Nutzen für Absender und Adressaten zu untersuchen. Hierbei bezieht sie Überlegungen zur Vertrauensbasis zwischen den Korrespondenz-

partnern ebenso gewinnbringend in die Analyse mit ein wie die Frage, inwiefern „von einer gezielten Verknüpfung verschiedener Beziehungsebenen“ innerhalb der Korrespondenz gesprochen werden kann (S. 116). Allerdings bleibt die Auswertung den Grenzen des Kopierbuchs verhaftet. Dabei geht Dauser eingangs explizit auf Leerstellen ein, etwa wenn sie darauf hinweist, dass Fugger auch zahlreiche Briefe eigenhändig verfasst haben muss, die nicht in der Kopierbuchüberlieferung greifbar sind (S. 29). Gerade mit Blick auf das Ergebnis, die „Nachrichtenerlieferungen besaßen als ‚kulturelles Kapital‘ auch das Potential ... Beziehungen aufrecht zu erhalten“ (S. 403) könnte es hier jedoch interessant sein, zu fragen, welche Briefe ins Kopierbuch gingen und welche nicht. Die bei einer eindrucksvollen Informationsdichte flüssig geschriebene Dissertation lässt sich mit Genuss lesen. Ein umfangreiches Personenregister erschließt die Studie vorbildlich.

Britta Kägler

Bruno Boute, *Academic Interests and Catholic Confessionalisation. The Louvain Privileges of Nomination to Ecclesiastical Benefices (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 35)*, Leiden [u. a.] (Brill) 2010, XXVII, 683 S., Abb., ISBN 978-90-04-18417-6, € 196. – Es handelt sich um eine Studie zur Geschichte der Universität Löwen 1588–1622, fokussiert auf das seit 1483 mehrfach erneuerte päpstliche Privileg der Nomination von Absolventen und Angehörigen des Lehrkörpers für Benefizien in den gesamten Niederlanden. Die Untersuchung akzeptiert zwar das systemtheoretische Konfessionalisierungsparadigma, möchte es aber handlungstheoretisch in eine Geschichte der einzelnen Akteure umwandeln. Das Buch besteht aus sieben Kapiteln. Während das erste theoretischen Erörterungen und dem Quellen- und Forschungsstand gewidmet ist, behandelt das zweite mit dem Benefizienwesen die Konkurrenten der Löwener Kandidaten auf dem Pfründenmarkt, nämlich diejenigen der ordentlichen Collatoren und paradoxerweise auch die vom Papst direkt providierten. Im dritten Kapitel werden die Löwener Privilegien in der Praxis (für die es sogar ein handschriftliches Lehrbuch gab) detailliert vorgeführt. B. zählt für seine Zeit 776 Nominationen, von denen 334 angenommen wurden. Die vier Kapitel des zweiten Teils befassen sich hauptsächlich mit den Vertretern der Universität in Rom und ihren Aktivitäten. Dabei geht es nicht nur um die Absicherung und Bestätigung der angefochtenen Privilegien, sondern auch um manches andere, nicht zuletzt Theologie, etwa den Gnadenstreit, in dem Löwen eine wichtige Rolle spielte. Zusätzlich kommt neben der definitiven päpstlichen Bestätigung der Privilegien 1616 auch die abschließende Universitätsreform durch Erzherzog Albert 1617 zur Sprache. Das umfangreiche und trefflich illustrierte Werk ist von abgründiger Gelehrtheit. Nicht nur belgische und römische Archive wurden restlos ausgeschöpft,

sondern B. erprobt auch jedes nur denkbare theoretisch-philosophische Instrumentarium bis hin zur Quantenphysik. Seine Sprache ist üppig mit geradezu barocker Freude am Erzählen, am Raisonieren und an symbolischen Sentenzen. Das Buch erreicht sein Ziel, durch eine konsequente Mikrohistorie von unten feste Vorstellungen von Akademikern und Jesuiten, von der päpstlichen Bürokratie und der tridentinischen Reform, vom Staat und der Macht und dergleichen zu verflüssigen und den einheitlichen Prozess der Konfessionalisierung in ein buntes Feld ungleicher Akteure zu verwandeln. Aber der Preis ist, vorsichtig ausgedrückt, Verlust an Lesbarkeit. Und in der Sache gelingt es nicht, wie beabsichtigt, die um Benefizien bemühten Akademiker auch spirituell zu rehabilitieren. Der zweite Teil läuft auf eine mikropolitische Untersuchung hinaus, wie sie auch vom Rezensenten und seiner Gruppe für Rom betrieben wurde, und ergänzt diese nicht nur durch die Einsicht, warum gute *Networker* die Signatur vermieden (S. 363). Wegen des geringen Interesses der damaligen Nepotendynastien an den kirchlichen Ressourcen der Niederlande haben die römischen Quellen für dieses Land wenig hergegeben. B. hingegen kann aus niederländischen Archiven eine Fülle einschlägiger Briefe von Vertretern Belgiens in Rom als Hauptquellen heranziehen, besonders von Peter Lombard und Filip Maes. Denn die Belgier waren in diesem Falle die Interessierten. Wenn B. allerdings darauf besteht, dabei neben den üblichen mikropolitischen Interessen auch theologische und andere sachliche Anliegen als Triebkräfte zu identifizieren, rennt er offene Türen ein. Denn mikropolitische Netzwerke sind keine Ursachen – nur dann wäre der Vorwurf der Tautologie berechtigt –, sondern notwendige oder gar hinreichende Rahmenbedingungen jeden menschlichen Handelns, das aber neben mikropolitischen auch andere Interessen verfolgen kann. Zum Schluss noch zwei Kleinigkeiten: beim Kammerauditor und dem *Uditore del Papa* (S. 244, 253, 266, 410) handelt es sich um zwei verschiedene Ämter; Arrigoni war als Kardinal Prodatar, nicht Subdattar (S. 353).

Wolfgang Reinhard

Maria Antonietta Visceglia, *Roma papale e Spagna. Diplomatici, nobili e religiosi tra due corti*, Biblioteca del Cinquecento 149, Roma (Bulzoni) 2010, 281 S., ISBN 978-88-7870-474-9, € 22. – Die ältere Forschung zu den spanisch-römischen Beziehungen in der Frühen Neuzeit hat sich vor allem mit der politischen, militärischen und ökonomischen Abhängigkeit des Kirchenstaats von der spanischen Monarchie befasst. Dabei ging sie grundsätzlich von einem beide Länder betreffenden, spätestens Ende des 16. Jh. einsetzenden langfristigen politischen und ökonomischen Abstieg aus. Maria Antonietta Visceglia hingegen befasst sich mit einem Zeitabschnitt der Beziehungen beider Länder, der von der jüngeren englisch-, spanisch- und deutschsprachigen Forschung



in den letzten Jahren intensiv analysiert und neu bewertet wurde: Der Zeit Philipps III. von Spanien (1598–1621) einschließlich der letzten Jahre seines Vorgängers, bzw. der Pontifikate Clemens' VIII. (1592–1605) und Pauls V. (1605–1621). In den letzten Jahren ist die Regierung Philipps III. bzw. seines Günstling-Ministers Lerma mit neuen Fragestellungen untersucht worden. Dabei ging es vor allem darum, das Wirken der Hoffaktionen zu analysieren und die Herrschaft Lermas nicht allein als Ausdruck von Dekadenz und Niedergang zu verstehen, sondern auch als Beispiel einer ubiquitären Patronagekultur. Die deutschsprachige Forschung – ausgehend von Wolfgang Reinhardts Konzept der „Verflechtung“ – hat mittlerweile nicht nur die „Mikropolitik“ der Kurie untersucht, sondern sich auch mit grenzüberschreitenden Netzwerken zwischen dem Kirchenstaat und der spanischen Monarchie befasst und die Bedeutung der Kategorie der Patronage für die Außenbeziehungen betont. Die Autorin fasst die Forschungslage kundig zusammen – mit einer Einschränkung. Die Sprachbarriere hindert sie an der Hinzuziehung deutschsprachiger Arbeiten, was angesichts der lebhaften deutschen Forschung zum Thema bedauerlich ist. Gleichwohl ist dem die breite Rezeption spanischer, französischer und englischer Literatur durch die Autorin entgegenzustellen. Auf dieser Basis stellt das Buch Visceglia's eigene, auf intensiver Quellenlektüre beruhende Forschungen vor. Vor allem Hauptinstruktionen für die Gesandten beider Seiten und diplomatische Korrespondenzen sind von ihr ausgewertet worden. Zu den Vorzügen des Buches gehört es, dass die Autorin Vergleiche zwischen den verschiedenen Pontifikaten und Königen unternimmt und sich den Folgen herrschaftlicher Übergangsperioden für die Diplomatie widmet. Interessant ist zum Beispiel der Vergleich zwischen dem außen- und kirchenpolitischen Stil des Aldobrandini- und des Borghesepapstes gegenüber Spanien; letzterer kann als deutlich pragmatischer und konzilianter im Ton gewertet werden, ohne aber in zentralen Jurisdiktionskonflikten zwischen Kirche und Krone nachgiebiger zu sein. Die Idee einer *Respublica christiana* unter Führung des Papsttums, die für Clemens VIII. noch handlungsleitend war, verlor unter seinen Nachfolgern stark an Gewicht. Neben der – allerdings etwas oberflächlichen – Analyse der Sprache der Hauptinstruktionen und Korrespondenzen, der Verhandlungsführung, der (kirchen)politischen Denkhorizonte und der Erstellung eines Sozialprofils der Nuntien sind es vor allem zwei Felder, mit denen die Autorin sich intensiv befasst: Zum einen steht das außenpolitische Wirken von Faktionen und Netzwerken im Mittelpunkt, vor allem die Ambitionen des mit den Aldobrandini in enger Verbindung stehenden Clans um die Schwester Lermas, der Condesa de Lemos. Zum anderen werden die kirchlich-religiösen Konfliktfelder in den Blick genommen. Dabei liegt die Leistung der Autorin vor allem darin, die Zusammenhänge zwischen diesen

beiden Feldern differenziert zu analysieren. So werden etwa innerjesuitische Konflikte oder dogmatische Auseinandersetzungen in Zusammenhang mit dem Faktionenkampf am spanischen Hof gebracht. Das Buch stellt einen leistungswerten Beitrag zu den spanisch-römischen Beziehungen dar.

Hillard von Thiessen

Hillard von Thiessen, *Diplomatie und Patronage. Die spanisch-römischen Beziehungen 1605–1621 in akteurszentrierter Perspektive*, Frühneuzeit-Forschungen 16, Epfendorf/Neckar (Bibliotheca Academica) 2010, 528 pp. ill., ISBN 978-3-928471-82-4, € 69. – La cultura politica dell'età moderna era fondata su relazioni personali, che ne plasmavano le logiche e le norme. Un fecondo terreno di esplorazione per verificare l'enunciato è costituito dai rapporti tra la Spagna e la Sede Apostolica negli anni di Paolo V e di Filippo III, in pratica il primo ventennio del Seicento, quando ormai si stava esaurendo un modello di relazioni che aveva prosperato per oltre mezzo secolo. L'Autore fa tesoro degli studi condotti dal professor Wolfgang Reinhard e dai suoi allievi, ai quali ha dato un contributo rilevante (*Außenpolitik im Zeichen personaler Herrschaft. Die römisch-spanischen Beziehungen in mikropolitischen Perspektive*, in: W. Reinhard (ed.), *Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese [1605–1621] zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua*, Tübingen 2004, p. 21–177), che analizzano i rapporti tra persone e gruppi nella prima età moderna, centrati sulla corte di Roma e sullo Stato Pontificio e i nessi tra Paolo V e la sua famiglia da una parte e le élites degli stati europei dall'altra. Nella presente opera l'analisi viene spinta un passo più oltre: essendo lo stato moderno strutturato intorno alla persona del sovrano e costituito in primo luogo da relazioni personali che non si sviluppavano solo secondo un rapporto di uno a molti, ma secondo reti formate da nodi dotati di differente rilievo, la stessa struttura agiva anche nell'ambito di quelle che convenzionalmente vengono definite le relazioni internazionali. Il paragone con il sistema adottato ai nostri giorni ricorre con frequenza: lo schema di relazione bilaterale prevalente nella diplomazia attuale risulta estraneo ad una struttura in cui la multipolarità era la regola; per cui i rapporti internazionali di un tempo erano organizzati anch'essi secondo uno schema multipolare. Così accanto alle relazioni ufficiali intrattenute tra le corti di Roma e di Madrid dai rispettivi ambasciatori e nunzi, si assiste alla diplomazia parallela di gruppi rappresentanti interessi diversi, come per esempio quello facente capo al cardinale Pietro Aldobrandini, avverso al clan Borghese ma con buoni riferimenti alla corte di Filippo III, oppure, al polo opposto, Catalina de Zúñiga, contessa di Lemos, sorella e alleata del duca di Lerma ma ostile ai suoi uomini di fiducia Pedro Franqueza e Rodrigo Calderón, che conduceva una politica personale nelle

relazioni con Roma e Napoli. Il papa si inseriva agevolmente in questo schema, nella sua triplice veste di capo della chiesa, di sovrano territoriale e di riferimento familiare, e quindi soggetto di una serie diversificata di interessi. In base a tale logica, le relazioni tra Roma e la Spagna si articolavano fondamentalmente su due livelli: da una parte l'opera dei nunzi e ambasciatori, come portavoce ufficiali dei rispettivi sovrani, e dall'altra un rapporto di natura maggiormente privata, tipico della nobiltà, della quale erano parte anche nunzi e ambasciatori, che contemplava il perseguimento di fini personali e clientelari. Anche il secondo livello era coltivato da entrambi i protagonisti: la relazione di reciproco vantaggio comportava per il re di Spagna l'appoggio alla nobiltà dello Stato della Chiesa in grado di controllare il papato, ricambiata con un accrescimento di prestigio e di ricchezza, mentre il papa poteva influenzare la politica del re Cattolico offrendo di benefici e prebende. Come parte integrante del modello si aggiunge l'anzianità dei rapporti, che spiega come il sistema funzionasse egregiamente con la Spagna ma non fosse altrettanto efficiente con la Francia. Infine, le relazioni create, per essere veramente efficaci, dovevano anche essere rappresentate, come avveniva mediante il cerimoniale, espressione visibile delle gerarchie costituite, un settore vasto, nel quale possono essere incluse le canonizzazioni ed altri concetti affini, come il tentativo di far proclamare dogma di fede l'Immacolata concezione. L'attenta analisi condotta tende a elaborare un modello applicabile a contesti simili dell'antico regime; in effetti, se si ha presente la concezione personale dello stato, il modello proposto offre preziosi strumenti di approfondimento.

Silvano Giordano

Die Korrespondenz der Augsburger Patrizierfamilie Endorfer 1620–1627. Briefe aus Italien und Frankreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, hg. und kommentiert von Mark Häberlein u. a., Documenta Augustana 21, Augsburg (Wißner) 2010, 428 S., ISBN 3-89639-756-0, € 26. – Am 9. Juni 1627 erreichte Friedrich Endorfer d. Ä. ein Schreiben seines Sohnes, der in Lyon im Herwart'schen Kontor eine Ausbildung absolvierte. Neben verstreuten Informationen über andere Kaufmannssöhne berichtete der Protestant mit Verwunderung darüber, dass sich einer davon „vnder die H[erren] Jesuiter begeben“ habe, und merkt an: „Die werden ihne freilich hindergangen vnd überredt haben, weilen gewust, daß er von guetem hauß vnd seinem H[errn] Vatern ein guete partito zue gewarten.“ Dass vor wenigen Monaten auch bei einem „jungen Zircher, so ... caluinisch gewesen vnd Mortmiller heist“ der Übertritt zum katholischen Glauben zu verzeichnen gewesen war, wird ebenfalls erwähnt (S. 325). Dieser kurze Einblick in eines der Schreiben der Augsburger Handelsfamilie Endorfer zeigt bereits, welche Themenvielfalt die Korrespondenz bereithält. Die Edition, die 2010 von Mark Häberlein herausgegeben worden ist,

stützt sich auf ein Konvolut von Briefen der Patrizierfamilie Endorfer aus dem Stadtarchiv Augsburg sowie Rechnungen und eine Serie von Schreibkalendern, die Friedrich Endorfer d. Ä. im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jh. für tagebuchähnliche Aufzeichnungen verwendete. Er wird von Häberlein als typischer Vertreter der reichsstädtischen Führungsschicht (S. 29) charakterisiert, was zugleich den Stellenwert der Familienkorrespondenz unterstreicht, denn eine vergleichbar dichte Korrespondenz einer führenden Augsburger Handelsfamilie liegt für das frühe 17. Jh. nicht vor. Weshalb sich Quellen privater Provenienz im Stadtarchiv finden lassen, verbindet Häberlein in seiner Einleitung geschickt mit einer biographischen Skizze des Familienoberhaupts. Friedrich Endorfer d. Ä. hatte europaweite Handelsverbindungen, widmete sich nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Geschäft jedoch städtischen Ämtern (S. 22). Diese Aufgaben werden ihm zum Verhängnis als er 1628 wegen Unterschlagung inhaftiert wird und „in den Eyßen“ stirbt. Für den Historiker relevanter ist jedoch die Notiz, dass Endorfers Schreibstube unmittelbar im Anschluss an die Verhaftung „gesperrt und versiglet“ wurde. Einmal mehr zeigt sich hier, dass sich die Überlieferungschance erhöht, sobald Konflikte und Prozesse entstehen. Das Besondere der vorliegenden Korrespondenz erschöpft sich jedoch nicht darin, dass sie zufällig erhalten worden ist. Sie geben Einblicke in den Alltag der Kaufmannsöhne Friedrich und Hans, die sich mehrere Jahre zu Ausbildungszwecken in Lucca (Friedrich d. J.) und Lyon (Friedrich d. J. und Hans Endorfer) aufhielten. Diese Auslandsaufenthalte, die nicht zuletzt einen Grund für die hohe Verschuldung des älteren Endorfers darstellten (S. 30–35), bieten mehr als die „stereotype Affirmation sozialer Normen“ (S. 55). Vor allem die Briefe des älteren Sohnes zeigen im Vergleich mit denen des Jüngeren (S. 43 und 55) neben aller Formelhaftigkeit auch Passagen mit Reflexionen über das aktuelle Zeitgeschehen und Gesprächsthemen der Augsburger Führungsschicht, die Pflege sozialer Beziehungen mit Hilfe von Geschenken, Besuchen, gemeinsamen Festmahlen und gegenseitigen Hilfeleistungen. Die Edition orientiert sich an den gängigen Transkriptionsrichtlinien. Italienische Ausdrücke in deutschen Briefen werden in der Anmerkung übersetzt, italienischen Briefen hingegen nach dem Kopfregegest eine kurze inhaltliche Zusammenfassung in deutscher Sprache vorangestellt. Darüber hinaus wurde ein kurzes Glossar der häufigsten Fremdwörter, ein Verzeichnis der Währungsabkürzungen sowie eine tabellarische Briefübersicht (S. 66–73) angefügt. Der textkritische Apparat lässt kaum Wünsche offen. Den Bearbeitern ist es durchgehend gelungen, den notwendigen Kontext zu skizzieren. So wird ein Ereignis stets in den zeithistorischen Kontext eingeordnet, zum anderen aber auch eine Einordnung in die familiäre Gesamtsituation der Endorfers gegeben, was dem Leser rasch ermöglicht zwischen Aus-

nahme und Normalfall zu unterscheiden. Das ausführliche Orts-, Personen- und Sachregister erweisen sich vor allem für kulturgeschichtliche Fragestellungen als hilfreich. Es ist zu hoffen, dass die vorbildliche Edition oft herangezogen und für Vergleiche genutzt wird.

Britta Kägler

Giunta Totaro, L'autobiographie d'Athanasius Kircher. L'écriture d'un jésuite entre vérité et invention au seuil de l'œuvre. Introduction et traduction française et italienne, Liminaires – Passages interculturel italo-ibériques 14, Bern u. a. (Peter Lang), 430 S., ISBN 978-3-03911-793-2, € 82,50. – Der Jesuit Athanasius Kircher (Geisa bei Fulda 1602 – Rom 1680) hat sich in den letzten dreißig Jahren als einer jener Gelehrten etabliert, die wie Bruno, Comenius, Bayle oder Leibniz eigene Forschungszweige der Wissens- wie Wissenschaftsgeschichte angeregt haben. Aus dem belächelten Scharlatan, der bei der Entzifferung der Hieroglyphen sich und andere hinters Licht führte, wurde eine Diskursressource, die sich fast nach Belieben in die Tanks der heutigen Projektwissenschaft abfüllen lässt. Vor allem die Bildwissenschaft hat, anders kann man es nicht ausdrücken, an ihm einen ‚Narren gefressen‘, sind doch fast alle seiner zahlreichen Foliobände üppig illustriert und folglich ein Quell unerschöpflichen ikonographischen Ergötzens. Freilich fühlt sich die aktuelle Wissensgeschichte gegenüber Kircher auch immer aufs Neue in eine apologetische Stellung gezwungen, zu weit ab scheint er dann doch sich von der großen Straße zu bewegen, auf der der ‚wirkliche‘ naturwissenschaftliche oder linguistische Fortschritt marschierte. Also müssen die spielerischen Qualitäten seines Œuvre immer wieder gebändigt werden, wozu sich vor allem seine Autobiographie anbietet, die *Vita*, die Hieronymus Ambrosius Langenmantel, ein Korrespondent Kirchers, schon 1684 in Augsburg herausgegeben hatte. Giunta Tortaro hat nun erstmals den Text der gedruckten Ausgabe von 1684 ‚kritisch‘ ediert, indem sie ihn mit dem lateinischen Ms. Wien Cod. 13752 (fol. 1–35) verglichen und mit einem Variantenapparat versehen hat. Damit ist der bedeutende Text erstmals präzise in seinen Entstehungskontext platziert und durch einen Neudruck mit französischer und italienischer Übersetzung breit zugänglich gemacht worden. Diese verdienstvolle Leistung nimmt freilich nur ein Drittel des Buches ein. Die übrigen zwei Drittel teilen sich eine klug gegliederte Spezialbibliographie sowie ein kritischer Versuch, sich der *Vita* Kirchers unter dem Aspekt der faktischen Wahrheit bzw. der fiktionalen Selbsterzählung anzunähern. Dieser Abschnitt zerfällt seinerseits in eine rezeptionsbasierte Vorgeschichte und in den eigentlich ‚revisionistischen Teil‘: „Vérité publique et vérité privée. Le remaniement des faits dans la Vita“. Totaros kritische Überarbeitung der *Vita* erstreckt sich über die gesamte Lebensdauer Kirchers, vom Geburtsdatum 1601/2 bis hin zur Finanzierung seiner eigenen ‚Mis-

sionskirche' auf der Mentorella. Innerhalb der Autobiographie zeichnet sich so die Linie einer ‚réécriture‘ ab, die Kircher entlang seiner eigenen Marienfrömmigkeit vornimmt, um von hier aus seinen eigenen Abweichungen von der Ordensmoral und vom *decorum* der *Respublica litterarum* eine stringente Logik aufzuprägen. Dieses Ergebnis, erzielt gerade auch durch den Vergleich der Varianten, ist überzeugend. Es fällt freilich auch nicht so überraschend aus, wie es zunächst erscheinen mag. Giunta Totaro verzichtet nämlich darauf, Kirchers *Vita* in die Genregeschichten der Hagiographie, des geistlichen Tagebuchs oder auch nur der Memoirenliteratur einzubetten. Dabei scheinen Elemente dieser Gattungsgeschichten während ihrer Analysen durchaus auf, ohne daß jemals eine systematische Reflexion auf das notorische Verhältnis Kircher – Fiktionalität/Imaginaire stattfände. Im Grunde sollte man der Vf. dankbar sein, daß sie der Verlockung einer modischen Dekonstruktion Kirchers nicht erlegen ist. Ihre Ausgabe der *Vita* berichtigt sie nur im Horizont eines quellengestützten ‚Gegenwissens‘, läßt sie aber im Übrigen in ihren Anspruch, Kirchers ‚eigentliches Leben‘ zu zeigen, intakt. Den Kircherianern eröffnet Giunta Totaro damit die Möglichkeit, mit einem realistischen Blick auf den ‚selbsterfundenen Kircher‘, in die imaginär-illustrativen Welten seiner Riesenfolianten einzudringen. Der Reiz der Kircherforschung wird durch Totaros Ausgabe erheblich gesteigert, darf man sie doch als wahren ‚Seriositäts-transfer‘ in diese Zone begrüßen.

Markus Völkel

Viaggio del cardinale Mazzarini a St Jean de Luz l'anno 1659 / Un journal des négociations de la paix des Pyrénées par Atto Melani, édition, traduction et présentation par Alexander Cojannot, Diplomatie et Histoire, Bruxelles-Bern-Berlin (Peter Lang) 2010, ISBN 978-90-5201-591-0, 252 S., 8 Abb., € 28,80. – 1659 wurde auf der sog. Pfaueninsel des Flusses Bodassoa in den Pyrenäen ein Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen, der einen 44 Jahre dauernden Kriegszustand beendete. Obwohl auf Grund der Vorverhandlungen davon auszugehen war, dass nur noch Detailfragen und die Bedingungen der Eheschließung zwischen Ludwig XIV. und der spanischen Infantin Maria Teresa zu klären waren, wurden letztendlich in einem Zeitraum von fünf Monaten bei 24 Spitzentreffen zwischen den Hauptverhandlungsführern, Kardinal Mazarin und Luis de Haro für die französische und respektive spanische Seite, alle politischen, militärischen, territorialen sowie finanz- und handelspolitischen Aspekte nochmals ausführlich behandelt. Aus Anlaß des 350. Jahrestags des Pyrenäenfriedens wurden im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Veranstaltungen einschlägige Quellen gesichtet, von denen noch weite Teile auf ihre wissenschaftliche Bearbeitung warten. Dabei wurde im Archiv des französischen Auswärtigen Amtes eine auf italienisch verfasste Schrift (*Viaggio del*

*cardinale Mazzarini a St Jean de Luz l'anno 1659*) entdeckt. Bei dem etwas mehr als hundert Seiten umfassenden Traktat handelt es sich nicht um einen Reisebericht im engeren Sinn, sondern um einen ausführlichen Bericht der Verhandlungen, die zum Pyrenäenfrieden führten (der Editor spricht in diesem Zusammenhang von einem *genus mixtum* mit Elementen des Reiseberichts, der Chronik und des politischen Memorandums). Der Bericht folgt dem Gang der Ereignisse während des Zeitraums vom 24. Juni bis 25. November 1659, wobei drei längere Exkurse zu den französisch-savoyischen Beziehungen und zur Fronde, zu den von Mazarin angestoßenen Reformen sowie zum französisch-englischen Bündnis und zur Erkrankung des französischen Königs in den Text eingebaut wurden. Das Ms. des *Viaggio* enthält weder eine Angabe zum Autor noch einen Hinweis darauf, wann die Redaktion des Textes abgeschlossen wurde. Was den Autor betrifft, konnte der Editor eine zweifelsfreie Zuweisung durch Konjektur vornehmen: Es handelt sich um den aus Pistoia stammenden Kastraten Atto Melani, der in jenen Jahren im Haushalt des Kardinals Mazarin lebte und von seinem Dienstherrn nicht nur mit künstlerischen Aufgaben betraut wurde. So hatte der Kardinal den Sänger vom Frankfurter Wahltag 1657/58 aus zu einer diplomatischen Mission nach München entsandt, um den bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria im Auftrag Ludwigs XIV. als Kandidat für die anstehende Kaiserwahl zu gewinnen, worauf an einer Stelle des *Viaggio* angespielt wird (S. 86f.). Die Formulierung in der 1. Person weist Melani eindeutig als Vf. dieses Textes aus. Mazarin hatte Melani dann 1659 auf seine Pyrenäenreise mitgenommen, um ihn offenbar bei Bedarf als Sänger auftreten zu lassen, wozu es allerdings nicht kam. Melani konnte sich deshalb in St Jean de Luz ganz auf die Rolle eines aufmerksamen Beobachters beschränken. Als zwei Jahre später sein Patron Mazarin starb, fiel Melani auf Grund einer Hofintrige in Ungnade. Seine Aufzeichnungen des Jahres 1659 waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Erst 1665 schickte er den Text dem französischen Staatssekretär Hugues de Lionne mit der Bitte um Ergänzungen und Korrekturen. Obwohl vermutlich für ein breiteres Publikum bestimmt, wurde der Bericht nicht gedruckt, wie überhaupt die Verbreitung und Rezeption über Abschriften sehr begrenzt war, was nicht verwundert, da eine Schrift, die die Leistungen Mazarins hervorhob, nicht in die Zeit der fortgeschrittenen absolutistischen Tendenzen Ludwigs XIV. passte, der seinen Beratern und Ministern nur noch eine ausführende, sprich zweitrangige Funktion zubilligte. Der Text Melanis schildert die Vorgänge von 1659 präzise und anschaulich. Neben den eigentlichen Friedensverhandlungen gelingt es dem Vf., ein Bild des zeitgenössischen Frankreich sowie aussagekräftige Porträts der beiden Hauptprotagonisten auf der Pfaueninsel zu zeichnen. Mazarin wird teilweise mit Bewunderung, teils distanziert oder mit leichter Ironie als selbst-

ständig agierender Staatsmann auf dem Höhepunkt seiner Karriere charakterisiert, Luis de Haro hingegen als reiner Befehlsempfänger seines Königs. Auf die Edition des Textes (S. 25–115) folgen die Übersetzung ins Französische (S. 116–207), die Bibliographie und schließlich der Anmerkungs- und das Register. Es hätte zweifelsohne die Lektüre dieses Berichts und eine vertiefte Beschäftigung mit dieser Quelle erleichtert, wenn Original und Übersetzung auf jeweils gegenüberliegenden Seiten angeordnet worden wären mit den entsprechenden Anmerkungen als Fußnoten, wodurch das umständliche Wechseln zwischen den Teilen der Edition hätte vermieden werden können. Auf eine detaillierte Inhaltsangabe des *Viaggio* wurde leider verzichtet. Lediglich eine knapp gehaltene Tab. (S. 6) gestattet einen ersten groben Überblick auf die Struktur des Textes. Diese Feststellungen sollen allerdings den positiven Gesamteindruck dieser Edition nicht schmälern, die uns einen bislang unbekanntem originellen Text zum Pyrenäenfrieden präsentiert.

Alexander Koller

Friedrich Polleroß, Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706), Petersberg (Imhof) 2010, 516 S., ISBN 978-3-86568-562-9, € 69. – „Ich bin 15 Jahr ausser landts in Hoffnung mir ein ‚Meritum‘ zu machen; nun ist der Herr todt, ich bin bei Hoff anjetzo wenig bekannt, also dir künfftig wollest eine Lehr sein lassen, dich nicht leicht in die Frembde ... zu begeben“ – Leopold Joseph von Lamberg, der seinem Sohn diesen Rat gab, war nach einer beachtlichen Karriere am Wiener Hof von 1700 bis 1705 kaiserlicher Gesandter in Rom gewesen. Mit dem Buch, das Friedrich Polleroß vorgelegt hat, ist jedoch keine klassische Biographie des frühneuzeitlichen Adligen entstanden. Wie er selbst im Vorwort betont, stellt das „hybride Werk“ weder eine vollständige Biographie noch fundierte Monographie zum Thema Kunst und Diplomatie dar. Weder hat es den Anspruch, ein klassischer Bildband zu sein, noch eine Edition des Diplomatentagebuchs, auch wenn dessen 3440 Tagebuchseiten maßgeblich zugrunde gelegt wurden. Der Titel „Die Kunst der Diplomatie“ erschließt die beiden Themenkomplexe, die Polleroß eng miteinander verzahnt: Zunächst wird aus kulturgeschichtlicher Perspektive der Werdegang Lambergs ausgehend von seiner dreijährigen Kavaliertour durch Europa bis hin zu den verschiedenen Stationen seiner politischen Karriere nachvollzogen und bebildert. Mit seiner Gesandtentätigkeit rückt zugleich jedoch auch das Verhältnis von Kunst und Diplomatie in den Vordergrund. Leopold Joseph von Lamberg wird als Typus des katholischen Hofadeligen vorgestellt, dessen „sinnlich-hochbarocke“ Repräsentation (10) Kunstkäufe, Musikdarbietungen, Reliquien- und Antikensammlungen wie selbstverständlich einschloss. Während einzelne



Aspekte der Biographie eher summarisch abgehandelt werden, zieht sich Italien wie ein roter Faden durch die Monographie, die weitgehend chronologisch dem Lebensweg Lambergs folgt. Dem ausführlichen Einstieg mit der Kavaliereise des jungen Adligen folgt der „Kulturschock“ nach der Rückkehr auf den Familiensitz Burg Ottenstein (141f.). Detailliert präsentiert Polleroß Renovierung und Ausbau des Stammsitzes nach Lambergs Heirat mit der wohlhabenden Gräfin Katharina Eleonora von Sprinzenstein. Zahlreiche römische Motive in der Schatzkammer (Elefantenobelisk, Tabernakel aus S. Pietro, Trajanssäule, der Pasquino u.a.) verweisen seiner Ansicht nach ebenso auf eine bewusste Dokumentation der Kavaliereise wie die Ausschmückung des Oratoriums mit 241 Papstporträts. Die Stärke des Bandes liegt in dem großen Kenntnisreichtum, mit dem Polleroß immer wieder über den zeitlichen Rahmen der zweiten Hälfte des 17. Jh. hinausgreift und beispielsweise den heutigen Erhaltungszustand der Wandmalereien und ihre erneute Freilegung im 19. Jh. skizziert oder im letzten Kapitel dezidiert dem weit verstreuten Kunstbesitz des Gesandten nachspürt. Zahlreiche Gemälde und Kunstgegenstände gingen in den Besitz verwandter Adelsfamilien über und werden hier erstmals vorgestellt. Allerdings konnte nicht allen Gemälden, Möbeln und Antiken, die Lamberg während seiner Zeit in Rom erworben hatte, nachgespürt werden. Ausdrücklicher Recherchebedarf besteht sowohl noch in Waldviertler Archiven sowie weltweit in den Sammlungen verschiedener Museen. Das Buch versteht es hier nicht zuletzt, eindeutige Forschungsanregungen zu geben (S. 531). Steht zwar der Gesandte als Kulturvermittler im Fokus, lässt es sich Polleroß trotzdem nicht nehmen, auch auf Kommunikationsstrukturen einzugehen, weil Lamberg die politische Öffentlichkeit immer wieder mit Flugschriften über die Ereignisse in der europäischen Umbruchzeit um 1700 informierte (vgl. „Lurlo de' francesi per i ritorno del Duca d'Angio in Parigi“, S. 408). Auch Verweise auf das rege Musikleben der Stadt Rom kommen nicht zu kurz (S. 332f., 378). Auch wenn sich das Buch selbst als bescheidenen Nachtrag zu Otto Brunners Studien von 1949 versteht, knüpft es mit der Auswertung des sozialen und kulturellen Kapitals eines österreichischen Adligen im diplomatischen Dienst doch auf breiter Basis an aktuelle Forschungen an. Eine so umfassende Thematik erschöpfend darstellen zu wollen, ließe sich nur mit strikter Begrenzung erreichen. Polleroß hat sich mit langen Quellenauszügen und reicher Bebilderung dazu entschieden, ein anregendes Buch vorzulegen, das zugleich als Steinbruch für weitere Arbeiten zahlreiche Anregungen zu geben versteht. Weil es durch ein vorbildliches Personen- und Ortsregister erschlossen ist, dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis es in zahllosen anderen Studien zur Hof- und Diplomatiegeschichte herangezogen wird. Britta Kägler

Winfried Siebers, Johann Georg Keyßler und die Reisebeschreibung der Frühaufklärung, *Epistemata*, Reihe Literaturwissenschaft 494, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2009, 210 S., ISBN 978-3-8260-2703-1, € 34. – Johann Georg Keyßler trat als Hofmeister im Sommer des Jahres 1729 mit seinen Zöglingen Andreas Gottlieb d. J. und Johann Hartwig Ernst von Bernstorff eine rund vierjährige Auslandsreise an, welche die beiden jungen Adligen im Rahmen ihrer standesgemäßen Ausbildung zu absolvieren hatten. Knapp zehn Jahre später – nur zwei Jahre vor dem überraschenden Tod Keyßlers – wurde der rund 1500 Quartseiten umfassende Reisebericht unter dem Titel „Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen [...]“ zum Druck befördert. Ausgelassen wurde dabei die Beschreibung der ebenfalls besuchten Länder Frankreich und England sowie der Niederlande. Keyßler legte den Schwerpunkt der in Briefform abgefassten Reisebeschreibung bewusst auf Italien: rund zwei Drittel des Textes befassen sich mit Land, Leuten und Gegebenheiten südlich der Alpen. Damit zählen Keyßlers „Neueste Reisen“ unzweifelhaft zu den wichtigsten und umfassendsten Reisebeschreibungen aus der Zeit der Frühaufklärung, welche die Italienwahrnehmung in der zweiten Hälfte des 18. Jh. nachhaltig beeinflusst haben. Bislang fehlte allerdings eine umfassende Würdigung und Einordnung dieses Werks im Kontext der Reiseforschung sowie ihrer literarischen Verarbeitung. Diesem Desiderat hat sich nun Winfried Siebers, ein ausgewiesener Kenner auf diesem Forschungsgebiet, angenommen. Siebers Studie gliedert sich in fünf Teile, in denen er vor dem Hintergrund eines konzisen Forschungsüberblicks „vom Autor zum Leser“ führt. Einer biographischen Skizze Keyßlers folgt die Druckgeschichte des Reiseberichtes. Der Schwerpunkt der Studie liegt im dritten und vierten Kapitel: Zunächst führt der Vf. in die Gattungsproblematik ein und gibt einen Überblick über die wichtigsten Reiseformen der Frühaufklärung, der adeligen Kavaliertour und der Gelehrtenreise. Für das Verständnis der divergierenden Beschreibungsmuster dieser Reisen ist die von ihm dargelegte Differenzierung der unterschiedlichen frühneuzeitlichen Reiseformen anhand ihres jeweiligen Öffentlichkeitsraumes sehr erhellend. Die Kavaliertour ordnet Siebers unter den Leittendenzen Habitualisierung und Statuskundgabe ein, die Gelehrtenreise beschreibt er mit dem Begriffspaar Forschungspraxis und Informationsschöpfung. Adelige und Gelehrte haben ihre literarischen Reisezeugnisse sowohl mit einer unterschiedlichen Intention als auch für einen anderen Adressatenkreis niedergeschrieben. Von diesem Ansatz her kann auch der auffällige Mangel von gedruckten Beschreibungen von Adelsreisen sowie deren eingegrenzter Wirklichkeitsausschnitt, der diesen Zeugnissen oft unterstellt wird, erklärt werden. Im Gegensatz dazu war die Motivation der Gelehrtenreise stets auch die Vermittlung der Reiseerfahrungen an die interessierte Öffentlichkeit.

Entsprechend hoch ist die Anzahl an gedruckten Beschreibungen von Gelehrtenreisen, darüber hinaus wurden diese Erlebnisse und Erfahrungen durch neu entwickelte Publikationsformen in Umlauf gebracht. Vor diesem Hintergrund kann der Vf. schließlich die Interpretation der „Neuesten Reisen“ überzeugend als Vermittlungsglied zwischen beiden literarischen Ausdrucksformen einordnen. Keyßler hatte als Hofmeister und Begleiter zweier Adelliger Zugang zu verschiedenen Höfen und konnte sich aus eigener Anschauung ein Bild von fürstlichen Herrschaftsweisen machen. Dementsprechend nehmen in seinem Werk die Hofgesellschaften, die adelige Welt oder die Ritterakademien einen wichtigen Raum ein. Hinzu kommen jedoch zahlreiche bürgerlich-gebildete Gattungselemente. Keyßler interessiert sich für Wirtschaft, Handel, soziale Verhältnisse, konfessionelle Besonderheiten, „gute Policey“, Natur und Kunst. Zudem verweist die Beschreibung auf Elemente des forschenden und fakten sammelnden polyhistorischen Gelehrten, der sich für Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften und für naturwissenschaftliche Kabinette begeisterte. Da er zudem in seinen Briefen zahlreiche apodemische Anweisungen integrierte, waren seine „Neuesten Reisen“ Reisebeschreibung und Reisehandbuch in einem. Dieser Doppelcharakter sowie das Ansprechen verschiedener sozialer Zielgruppen dürften den nachhaltigen Erfolg des Werkes miterklären helfen. Keyßlers Werk entspricht damit in hervorragender Weise den neuen Anforderungen, die den an Bildung und Wissen orientierten Reisetypus des 18. Jh. prägten und für den der Vf. abschließend den Begriff der „Gebildetenreise“ vorschlägt. Insgesamt legt Winfried Siebers eine überzeugend und flüssig geschriebene Studie vor, die einerseits am Beispiel von Keyßlers „Neuesten Reisen“ exemplarisch den Funktionswandel der Reisebeschreibung im 18. Jh. darlegt und andererseits für die künftige Bewertung dieses Werkes aus literaturgeschichtlicher und historischer Perspektive neue Akzente setzt. Ricarda Matheus

Klaus Heitmann, Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, Bd. II: Das lange neunzehnte Jahrhundert (1800–1915), *Studia Romanica* 143, Heidelberg (Winter) 2008, 743 S., ISBN 978-3-8253-5470-1, € 88. – Die vorliegende Monographie ist der zweite Bd. einer Publikation, die sich mit Deutschlandbildern der Italiener auseinandersetzt. Während der erste Band der imagologisch-komparatistischen Synthese den Zeitraum von der Antike bis zum Ende des 18. Jh. umfasst, ist dieser dem langen 19. Jh. gewidmet, das für den Autor – eine etwas ungewöhnliche Definition – mit der Zeit des Risorgimento im Jahr 1815 beginnt. Die politische Wahrnehmungsgeschichte fällt dabei mit rund hundert Seiten eher knapp aus, während der Romanist Heitmann dem Kapitel „Deutschland als Kulturmacht“ 500 Seiten widmet. Es folgen italienische Berichte über Deutschlandreisen. Das wenig freundliche

Deutschlandbild während des Risorgimento war eigentlich ein Bild von Österreich bzw. der k.u.k. Monarchie, die es nach 1815 nicht vermochte, die Eliten für sich zu gewinnen und – anders als vor 1800 – als Fremdherrschaft wahrgenommen wurde. Das Image der Deutschen verschlechterte sich noch in Folge der 1848er Revolution. Während von italienischer Seite schon früh die Parallelen im Entstehungsprozess beider Nationalstaaten betont wurden und führende italienische Liberale vergebens auf binationale Solidarität hofften, sahen die Deutschen diese erst zunehmend seit den sechziger Jahren, als Italien in der Nationalstaatsgründung bereits vorangegangen war. Ihr politisches Italienbild war lange geprägt von Ignoranz und/oder nationalem Suprematiestreben. Die Situation änderte sich für die Italiener erst seit den 1870er Jahren durch den Ausgang des deutsch-französischen Krieges, die Eroberung Roms und die Verschlechterung der französisch-italienischen Beziehungen, die eine Neuorientierung erforderten, welche in den Dreibundvertrag mündete. Bewundert, aber kaum geliebt wurden das Deutsche Reich als expansive Militärmacht und der Realpolitiker Bismarck. Seinem autoritären Staatsgebilde konnten vor allem Kirchenkreise etwas abgewinnen, und dies verstärkt nach dem Ende des Kulturkampfes. Ein diffuses Inferioritätsgefühl angesichts der germanophonen Welt beschlich die Italiener nicht nur bezüglich des preußisch geprägten Staates, sondern auch mit Blick auf die Felder der Wissenschaft und Kultur. Hier stand Deutschland als Kulturnation vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte im Mittelpunkt zahlreicher Diskurse. Eines enormen Prestiges erfreute sich das deutsche Erziehungs- und Bildungswesen, allen voran die Universitäten. Zahlreiche italienische Studenten und Dozenten pilgerten ins Reich, doch hatte die Bewunderung keine nennenswerten Auswirkungen auf das italienische Bildungssystem. Als problematisch erwies sich ohnehin, dass die wissenschaftliche Literatur (und die Belletristik, etwa Heine) meist über französische Übersetzungen rezipiert wurde. Dabei erfuhren Archäologie, Historiographie, Jurisprudenz und die Medizin eine sehr hohe Wertschätzung. Der erste Lehrstuhl für Archäologie in Rom ging 1890 an den Österreicher Emanuel Löwy. Alles in allem schwankten die italienischen Wissenschaftler einerseits zwischen Bewunderung über Organisation und aufgebrauchte Mittel, andererseits lässt sich die Besorgnis nicht übersehen, in diesem Konkurrenzkampf nicht bestehen zu können. Des Weiteren wurden deutsche Philosophen in hohem Maße geachtet, allen voran Hegel und Nietzsche, wohingegen die Marx-Rezeption nie dominierte, sie konkurrierte ständig mit Anarchisten Bakunischer Prägung. Heitmann bietet zudem umfangreiche Analysen zur Bewertung deutscher Musik, wobei er sich auf Wagner und Beethoven konzentriert. – Immer wieder schimmert in vielen Aussagen die Furcht vor Überfremdung durch, vor Germanisierung, vor einer Invasion der Deutschen mit ihrer

*dottissima ignoranza*, die Italien nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Geist kolonisieren werde. Diese deutsche Dominanz in vielen Bereichen, die wie dargestellt, nicht nur Bewunderung und Faszination, sondern auch Neid und Abneigung erregen konnte, führte dazu, dass man sich lieber auf den vertrauteren Nachbarn Frankreich besann. Heitmann hat ein beeindruckendes Kompendium vorgelegt, das auf ein langes Forscherleben zurückgeht. Man wird es je nach Interesse und aufgrund der Materialfülle gedruckter Literatur wohl eher als gewinnbringenden Steinbruch benutzen. Für viele Fragen der Rezeptionsgeschichte bietet der Band einen ersten Einstieg und zeigt dankenswerter Weise zahlreiche Desiderata auf. Gabriele B. Clemens

Dietmar Stübler, *Revolution in Italien. Sächsische Diplomaten und Journalisten über Italien zwischen 1789 und 1871*, Leipziger Universitätsverlag 2010, 305 S., ISBN 978-3-86583-370-9, € 29. – Der Band ist der deutschen Wahrnehmung der revolutionären Umbrüche und des Einigungsprozesses in Italien gewidmet und zwar aus der Perspektive diplomatischer und intellektueller Kreise des Königreichs Sachsen im Zeitraum zwischen französischer Revolution und Schaffung des kleindeutschen Kaiserreichs. Die sächsische, meist pro-österreichische Perspektive schafft einen interessanten Kontrast zur historiographisch einflußreicheren borussischen Sicht auf das Risorgimento. Die Perspektive einer deutschen Mittelmacht, mit prekärer Souveränität, die nur auf dem Funktionieren des Deutschen Bundes basierte, mißtrauisch gegenüber preußischen Dominations- oder Eingliederungstendenzen, läßt in den meist regierungstreuen Berichterstattern eine besondere Sympathie für die mindermächtigen italienischen Souveräne erkennen, die durch den risorgimentalen Einigungsprozeß ihre Herrschaft zu verlieren drohten. 1871 ist insofern ein logischer Endpunkt für den Band: nicht nur die Bourbonen, die Herzöge von Modena und Parma, der Großherzog von Toskana sowie der Papst hatten ihre weltliche Macht verloren. Auch das Königreich Sachsen hatte – wenn es auch seine territoriale Einheit behielt – mit der preußischen Zerstörung des Deutschen Bundes seine Unabhängigkeit und machtstaatliche Souveränität verloren. Das überwiegend protestantische Sachsen mit seinem zwei Jahrzehnte regierenden katholischen Gelehrtenkönig Johann, Verfasser einer exzellenten Danteübersetzung sowie Verfechter einer traditionell legitimierten Fürstenherrschaft, die nicht bereit war, sich der liberalen Verfassungsbewegung zu öffnen, stand daher während der entscheidenden Jahre der italienischen Einigung meist „an der Seite fallender Fürsten“ und berichtete vielfach aus der Perspektive von Herrschern, die von der risorgimentalen Bewegung überrollt wurden – eine Art von ständigem Belagerungszustand, der sich vor allem in der diplomatischen Korrespondenz des sächsischen Gesand-

ten Kleist vom Loss spiegelt, der zuerst aus Florenz, dann aus Neapel, Gaeta und schließlich Rom über immer neue Untergangsszenarien berichten mußte. Politisch stand Sachsen, wie die anderen Mittelstaaten, bis zum Krieg zwischen Preußen und Österreich 1866 an der Seite Österreichs. Das sächsische Bürgertum hingegen hatte sich nach Schaffung des Zollvereins längst an Preußen angenähert. Besonders erhellend ist daher das Beispiel der Familie Kaskel, Anteilseigner der Dresdner Bank, von denen Felix Kaskel als Generalkonsul der Bourbonen in Dresden agierte, während sein Onkel Julius Kaskel das gleiche Amt für den König von Sardinien innehatte. Während König Johann umsichtig darauf achtete, daß die Kaskels Dresdner Bürger und sächsische Untertanen blieben, so zeichnet sich in den formelhaften Beschwörungen der beiden Kaskel für das Heil der von ihnen konsularisch repräsentierten Majestäten letztlich ab, daß hier das aufsteigende Bürgertum eine politische Rolle spielte, ohne wirkliche Loyalitäten zu den Bourbonen oder Savoyern aufzubauen. Doch auch in Sachsen mußten die dynastischen Erwägungen den politischen weichen. Nach der schleswig-holsteinischen Krise war die sächsische Regierung der ökonomischen Vorteile willen Ende 1865 bereit, das Königreich Italien (dessen Königin, Margherita, im übrigen die Tochter einer sächsischen Prinzessin war) anzuerkennen, obwohl es König Johann hart ankam, gegen seine legitimistischen Prinzipien und gegen seinen Schwiegersohn Ferdinand, den von der risorgimentalen Revolution überrollten Großherzog von Toskana, zu agieren. Und 1871 wandten sich der König, die Königin sowie Prinz Georg Herzog von Sachsen mit Solidaritätsbekundungen an den Papst, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und in denen der König die Anhänger des *Regno d'Italia* für „Gottlose“ und der Herzog sie gar für „Briganten“ hielt, die „dem Heiligen Stuhl ungestraft den Rest seines Patrimoniums entreißen konnten“ (S. 261). Sicher war das Haus Wettin erbittert, daß es seit 1866 die Kernelemente seiner Souveränität, wenn auch nicht sein Königreich verloren hatte. Es gelingt nicht oft, eine Aufsatzsammlung so homogen wie die hier angezeigte vorzulegen. Obwohl 7 von 9 der hier vorgelegten Beiträge bereits zuvor in regionalgeschichtlichen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht wurden, stellt dieser Band über die Summe seiner Teile hinaus einen Mehrwert dar, indem er wie eine gut komponierte Monographie wirkt. Das liegt nicht nur an den beigegebenen Registern, sondern an der klugen Zusammenstellung der Äußerungen von politisch weitsichtigen Beobachtern, die dank der profunden Literaturkenntnis und der ausgedehnten Archivrecherchen des Vf. u. a. in den vormaligen Hauptstädten Dresden, Turin, Neapel, ausführlich und quellennah zu Wort kommen. Die ganz überwiegend in französischer Sprache verfaßten Berichte wurden vom Vf. stillschweigend ins Deutsche übersetzt. Zu fünf Aufsätzen, die auf Berichten sächsischer Diplomaten über die Situation in Italien

Zeugnis ablegen, treten drei Beiträge hinzu, die die Italienbilder von drei sächsischen Presseorganen rekonstruieren (die „Leipziger Zeitungen“, der „Grenzboten“ und die „Gartenlaube“), die von einer Leserevolution in Deutschland und einer auch für die Politik zunehmenden Bedeutung der bürgerlichen Öffentlichkeit Zeugnis ablegen. Einen besonders interessanten Blick auf die politische Schwäche Sachsens und der deutschen Mittelstaaten und auf das Verhalten ihrer diplomatischen Vertreter am Sitz des Deutschen Bundes in Frankfurt am Main erlaubt die diplomatische Berichterstattung des vorausschauenden, wenn auch deutlich Partei ergreifenden sabaudischen Gesandten Giulio Conte di Barral, der von 1856–66 dort das Königreich Sardinien vertrat und zwischen 1863 und 1867 zugleich Gesandter des in die Zukunft weisenden Königreichs Italien in Berlin war.

Lutz Klinkhammer

Alberto Mario Banti (a cura di), *Nel nome dell'Italia. Il Risorgimento nelle testimonianze, nei documenti e nelle immagini, Storia e società*, Roma (Laterza) 2010, 448 S., ISBN 978-88-420-9465-4, € 24. – In der kaum noch zu überblickenden Publikationsflut anlässlich des 150. Jahrestags der italienischen Einheit am 17. März 2011 fragt man sich, was denn eine weitere Publikation noch an neuen Erkenntnissen bringen kann. Um es gleich vorwegzunehmen: Wer sich darauf einlässt, *ad fontes* zu gehen und nicht immer fertige Textbücher erwartet, der wird das vorliegende Werk gewinnbringend lesen. Der in Pisa lehrende Historiker Alberto Mario Banti, ausgewiesener und innovativer *Risorgimento*-Experte, hat gemeinsam mit vier jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Pietro Finelli, Gian Luca Fruci, Alessio Petrizzo und Angelica Zazzeri, eine Anthologie von Zeugnissen oft weniger bekannter Männer und Frauen vorgelegt, die aktiv an der Einheit Italiens mitgewirkt haben. Konzipiert als Gesamteinführung in die kulturelle, soziale und politische Welt des *Risorgimento*, führen der Hg. und seine Schüler den Leser in direkten Kontakt mit dieser Welt, indem sie teils bekannte, teils neuere und von der jüngsten Forschung verwendete Quellen aus der Zeit von 1796 bis 1878 samt den Nachwirkungen bis ins frühe 20. Jh. hinein präsentieren. In seinen einleitenden Worten charakterisiert Banti das *Risorgimento* als „un processo complesso, contraddittorio, e alimentato da sistemi di valori forse lontani dalle sensibilità di oggi“ (S. IX). Er thematisiert die Erinnerung an und die öffentliche Verwendung des *Risorgimento* im heutigen Italien und nimmt hierbei insbesondere Bezug auf den Begriff der „Nation“ und den Zusammenhang mit der Lega Nord, die sich für eine unabhängige Nation „Padanien“ ausspricht. Um solchen separatistischen Bewegungen entgegenzutreten, habe er diese Quellenauswahl herausgegeben, damit ein jeder sich einen unabhängigen ersten Eindruck vom *Risorgimento* verschaffen könne. Gut vierzig Jahre nach der Anthologie von

Denis Mack Smith (1968), stehen bei Banti denn auch weniger die politisch-diplomatischen Quellen im Vordergrund. Vielmehr vermitteln literarische Zeugnisse, Nachlässe, die Berücksichtigung von Frauen und Bildquellen ein breiteres Bild des *Risorgimento*. Entsprechend des populären Charakters der Bewegung kommen auch nicht nur Frauen und Männer aus der ersten Reihe zu Wort. Inhaltlich zerfällt die Gliederung in sechs Teile: 1. Il primo Risorgimento (1796–1815) 2. La Restaurazione inquieta (1815–1846) 3. Risorgimento di massa (1846–1849) 4. L'internazionalizzazione del Risorgimento (1850–1858) 5. La nazione in armi (1859–1861) 6. Dopo l'Unità. Den Kapiteln sind jeweils kurze einleitende Texte zur Ereignisgeschichte vorangestellt; ferner finden sich kleine Einführungstexte zu den Unterkapiteln und zu den einzelnen Texten (aber nicht zu jedem). Diese sind nicht immer frei von inhaltlichen Fehlern: So schreibt der für das zweite Kapitel verantwortliche Pietro Finelli zur Verfassung von Cádiz (1812), die *Cortes*, die verfassunggebende Versammlung, seien von König Ferdinand VII. einberufen worden (S. 103). Das ist falsch, denn Ferdinand befand sich in französischer Gefangenschaft, als Vertreter der Gemeinderäte, v. a. Kastiliens, von Ratsversammlungen, Gerichten und Gelehrten eine Kommission nominierten, die per Dekret am 22. Mai 1809 die alten *Cortes* einberiefen. Obwohl die Anthologie dankenswerterweise auch Bildquellen einbezieht – die freilich manchmal etwas ausführlicher hätten besprochen werden können –, fehlt ein Abbildungsverzeichnis leider ebenso wie ein Index. Diese kleineren Mängel hindern die Quellenedition jedoch nicht daran, dem Leser lebendige und vielfältige Eindrücke derjenigen Bewegung zu geben, die Italien seine politische Einheit brachte.

Jens Späth

Luca Manfredi, *Luomo delle tre rivoluzioni. Vita e pensiero del generale Guglielmo Pepe*, Storia, Foggia (Bastogi) 2009, 405 S., ISBN 978-88-6273-162-1, € 18. – Rechtzeitig zu den Feierlichkeiten zum 150jährigen Bestehen der Einheit Italiens hat Luca Manfredi eine Biographie über Guglielmo Pepe geschrieben. Das Buch trägt den schönen Titel „Luomo delle tre rivoluzioni“ und rekurriert damit auf die seltene Teilnahme eines Mannes an drei Revolutionen im langen 19. Jh.: 1799, 1820 und 1848. Das große Verdienst Manfredis besteht darin, zum ersten Mal das Wirken des Generals umfassend beleuchtet und in einer einzigen Studie zusammengefasst zu haben. Allerdings liest sich die Vita Pepes wie ein Heldenepos à la klassische *Risorgimento*-Geschichtsschreibung, in dem alles auf die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens zugeschnitten ist. Eine moderne wissenschaftliche Arbeit liegt hier nicht vor: In der veralteten Bibliographie findet sich nur ein nach 2000 publizierter Titel, die übergroße Mehrheit der verwendeten Literatur stammt aus der ersten



Hälfte des 20. Jh., die Forschungen wichtiger Historiker wie Galasso, Ghisalberty, De Lorenzo, Levra, Nada oder Corciulo, die Pepes Leben in die gesamtitalienische Geschichte einzubetten vermocht hätten, sucht man vergeblich – ganz zu schweigen von den fehlenden Archivquellen, denn Manfredi stützt sich nur auf Sekundärliteratur und Pepes veröffentlichte Schriften. Nach einem pathetischen Vorwort des Bürgermeisters der Geburtsstadt Pepes, Guido Rhodio aus Squillace in Kalabrien folgt eine Einleitung des Autors, die mit keinem Wort den Forschungsstand thematisiert, geschweige denn so etwas wie eine Fragestellung entwickelt. Manfredi zeigt sich des Weiteren zu leichtgläubig im Vertrauen auf den Wahrheitsgehalt der Quellen aus Pepes Feder gegenüber kritischeren Historikern wie Nitti (S. 181). Ein Register am Ende hätte es ferner dem Leser erheblich erleichtert, gezielter nach den vielen Personen- und Ortsnamen zu suchen. All diese Desiderata mögen sich damit erklären lassen, dass Manfredi kein Fachhistoriker ist, sondern das Buch wohl neben seiner beruflichen Tätigkeit in diversen Funktionen als Verwaltungsbeamter geschrieben hat. Er schildert Pepe als glühenden neapolitanischen Patrioten und Protagonisten des *Risorgimento*, in dessen abenteuer-, ja fast romanhaftem Leben sich mehrere Brüche aufzeigen lassen, die von Krieg, Exil und Gefängnis handeln. Die Einleitung gibt Pepes Leben in Kurzform wieder und nimmt die Gliederung des Buches in ein knappes Kapitel zu Kindheit und Jugend sowie in drei ausführliche Kapitel zu den drei Revolutionen und ihren Folgen für den Protagonisten vorweg. Dabei misst Manfredi Pepe sowohl im Rahmen der Revolutionen 1820 und 1848 als auch während der Phasen im europäischen Exil eine außerordentlich große Bedeutung bei und sieht den Helden, meist nur *il Nostro* genannt, als lebendes Beispiel der *italianità*. Einige Episoden wie das Ende Murats (S. 78–96) werden in allzu epischer Breite geschildert. Zwar entsteht so teils ein anschauliches Bild der Zeit; aber im Sinne einer besseren Lesbarkeit hätte dem Buch mehr Konzentration auf Pepes Person gut getan. Deshalb stechen die wenigen analytischen Passagen wie die Frage nach der Rolle Pepes in der *Carboneria* (S. 126–129), die Ursachenanalyse für das Scheitern der Revolution 1820/21 (S. 178) oder die Reflektion über den Einfluss der *Carbonari* auf die bzw. in der Armee (S. 192f.) aus dem ansonsten rein narrativen Stil hervor. Dabei zählen diese Abschnitte wie auch die Ursachenanalyse für das Scheitern der Revolution in Neapel und die Rolle Pepes dabei (S. 199–201) zu den Stärken der Arbeit, denn hier kann Manfredi zeigen, dass Pepe eben Militär, nicht Politiker war, der die tiefsitzenden Probleme des kleinen Mannes auf dem Lande nicht verstanden hatte. So detailliert eine Vielzahl von Aspekten und Momenten des zweifellos bewegten Lebens Pepes zur Sprache kommt, so verwundert bleibt der Leser ob des abrupten Endes der Studie zurück: Einen Epilog zum Nachleben und eine kritische Würdigung des

Generals hätte man sich schon gewünscht. Die historische Forschung wartet also weiterhin auf die erste wissenschaftliche Biographie über einen der wichtigsten, aber heute weniger bekannten Italiener des 19. Jh. Jens Späth

Thomas Kuster, *Das italienische Reisetagebuch Kaiser Franz I. von Österreich aus dem Jahre 1819. Eine kritische Edition*, Münster (agenda) 2010, 445 S., Abb., ISBN 978-3-89688-405-3, € 118. – Der Kaiser fährt nach Italien. Knapp ein halbes Jahr, vom 10. Februar bis zum 2. August des Jahres 1819, war Franz I. fern der Wiener Residenz, und in dieser Zeit zeichnete er minutiös seine Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen auf. Seine handschriftlichen Notizen füllen insgesamt 52 kleine Hefte, ein namentlich nicht bekannter Transkribent besorgte nach der Rückkehr nach Österreich die knapp 2000 Seiten umfassende Reinschrift im Quartformat. Beide Quellen befinden sich heute im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Thomas Kuster hat sich die Aufgabe gestellt, diese Aufzeichnung auf der Grundlage der Reinschrift kritisch zu edieren und zu kommentieren. Dies allein ist schon ein verdienstvolles Unterfangen, denn die nun vorliegende Edition gestattet es, ein differenzierteres Bild von Kaiser Franz I. und seinen persönlichen Interessen zu zeichnen. Der Vf. hat zudem das Reisetagebuch mit zahlreichen anderen unedierten Quellen besonders aus italienischen und österreichischen Archiven verknüpft, die zusammen genommen detaillierte Einblicke in die Reisevorbereitung und -durchführung gestatten. Der Kaiser reiste nicht allein. Sein – vergleichsweise kleines – Gefolge umfasste 98 ausgewählte Personen, man brach mit 32 Kutschen von Wien nach Neapel auf. Ab Venedig verwendete der österreichische Monarch ein Inkognito als Graf von Tirol bzw. Herzog von Mantua, welches er weitgehend aufrecht zu halten versuchte, wenngleich das Reiseunternehmen schon aus Sicherheitsgründen nicht immer geheim gehalten werden konnte. Damit ist bereits ein wesentlicher Grundzug dieser Reise charakterisiert: es war keine politische, es war keine höfisch-repräsentative Reise, sondern eine von primär persönlichen Beweggründen motivierte Italienfahrt. Der Vf. kann zeigen, dass sich die Reise nicht in die gängigen Typen der Reiseformen der Sattelzeit einordnen lässt. Vielmehr wurden verschiedene Reiseelemente miteinander verbunden, auf den unterschiedlichen Reisetappen wurden divergierende Intentionen verfolgt: die Italienfahrt war eine Mischung aus Inspektions-, Vergnügungs-, Bildungs- und „Lustreise“ (S. 35), entsprach damit durchaus den persönlichen Interessen des Monarchen und lässt sich nicht auf das Absolvieren des gängigen Reisekanons reduzieren. Auch wird durch die Edition das bisher gängige Bild der Reise als „Romreise“ revidiert. Die zahlreichen anderen Stationen standen gleichberechtigt als Reiseziel neben der Ewigen Stadt. Abschließend einige Bemerkungen zum Reisetagebuch: Auf der Grund-

lage seiner geographischen und botanischen Kenntnisse verzeichnete Franz I. während der Durchreise akribisch Gebirgszüge, Wälder, Felder, Wiesen, Schluchten, aber auch Pflanzenarten und Tierherden, die für die jeweiligen Regionen typisch waren. In den Städten besichtigte er Kirchen und adelige Paläste und kommentierte deren Architektur, er suchte naturwissenschaftliche Kabinette, Bibliotheken und Kunstsammlungen auf. Er interessierte sich aber ebenso für Wirtschaftsformen und Handel, notierte technische Details über Dampfschiffe oder über die Herstellung von Büffelmozzarella. Gemeinsam mit seiner Frau registrierte er karitative Einrichtungen und soziale Initiativen. Der protokollarisch wirkende Schreibstil des Monarchen vermittelt keinerlei Lesevergnügen, immerhin erleichtert ein umfassendes Register den gezielten Zugang zu Personen- und Ortsnamen. Gewünscht hätte man sich freilich ein etwas gründlicheres Schlusslektorat. Insgesamt eröffnet die Edition der Quelle der Forschung – gerade in Konfrontation mit anderen Reiseberichten und -tagebüchern, deren Untersuchung seit rund drei Jahrzehnten in der deutschsprachigen Literatur- und Geschichtswissenschaft eine beachtliche Rolle spielt – zahlreiche Ansätze für die Einordnung dieser Italienwahrnehmung zwischen diskursiver Praxis, Stereotypen und Topoi einerseits und individuellen Erlebnissen und persönlichen Erfahrungen in der Begegnung mit Land und Leuten südlich der Alpen andererseits. Diese Analyse ist aber noch zu leisten.

Ricarda Matheus

Marco Severini, *La Repubblica romana del 1849*, Marsilio (Venezia) 2011, 223 S., ISBN 978-88-317-0803-6, € 24. – Rechtzeitig zum Höhepunkt der 150-Jahrfeier der italienischen Einheit mit dem außerordentlichen Nationalfeiertag am 17. März 2011 hat der Parteienhistoriker Marco Severini von der Universität Macerata ein wichtiges Buch vorgelegt. Es bietet zum ersten Mal seit den großen Darstellungen von Domenico Demarco (1944), Ennio Di Nolfo, Giorgio Candeloro (beide 1960) und Franco Rizzi (1988) eine Synthese zur Geschichte der Römischen Republik von 1849. Dass mit Claudio Fracassi (2005) und Stefano Tomassini (2008) zuletzt zwei historisch interessierte Journalisten einschlägige Überblickswerke geschrieben haben, während die gelehrte Fachwelt bestenfalls Sammelbände zum Thema herausbrachte, verwundert doch sehr und zeigt den geringen Stellenwert, den die Römische Republik im öffentlichen Bewusstsein seit den 1960er Jahren bis in die heutige Zeit hinein besitzt. Umso begrüßenswerter erscheint daher nun Severinis Buch, ist es doch von einem ausgewiesenen Experten verfasst, der sich rund zwanzig Jahre lang intensiv mit dem Gegenstand befasst hat. Er beklagt eingangs zu Recht das Schattendasein der Römischen Republik in der italienischen Forschung und Öffentlichkeit und will mit seiner Arbeit an „eine große

Gründungsepisode der Nationalgeschichte und zugleich einen der wichtigsten Momente des Risorgimento“ erinnern (S. 8). Dank neuer perspektivischer Zugänge strebt er danach, mit historiographischen Irrtümern aufzuräumen und ein vielschichtigeres und ausgewogeneres Bild des „fortschrittlichsten politischen Regimes des italienischen Risorgimento“ zu bieten, das sich mit Begriffen wie Republik, Demokratie, Laizität und Partizipation der Bürger umschreiben lässt (Klappentext). Severinis Bild setzt sich aus vier Leitideen zusammen: erstens der Eigenständigkeit der Römischen Republik im Revolutionszusammenhang 1848/49; zweitens der Fähigkeit, einen neuen Politisierungsprozess zu starten; drittens der Zentralität des Handelns Mazzinis, der den nationalen und revolutionären Charakter betonte, ohne die römischen Wurzeln zu leugnen; und viertens die große kulturelle und historische Bedeutung der unvermeidlichen Niederlage der Republik wegen ihrer internationalen Isolation und fehlenden Koordination des demokratischen Italien. Hierzu rekonstruiert er, basierend auf dem neuesten Forschungsstand und umfangreichen eigenen Archivrecherchen zu Teilkapiteln, die Geschichte der Römischen Republik in ihrem politischen, sozialen und ideellen Zusammenhang. Dies geschieht zunächst in drei Kapiteln, die die Regierung samt den Institutionen, das Leben und die Krise der kurzlebigen Republik vom 9. Februar bis 4. Juli 1849 behandeln. Während das erste und das dritte Kapitel – notwendigerweise – eher klassisch ereignisgeschichtlich, aber dafür eingebettet in die internationalen Zusammenhänge daherkommen, enthält der zweite Teil zum Leben der Republik drei Unterkapitel, die allesamt neueren Forschungsansätzen unter kulturgeschichtlichem Fokus verpflichtet sind: erstens die Umsetzung der republikanischen Strukturen und die Reaktionen der Bevölkerung in den Provinzen, die sehr unterschiedlich ausfielen und ein ausgeprägtes Stadt-Land-Gefälle aufwiesen; zweitens das Wirken der Frauen in der Revolution mit ihren neuen Verhaltensformen und Moralvorstellungen sowie ihrem verstärkten Wirken im Sanitätsbereich; und drittens die Rolle der Presse und der öffentlichen Meinung, die zum Entstehen einer populären politischen Nationalkultur beitrugen. Neue Aspekte der Geschichtsschreibung zur Römischen Republik eröffnet das vierte Kapitel zur Erinnerung an das Erbe der ersten frei gewählten Demokratie in Mittelitalien. Zu den langfristigen Hinterlassenschaften zählt Severini die Republik als geeignetste Staatsform der italienischen Nation, die Idee eines geeinten, auf allgemeinem Wahlrecht, breiter Partizipation der Bevölkerung und neuen Politisierungsformen basierenden Italien, die Entscheidung für Rom als künftige Hauptstadt, die Zuweisung der militärischen Führung der italienischen Demokratie an Garibaldi und die moderne Reformgesetzgebung samt einer der fortschrittlichsten Verfassungen des 19. Jh. mit Vorbildcharakter für die verfassunggebende Versammlung 1946/47 (S. 159f.).

Freilich sollte es 99 Jahre dauern, bis diese Erfolge dauerhaft sichtbar wurden. Doch die Signifikanz der Römischen Republik als einer der Gründungsmythen des demokratischen und republikanischen Italien ist evident. Das kollektive Gedächtnis begann sich laut Severini erstmals am 9. Februar 1870 zu formen, als in Ancona die historische Zeitschrift „Lucifero“ öffentliche Festmähler mit Festreden, dem Versenden von Telegrammen an die demokratischen Protagonisten sowie Abonnements republikanischer Publizistik organisierte. Ab 1874 sind solche Veranstaltungen jährlich nachweisbar. Der Autor zeichnet den weiteren Verlauf der Erinnerung an die Römische Republik bis ins Italien der 1950er Jahre nach, behandelt die teils kontrovers und polemisch geführte Sitzung des Abgeordnetenhauses am 9. Februar 1949 zur Hundertjahrfeier, thematisiert den Fall des 1852 hingerichteten Republikaners Girolamo Simoncelli und die anschließende Diskussion um dessen Gedenken und problematisiert am Ende den Forschungsstand. Ein Anhang, der aus sechs Quellen besteht und u. a. den Text der Römischen Verfassung von 1849 enthält, und ein Namensindex runden das gelungene Buch ab. Kritisch betrachtet weckt besonders das vierte Kapitel zur Erinnerung an die Republik Erwartungen, die Severini nur äußerst bedingt erfüllt: Wenn er unter der Erinnerungsorten Ancona, die Romagna und die Marken insgesamt zwischen 1870 und 1900 in den Blick nimmt, ist das nur ein winziger Ausschnitt dessen, was man hätte beschreiben können. Mittlerweile finden sich selbst in kleinen Städten und Gemeinden Gedenkplätze, -statuen oder -tafeln an die Römische Republik. Der Verweis auf den Gianicolo als Gedenkort in Rom soll an dieser Stelle genügen. Auch die Rezeption der Republik in Film, Musik und Kunst fehlt völlig, dabei stünde hier mehr als genügend Material zur Verfügung. Fraglich bleibt auch, ob man nicht den Forschungsstand besser am Anfang des Buches statt am Ende hätte diskutieren sollen. Diese Einwände schmälern die Leistung Severinis aber keineswegs, verdanken wir ihm doch die erste gut geschriebene wissenschaftliche Monographie zum Thema seit Jahrzehnten, die zudem viele Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen bietet. An seiner Studie wird künftig niemand mehr vorbeikommen, der sich ernsthaft mit der Geschichte der Römischen Republik beschäftigt.

Jens Späth

Cristina Sagiocco, *L'Italia in seminario 1861–1907*, Studi storici 129, Roma (Carocci) 2008, 261 S., ISBN 978-88-430-4404-7, € 22,50. – Auch diese Monographie befaßt sich mit einem Teilaspekt der Kulturgeschichte der *Italia liberale*, und zwar mit einem sehr bedeutenden, bisher unter- bzw. geringgeschätzten und kaum erforschten Aspekt: der schulischen Bildung in den kirchlichen Seminarien zwischen der Einigung Italiens 1861 und den Reformen unter Papst Pius X. im Jahr 1907. Nach einer kurzen Einführung zu Quellen und

Literatur sowie zu den Veränderungen im italienischen Schulwesen nach der Einigung wird zunächst die Geschichte der Institution „Klerikalseminar“ beschrieben. Der Hauptteil des Buches umfaßt dann die Entwicklungen und Verwicklungen dieser Bildungseinrichtung in den ersten 50 Jahren des italienischen Nationalstaates. Ergänzt wird die Darstellung durch einen Anhang von 20 Quellentexten aus der Zeit des Tridentinums bis zu Papst Pius X. Der laizistische italienische Nationalstaat, der sich ab 1859 mit der *Legge Casati* erstmals ein umfassendes Gesetzeswerk zu allen Stufen des Bildungssystems gab, wandte sich in seinem Kampf gegen die buchstäblich omnipräsente katholische Kirche um die dogmatische Oberhoheit auch den verschiedenen Schularten der zahlreichen Diözesen und Orden zu, in denen die *nazione cattolica* (und nicht nur diese!) ihre Kinder erziehen und ausbilden ließ. Das „Seminar“ ging dabei über das hinaus, was man heute allgemein als „Klerikalseminar“ bezeichnet: eine Institution, die allein für die Ausbildung angehender Kleriker zuständig ist. Die *seminari* mit ihrem Ursprung in den Reformen des Konzils von Trient konnten dagegen sowohl eine Grund- wie eine höhere Schulbildung anbieten; charakteristisch für das 19. Jh. war die Mischung aus theologischer und allgemeiner Bildung. Bemühte sich der Staat um eine stärkere Kontrolle der bisher autonomen Seminarien hinsichtlich der *curricula* und der Qualifizierung des Lehrpersonals, so wußte die Kirche ihrerseits durch Adaptierungen wie die Aufnahme von Elementen der *istruzione tecnica* einer völligen Umformung und Modernisierung aus dem Weg zu gehen und sich dem Druck des Staates geschickt zu entziehen. Die kirchlichen Seminarien stellten so keine rein privaten Institutionen mehr dar, sondern *vere e proprie scuole pubbliche non autorizzate* (S. 12), eine explosive Schnittmenge zwischen Privatem und Öffentlichkeit auf dem Gebiet des Bildungswesens. Daß es dabei regional starke Unterschiede gab, muß nicht eigens betont werden. Oft nahmen einzelne Bischöfe oder Seminarleiter sehr starken persönlichen Einfluß auf die Führung ihrer Institute; zudem ist die Vernetzung zwischen den einzelnen Seminaren und ihren übergeordneten kirchlichen Organen bisher wenig gewürdigt worden. Das spezifische Thema der Ausbildung in den kirchlichen Seminaren steht im größeren Kontext des Verhältnisses zwischen katholischer Peripherie (Diözesen bzw. Ortsordinarien) und Zentrum (Studienkongregation bzw. Päpste), aber auch zwischen der Amtskirche und den kommunalen bzw. staatlichen Verwaltungen. Bei der Bedeutung der katholischen Kirche für die italienische Geschichte – nicht nur, aber gerade auf dem Gebiet des Bildungswesens – ist es sehr erfreulich, daß diese Studie die Bedeutung, aber auch die Problematik der Institution „Seminar“ bearbeitet, ohne in wohlfeile laizistische oder apologetische Polemik abzugleiten. Der Quellenanhang und die umfangreiche Bibliographie machen das Buch zu einem kleinen Nach-

schlagewerk für weitere Recherchen. Hier allerdings wäre es (im Umkehrschluß zu oben) ein Desiderat, der allgemeinen Studie weitere lokale und regionale Einzelarbeiten folgen zu lassen. Camilla Weber

Francesco Marin, Die „deutsche Minerva“ in Italien. Die Rezeption eines Universitäts- und Wissenschaftsmodells 1861–1923, Italien in der Moderne 17, Köln (SH-Verlag) 2010, 410 S., ISBN 978-3-89498-200-3, € 39, 80. – Schon im 18., insbesondere aber im 19. Jahrhundert wuchs das Prestige des deutschen Bildungs- und Universitätssystems in Italien. Den Ruf von der *dotta Germania* prägten in der ersten Hälfte des 19. Jh. vor allem Philosophen und Dichter, in der zweiten Hälfte dieses Säculums bot das von Preußen dominierte neue Kaiserreich auch aufgrund seiner militärischen Erfolge in vieler Hinsicht Orientierungspunkte für jene Mitglieder italienischer Eliten, welche sich für Modernisierungsprozesse innerhalb ihres jungen Nationalstaates einsetzten. Für heranwachsende italienische Akademiker wurde es – von staatlichen und privaten Stipendien unterstützt – zu einem begehrten Ziel, an den als vorbildlich geltenden deutschen Hochschulen und bei dort lehrenden renommierten Professoren zu studieren. Was die *peregrinatio academica* zwischen beiden Ländern betrifft, so änderte sich nach Jahrhunderten einer ausgeprägten Nord-Südwanderung die Richtung der Migration. Suchten im Mittelalter, in der Renaissance und noch in den ersten Jahrhunderten der Frühen Neuzeit zahlreiche Studierende und Dozenten aus dem nordalpinen Reichsgebiet die Hohen Schulen im Süden auf, so strebten – sofern die finanziellen Bedingungen dies gestatteten – angehende Akademiker aus Italien nun in beachtlicher Zahl an die Hochschulen des deutschsprachigen Raumes. Zugleich wurden – von Karl Julius Beloch bis Robert Michels – auch deutsche Professoren an italienischen Universitäten tätig, und in einigen Disziplinen hinterließen sie nachhaltige Spuren. Die Kölner Dissertation untersucht aus universitäts- und wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive sowie unter Berücksichtigung von Methoden der Kulturtransferforschung, auf welche Weise „deutsche Wissenschaft“ sowie die mit ihr verknüpften universitären Strukturen auf italienischer Seite besonders von der nationalen Einigung bis zu der Hochschulreform Giovanni Gentiles zum zeitweise bewunderten und als vorbildlich geltenden Modell wurden. Zugleich geht die Studie der Frage nach, welche Auswirkungen die auf deutscher wie italienischer Seite postulierte Vormachtstellung „deutscher Wissenschaft“ auf Debatten und Reformen in Italien hatte. Diese bewusst gewählte wechselseitige Perspektive konzentriert sich dabei auf den Bereich der Geistes- und Rechtswissenschaften und klammert die Naturwissenschaften sowie die Medizin aus. Im Anschluss an die Studien von Otto Weiß konstatiert der Autor verschiedene Phasen: auf eine erste, die von der italienischen

Staatsgründung bis in die 1880er Jahre reicht, und in der ein hohes Maß an positiver Bewertung des deutschen Modells, bisweilen sogar eine regelrechte kollektive Schwärmerei festzustellen ist, folgt eine bis ca. 1910 reichende Periode der differenzierten Wahrnehmung, der Abkühlung und Distanzierung sowie wachsender Ressentiments. Der italienische Kriegseintritt führt dann zu polarisierenden Auseinandersetzungen mit der deutschen Kultur, zu der aber weiterhin enge Bindungen bestehen blieben. Dem Autor gelangen in seiner materialreichen (bisweilen etwas weit ausschweifenden) Untersuchung eine Vielzahl von interessanten Einsichten. Das deutsche Vorbild hat die italienischen Diskurse zur Hochschulreform ebenso nachhaltig geprägt wie die Neuausrichtung und Entwicklung einzelner Disziplinen. Vor allem folgende Elemente wurden vor dem Hintergrund der eigenen Verhältnisse wie etwa einem stark verschulden und auf berufliche Bildung konzentrierten System in allerdings bisweilen verzerrter Perspektive von italienischen Akteuren als spezifisch deutsch wahrgenommen: die Deutschland zugeschriebene, sich gegenseitig bedingende studentische und professorale Lern- und Lehrfreiheit; ein hohes Maß an vom Staat konzederter Selbstverwaltung; die Verankerung des Wettbewerbs- und des Leistungsprinzip; die starke Akzentuierung von Forschung sowie deren als effektiv geltende Organisation. Zwar wurde das italienische Universitätssystem auf administrativem Weg partiell reformiert, eine umfassende Neugestaltung scheiterte jedoch an zahlreichen Widerständen, nicht zuletzt an der beharrenden Kraft universitärer Traditionen sowie am fehlenden politischen Konsens. Das Herzstück der Dissertation ist jenem akademischen Nachwuchs gewidmet, der mittels staatlicher Stipendien an deutschen Universitäten studierte. Die erhaltenen Berichte dieser Stipendiaten wertet der Autor mit der gebotenen methodischen Vorsicht aus. Zwar waren die Studienaufenthalte an deutschen Universitäten, unter denen Berlin und Leipzig als besonders attraktiv galten, oft kurz, und die mangelnden Sprachkenntnisse erwiesen sich als wirksame Barrieren; doch beförderten Studien an deutschen Hochschulen insbesondere in den Altertumswissenschaften und der Rechtsgeschichte, in geringerem Maße auch in staats- und wirtschaftsgeschichtlichen Disziplinen, die akademische Karriere in der Heimat und implizierten den Transfer von Themen und Methoden in diesen Fächern. Ab den achtziger Jahren formierten sich stärkere Widerstände angesichts offenkundiger asymmetrischer Transferprozesse. Im Zuge gesteigerten nationalen Empfindens wurde die Kritik an Elementen des deutschen Modells artikuliert und besonders an der kritiklosen Übernahme von als deutsch geltenden wissenschaftlichen Spezifika. „Italienische Wissenschaft“ galt es nun immer stärker jenem als Fremdbestimmung empfundenen Transferprozess entgegenzusetzen. Vielfach erwachsen daraus ambivalente, dialektische Wahrnehmungsmuster,



welche auf unauflösbaren Widersprüchen basierten. Einerseits war die Verflechtung mit deutscher Wissenschaft eng, und zugleich galt Wissenschaft vielen als notwendigerweise internationale Angelegenheit, andererseits wuchs der Wunsch, sich aus Abhängigkeiten zu befreien und die Autarkie und den Eigenwert der eigenen, der „nationalen Wissenschaft“ zu beschwören. Marins Studie liefert einen wichtigen Beitrag zum Wissenschaftstransfer zwischen Deutschland und Italien vor dem Ersten Weltkrieg und zugleich eine Fülle von Indizien, die weitere Untersuchungen zur Nachkriegszeit stimulieren sollten.

Michael Matheus

Paolo Mattera, *Storia del PSI 1892–1994*, Quality paperbacks 306, Roma (Carocci) 2010, 239 S., ISBN 978-88-430-5334-6, € 17. – Sich heute mit der Geschichte des nicht mehr existierenden *Partito Socialista Italiano* (PSI) zu beschäftigen, erscheint alles andere als selbstverständlich. Umso erstaunlicher ist es, dass mit Paolo Mattera ein vergleichsweise junger italienischer Historiker den Versuch gewagt hat, knapp 30 Jahre nach der monumentalen sechsbändigen, von Giovanni Sabbatucci herausgegebenen „*Storia del socialismo italiano*“ und knapp 20 Jahre nach der auf zwei Bände begrenzten, von Zeffiro Ciuffoletti, Maurizio Degl’Innocenti und wiederum Giovanni Sabbatucci herausgegebenen „*Storia del Psi*“ eine knappe Synthese der ältesten italienischen Partei (1892–1994) vorzulegen. Als reines Textbuch angelegt, bemüht sich der Autor, in einem Parforceritt die 102-jährige Geschichte des PSI darzustellen. Dabei ist eine gewisse Empathie für den Gegenstand seines Buches unverkennbar; positiv erscheint aber, dass er als Vertreter einer jungen Generation, die den PSI nur in seinen letzten Jahren unter Craxi erlebt hat, freier von ideologischen Prägungen und Parteinahmen für die diversen Parteiflügel (*correnti*) schreiben konnte als die genannten Historiker zuvor. Entsprechend verheißungsvoll ist der Beginn: Kunstvoll führt Mattera im ersten von neun Kapiteln zur Gründungsgeschichte die verschiedenen Fäden zusammen und bietet einen spannenden, sozialgeschichtlich eingebetteten Einstieg, der auch sprachlich zu überzeugen weiß. Leider bricht dieser Spannungsbogen im weiteren Verlauf immer wieder zusammen, und auch die Verquickung von Politik- und Sozialgeschichte weicht einer zusehends klassisch anmutenden Parteigeschichte. Am meisten zu überzeugen vermag die Analyse im zweiten und sechsten Kapitel zu den Themen italienischer Sozialismus um die Wende vom 19. zum 20. Jh. bzw. Widerstand und demokratischer Neubeginn im Zeichen des Kalten Kriegs – Kapitel, bei denen der Autor auf eigene Forschungen zurückgreifen konnte (*Il Partito Inquieto*, Roma 2004; *Le radici del riformismo sindacale*, Roma 2007). Hier stellt Mattera anschaulich dar, wie der PSI zu einer Massenpartei wurde und welche sozialen Momente die Gesell-

schaft jener Zeit bewegten bzw. welche tragende Rolle die Sozialisten bei der Ausgestaltung des politischen Systems ab 1945 hatten und weshalb sie durch den Kalten Krieg in eine Sonderrolle innerhalb des europäischen Sozialismus gerieten. An mehreren Stellen greift der Autor Konzepte und Begriffe aus der jüngeren historischen Forschung auf und vermag diese gewinnbringend für die Lektüre einzusetzen, etwa wenn er im letzten Kapitel den Generationswechsel in der Partei mit Craxi anspricht (S. 198) oder wenn er mehrmals den Vergleich zum europäischen Vorbild, der deutschen Sozialdemokratie, anstrengt (z.B. S. 17, 32, 199, 209). So bleibt am Ende eine etwas zwiespältige Bilanz: Einerseits hat Mattera eine gut lesbare und angenehm knappe Geschichte des PSI verfasst, die neuere Forschungstendenzen aufnimmt. Andererseits ist das Buch weder als Einstiegslektüre noch als Nachschlagewerk für Kenner oder solche, die es werden wollen, geeignet, weil es zuviel Vorwissen voraussetzt und keine wissenschaftlich üblichen Elemente wie Anmerkungen, einen Überblick über den Forschungsstand und eine methodisch fundierte Fragestellung oder einen Index enthält. Die vierseitige Auswahlbibliographie auf dem Stand von 2008 am Ende kann diese Desiderata nicht kompensieren. Gerade angesichts der komplizierten Aufsplitterung der Partei in die einzelnen *correnti* wären Schaubilder und Tabellen zur Übersicht und ggf. ein Anhang ausgewählter Dokumente äußerst hilfreich gewesen. Und ein bewertend-reflektierendes Abschlusskapitel sucht man leider ebenfalls vergeblich. Eine umfassende moderne Geschichte des *Partito Socialista Italiano* wartet also weiterhin auf ihre Verfasserin oder ihren Verfasser.

Jens Späth

Antonio Scottà, Papa Benedetto XV. La Chiesa, la grande guerra, la pace (1914–1922), Uomini e dottrine 51, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2009, 17+441 S., ISBN 978-88-6372-110-2, € 45. – Hinter der hier vorgelegten Gesamtdarstellung des Pontifikats Benedikts XV. (1854/1914–1922) stehen umfangreiche Forschungen im Vatikanischen Geheimarchiv, im Privatarchiv des Papstes/der Familie della Chiesa, aber auch die Monographien des Vf. zur Bologneser Bischofszeit Giacomo della Chiesa, zu den Beziehungen der venezianischen Bischöfe zur römischen Kurie während des I. Weltkriegs und schließlich die Edition des Diariums des Papstvertrauten und Verbindungsmannes zur italienischen Regierung Baron Carlo Monti (1851–1924). Der Hauptakzent der Studie liegt dabei klar auf der kurialen Politik während des Ersten Weltkriegs mit einem besonderen Akzent auf dem Verhältnis zur italienischen Politik. – Giacomo della Chiesa war vor allem geprägt von Kardinal Rampolla, dessen Sekretär und später dann Mitarbeiter im Staatssekretariat er war; er vertrat damit, was die Eigenständigkeit des Laienkatholizismus und die diplomatische Ausrichtung anging, einen anderen Kurs als Rampollas

Nachfolger Merry del Val; della Chiesa wurde 1908 Erzbischof von Bologna, wegen Modernismusverdacht aber erst 1914 Kardinal. Bei der Schilderung der Papstwahl vermisst man die Heranziehung der Benigni-/Sodalitium pianum-Akten; nach dem frühen Tod Domenico Ferratas wurde der Kanonist Pietro Gasparri zum Kardinalstaatssekretär ernannt; Benedikts Jugendfreund Baron Carlo Monti war als Direktor des Fonds für den Kultus wichtigster informeller Verbindungsmann zur italienischen Regierung. Der I. Weltkrieg lastete von Beginn auf dem Pontifikat. Die Haltung des Heiligen Stuhls determinierte Benedikt XV. mit großer Konsequenz aus seiner kanonistisch-ekkesiologischen Position. Nach dieser war der Papst als *padre commune* der Katholiken über den Parteien stehend und neutral. Dies war deshalb möglich, weil die Kirche als *societas perfecta* ein von den weltlichen Staaten klar geschiedene Wesensbestimmung hatte und deshalb auf einer anderen Ebene agierte. So war der Raum frei für andere Ziele, die mit großer Konsequenz verfolgt wurden: Der Heilige Stuhl sollte als völkerrechtliches Subjekt und als die entscheidende moralische Autorität etabliert und anerkannt werden; hierzu dienten ein systematisches karitatives Engagement während des Weltkriegs, aber ebenso diplomatische Vermittlungsversuche. All dies sollte der Welt auch klar vor Augen führen, dass eine unabhängige moralische Weltautorität und ein diplomatischer Vermittlungsakteur eines unabhängigen Territoriums bedürfe, die römische Frage also zu lösen sei. Aus diesem Grund widersetzte sich die päpstliche Diplomatie auch einem italienischen Kriegseintritt lange (und versuchte, Österreich-Ungarn zu Gebietsabtretungen zu bewegen); die vielschichtige Konfrontation mit dem italienischen Patriotismus, der der päpstlichen Neutralitätspolitik Vaterlandsverrat vorwarf, besonders nach der Niederlage von Caporetto und der folgenden Besatzung durch österreichische Truppen, gehört zu den eindrucklichsten und am besten belegten Teilen der Studie. Die päpstliche Friedenstheologie, die den I. Weltkrieg als unnützlich, unmenschlich und als Schande und Niedergang für Europa wertete (Materialismus, Begierden und Leidenschaften herrschten anstatt Vernunft und Moral, für die die Kirche eintrete), untergrabe, so der Vorwurf der Nationalisten, aber auch implizit von einigen nationalkatholischen Geistlichen wie Agostino Gemelli, Giovanni Semeria und Antonin-Gilbert Sertillanges, die Moral der Soldaten. Besonders der Gegensatz zu Außenminister Sidney Sonnino, der gegen die völkerrechtliche Aufwertung des Heiligen Stuhls und für laizistische Grundsätze stand, zieht sich hier wie ein roter Faden durch die päpstliche Politik; Scottà führt Sonninos Haltung vielleicht etwas vorschnell mehrmals (etwa S. 307) auf dessen anglikanische Konfession zurück, während an der Kurie das Etikett des Freimaurers vorherrschte. Zu den Erfolgen dieser Politik Benedikts XV. gehörte nicht nur, dass nach dem I. Weltkrieg die Zahl der diplomatischen Ver-

tretenungen beim Heiligen Stuhl sprunghaft anstieg, sondern auch der Besuch Wilsons im Vatikan am 4. Januar 1919; dazu der weit fortgeschrittene Versuch der Lösung der römischen Frage durch die Verhandlungen mit Ministerpräsident Vittorio Emanuele Orlando, die dann durch die massive Enttäuschung der Aspirationen des italienischen Irredentismus auf den Pariser Friedenskonferenzen freilich doch vereitelt wurde. Wilson scheint der Papst, enttäuscht über den eigenen diplomatischen Misserfolg, als den „eigentlichen Herrscher der Welt“ (S. 228) bezeichnet zu haben. Deutlich wird, dass Kardinalstaatssekretär und Papst besonders darüber konsterniert waren, dass Wilson die päpstliche Friedensnote vom 1. August 1917 ablehnte, um doch selbst vorher und dann später mit seinen 14 Punkten in den Augen der Kurie ganz ähnliche Ziele zu entfalten (besonders Freiheit der Meere, Völkerrecht, Selbstbestimmungsrecht der Völker, transnationaler Völkerbund) (Vgl. v.a. S. 253–259, 327). Ob dies – gerade was die Demokratisierungsforderungen – angeht aber richtig gesehen ist, ist zumindest fraglich. Lange hatte die päpstliche Diplomatie nicht geglaubt, dass der Krieg einen Sieger haben könne. – Die Studie oszilliert (wie die klassische Papstgeschichtsschreibung) notgedrungen etwas zwischen Biographie und Geschichte der vatikanischen Kirchenpolitik; so müsste man für letztere fragen, welche konkurrierenden Konzepte und Politikstränge an der Kurie noch verfolgt wurden, welche Opposition es gab und ob die Leitung der Weltkirche wirklich derart monozentrisch war, wie es das Kirchenrecht vorsieht. Meinungsverschiedenheit zu Gasparri klingen immerhin (etwa bei der Reaktion auf die italienische Besetzung des *Palazzo Venezia*, S. 157, und bei der Redaktion der Friedensnote, S. 211–215) mehrmals an; wie die Kardinäle aus der Ära Pius X. agierten, wie Nuntien und Subalterne, bleibt hingegen nur teilweise beleuchtet. Dennoch ist Scottà eine beeindruckend geschlossene und konsequente Sichtweise auf den Pontifikat Benedikts XV. gelungen, die von einer souveränen Kenntnis nicht nur der archivalischen Überlieferung, sondern auch bei der Interpretation und Heranziehung der im *Osservatore Romano* geäußerten Positionen zeugt. Zahlreiche, teilweise kaum bekannte Bilder sind der Monographie beigegeben. Aus der souveränen Darstellung wird eine beeindruckende Geschlossenheit der Politik des Papstes sichtbar, die aufgrund der *societas perfecta*-Lehre und einer strikten Scheidung von übernatürlicher Sendung der Kirche und weltlichen Aufgaben Konsequenzen für alle Bereiche des kirchlichen Lebens hatte, etwa auch auf die Neuausrichtung der katholischen Missionen durch forcierte Ablösung vom Kolonialismus und auf die Gründung der PPI in Italien. In dieses Bild fügt sich auch die Analyse der päpstlichen Lehrschreiben Scottàs schlüssig ein.

Klaus Unterburger

Michael Thöndl, Oswald Spengler in Italien. Kulturexport politischer Ideen der „Konservativen Revolution“, Leipzig 2010, 221 S., ISBN 978-3-86583-492-8, € 36. – In einer Reihe von Aufsätzen hat sich Michael Thöndl seit Jahren mit der Wirkungsgeschichte Oswald Spenglers beschäftigt. Der Schwerpunkt lag dabei schon immer auf Italien, das in der Spenglerforschung bisher kaum berücksichtigt worden war. Aus diesen schon sehr gehaltvollen Vorarbeiten hat er jetzt ein interessantes Buch gemacht, das die Rezeption Spenglers im faschistischen Italien systematisch untersucht. Es enthält einerseits zahlreiche neue Erkenntnisse über die gegenseitige Wahrnehmung von Spengler und Mussolini, andererseits liefert es den Nachweis, daß die Rezeption von Ideen Spenglers im faschistischen Italien erstaunlich breit war. Daß Thöndl sich bei seiner Analyse ausdrücklich traditioneller ideengeschichtlicher Methoden bedient und neuere diskurstheoretische, aber auch transferorientierte Methoden ignoriert, ist zwar ein gewisser Nachteil, es befähigt ihn jedoch zu genauer inhaltlicher Textanalyse. Welches sind die wichtigsten Ergebnisse des Buches? Am verblüffendsten ist wohl der Nachweis, daß Benedetto Croce von Anfang an negative Kritik Spenglers nach der überzeugenden Erkenntnis Thöndls im faschistischen Italien meinungsbildend gewesen ist. Croce unterzog Spenglers „Untergang des Abendlandes“ 1920 einer vernichtenden methodischen Kritik, indem er ihm vor allem ein mechanisches Denken in Analogieschlüssen vorwarf. Er wandte sich aber auch gegen die Zivilisationskritik und den Kulturpessimismus des Deutschen, die seinem liberalen Zukunftsoptimismus entgegenstanden. Damit trug er, wie Thöndl vermutet, dazu bei, daß Spenglers Bestseller in faschistischer Zeit nicht in das Italienische übersetzt wurde. Sofort übersetzt wurde dagegen Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung“ von 1934, in dem er Mussolini als „Lichtgestalt in der düsteren Zukunft des Abendlandes“ vorstellt und als „Prototyp eines neuen Cäsars“ feiert, sich von Hitler dagegen distanziert. Noch bemerkenswerter ist, daß die Übersetzung auf ausdrückliche Anregung Mussolinis erfolgte, der das Buch schon wenige Monate nach dem Erscheinen der deutschen Originalausgabe im „Popolo d'Italia“ rezensiert hatte. Es ist dies zweifellos der beste Beleg für eine eingehendere Beschäftigung Mussolinis mit Spengler. Ob man aber deshalb daraus folgern kann, daß Spengler für Mussolini „ein Autor“ war, „der ihn nachhaltig inspiriert hat“, ist jedoch fraglich. Thöndl ist hier doch ein Opfer seines rein ideengeschichtlichen Ansatzes geworden. Seine Vermutung, daß Mussolini die Schriften Spenglers immer gelesen habe, ist irreführend. Mussolini hat Spengler letzten Endes nur so oberflächlich zur Kenntnis genommen wie alle Autoren, die ihn angeblich beeinflußt haben. Als unruhiger Politiker der Tat hatte er keine Zeit, aber auch nicht den Wunsch, schwierige Bücher zu lesen, schon gar nicht in einer anderen Sprache. Er verließ sich lieber auf

Rezensionen, Inhaltsangaben oder Zitate in Zeitungen oder Zeitschriften, die er dann freilich virtuos in seinen journalistischen Texten verwendete. So täuschte er vor, im intellektuellen Diskurs politischer Theoretiker auf dem Laufenden zu sein. Interessanterweise ist Spengler nie von Mussolini zu einer Audienz eingeladen worden, worauf dieser während einer Italienreise, wie Thöndl zeigt, sehnsüchtig gehofft hatte. Ausdrücklich zu einem Besuch aufgefordert hat Mussolini dagegen den Spengleradepten Richard Korherr, der denn auch gleich zweimal nach Rom gekommen ist. Korherr's Aufsatz in den Süddeutschen Monatsheften vom März 1928 über „Geburtenrückgang“, in dem er Mussolini als einzigen Staatsmann pries, der den Untergang der „weißen Rasse“ mit seiner Bevölkerungspolitik verhindern könnte, beeindruckte den ‚Duce‘ so stark, daß er nicht nur seine sofortige Übersetzung ins Italienische veranlaßte, sondern zu dieser auch noch ein Vorwort schrieb. Es war dies in der Tat, wie Thöndl hervorhebt, „eine für den Faschismus bedeutsame Publikation“, weil darin die pronatalistische Bevölkerungspolitik des Faschismus eine nachträgliche ideologische Rechtfertigung erhielt. Das war Mussolini letzten Endes wichtiger als Spenglers geschichtsphilosophische Visionen. – Thöndls Buch ist auch deshalb wichtig, weil es eine Fülle von weiteren Hinweisen auf die italienische Auseinandersetzung mit Spengler enthält, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Die Lektüre des Buches lohnt deshalb nicht nur im Hinblick auf die Spenglerrezeption, sondern auf die intellektuelle Kultur des Faschismus insgesamt und deren Verbindungen zu deutschen Diskursen.

Wolfgang Schieder

Leo Solari, *I giovani socialisti nel crocevia degli anni '40*, introduzione e cura di Davide Conti, *Persona e Società*, Roma (Odradek) 2009, 144 S., ISBN 978-88-96487-06-8, € 15. – Über die Geschichte der italienischen sozialistischen Parteijugend in den 1940er Jahren wusste man bisher nicht allzu viel. Dabei ist die Phase des Umbruchs zwischen 1944 und 1947 entscheidend für die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung Italiens nach dem Zweiten Weltkrieg. Leo Solari (1919–2009), aktiver Antifaschist in den *Brigate Matteotti*, Anwalt, Schriftsteller, überzeugter Europäer, Laizist, Mitbegründer und zeitweise Nationalsekretär der *Federazione Giovanile Socialista* (FGS), Herausgeber der Zeitung *Rivoluzione Socialista* und ab den 1960er Jahren Mitglied des Zentralkomitees des *Partito Socialista Italiano* (PSI), erkannte diese Lücke und verfasste einen entsprechenden Aufsatz samt reichem Dokumentenhang, starb jedoch in der finalen Phase der Fertigstellung der Arbeit. Glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass das Manuskript samt Notizen und Materialien in die Hände des römischen Zeithistorikers Davide Conti gelangten, der 2006 selbst eine einschlägige Studie über *Le Brigate Matteotti a*

*Roma e nel Lazio* vorgelegt und nun das Werk *Solaris* eingeführt und herausgegeben hat. Wie Conti in seiner Einleitung (S. 5–35) bemerkt, steht die Geschichte der FGS in direktem Zusammenhang mit den Schlagworten Sozialismus und Internationalismus, *Resistenza*, verfassunggebende Versammlung, Republik und Kalter Krieg, Demokratie, politische und soziale Repräsentation sowie Beteiligung der Bürger. Zugleich berührt die Arbeit die Geschichte der *Iniziativa Socialista* – eines auf Autonomie gegenüber den Kommunisten und Ablehnung einer Regierungsbeteiligung bedachten Flügels des PSI –, den Antifaschismus, Europa, die sozialdemokratische Abspaltung 1947 (*scissione di Palazzo Barberini*) und die Eiszeit der Parteien in Italien seit dem Kalten Krieg. Dem nicht mit allen Details der italienischen Nachkriegsgeschichte und sämtlichen Parteiströmungen (*correnti*) des PSI vertrauten Leser gibt Conti seine Einleitung an die Hand, die zwar kenntnisreich geschrieben ist, aber keine Bemerkungen zum Forschungsstand, nur wenig Biographisches zu Leo Solari und keine Informationen zur Überlieferung des Manuskripts bietet. Es folgt der wunderbar lesbare, von Conti mit vielen nützlichen Anmerkungen versehene Aufsatz *Solaris Il movimento giovanile socialista nel crocevia degli anni '40* (S. 37–72), der anschaulich die Geschichte der sozialistischen Parteijugend in den 1940ern beschreibt. Wie Solari am Ende selbst darlegt, sind nur wenige Originaldokumente erhalten, die man überdies oft nur mit weiteren Informationen, Interpretationen und *oral history*-Quellen versteht. Umso wertvoller erscheint seine Studie, die den Bogen vom Antifaschismus und der *Resistenza* bis zum Wiedereintritt vieler ehemaliger FGS-Funktionäre in den PSI 1959 spannt. Es folgt ein reicher dreiteiliger Anhang von Dokumenten, der eindrucksvoll die Quellengrundlage der Geschichte der Jungsozialisten widerspiegelt: Der erste und umfangreichste Teil bietet Materialien zur Geschichte der FGS 1944–1947 (S. 74–118); der zweite Teil greift die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Gründung eines republikanischen Jugendrats (*Consiglio Repubblicano della Gioventù*) und die Ablehnung der Einheitsfront mit den Kommunisten auf (S. 119–131); der dritte Anhang dokumentiert schließlich die internationale – besonders die europäische – Dimension jungsozialistischen Wirkens (S. 133–142). In der Summe bietet die vorliegende knappe Studie inhaltlich gründlich recherchierte, erhellende und weitere Forschungen anregende Ergebnisse, vor allem indem sie den Blickwinkel für internationale Perspektiven öffnet, wichtige Begriffe wie denjenigen einer neuen Generation republikanischer und fortschrittlicher Politiker thematisiert und dergestalt Anknüpfungspunkte für die moderne Demokratieforschung bietet. Einige Mängel wie die fehlende Einordnung in den Forschungsstand, das offensichtlich ausgebliebene Lektorat seitens des Verlags (falsche Seitenzählung gegenüber dem Inhaltsverzeichnis, zahlreiche Tippfeh-

ler), die mitunter schlechte Druckqualität und teils schlampig redigierte Anmerkungen (fehlende Interpunktion und fehlende Angaben, S. 69) vermögen es, die Arbeit ein wenig zu trüben. Doch letztlich stellt sie einen wertvollen Beitrag zu einem weniger bekannten Aspekt der Geschichte des Sozialismus in Italien in dem „Kreuzungspunkt der 40er Jahre“ dar. Jens Späth

Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit, hg. von Gustav Pfeifer und Kurt Andermann, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs. Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 30, Innsbruck (Wagner) 2009, 500 S., Abb., ISBN 978-3-7030-0466-7, € 43. – Ausgangspunkt für die Initiatoren der Brixener Tagung von 2007, deren Referate zusammen mit weiterem Material den vorliegenden Band füllen, war die Beobachtung einer Diskrepanz: Während es über den berühmtesten Spross der Familie, den Dichter Oswald von Wolkenstein, eine breite Literatur gibt, fällt es schwer, veröffentlichte Informationen über die anderen Mitglieder und das Geschlecht insgesamt aufzufinden. So wurde der Versuch unternommen, Elemente für eine Gesamtschau zusammenzutragen. Das erweist sich als ein grenzüberschreitendes Unternehmen, denn die Wolkensteins haben es nach ihren Tiroler Anfängen zu weiter Präsenz in den deutschsprachigen Gebieten der Habsburger-Monarchie gebracht. Nach einer allgemeinen Einleitung von Peter Johaneck über den spätmittelalterlichen Adel in den österreichischen Ländern geht G. Pfeifer den Ursprüngen der Familie nach, sie stammt von den ritterbürtigen Herren von Villanders ab (*miles potens in comitatu*. Engelmar von Vilanders und der Tiroler Adel in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ein Kapitel aus der Vorgeschichte des Hauses Wolkenstein, S. 29–52). Dann darf der Dichter nicht fehlen, ihm widmet Sigrid Schmitt einen ansprechend illustrierten Lebensabriss. Auf Aufstieg und Hineinwachsen in den Hofdienst gibt Reinhard Seyboth einen instruktiven Ausblick (Adel und Hof zur Zeit Maximilians I. am Beispiel der Familie Wolkenstein, S. 75–100). Veit von Wolkenstein starb 1498 zu Freiburg im Breisgau, über seinen Nachlass wurde ein Inventar angefertigt, darüber berichtet Clemens Joos. Das Geschlecht war seit dem 15. Jh. in die Linien Wolkenstein-Trostburg und Wolkenstein-Rodenegg geteilt, die bis heute bestehen. Für die erste, deren Angehörige 1628 in den Grafenstand erhoben wurden, skizziert Siglinde Clementi die innerfamiliären Beziehungen und die weitgespannten Heiratsstrategien im 16.–17. Jh.; Deszendenztafeln machen die Zusammenhänge anschaulich. Über Wolkensteins im Dienste der Kirche – vom einfachen Benediktiner, Kapuziner oder Jesuiten über Ritter des Deutschen Ordens bis zu den vielen Domherren – hat Klaus Brandstätter erstaunlich reiches Material für das 16.–18. Jh. zusammengetragen. Ein zentrales Thema für die Geschichte einer Familie



ist das eigene Bewusstsein von Identität, Leo Andergassen vermag seine Hinweise darauf mit instruktiven Abbildungen zu illustrieren: Das Selbstverständnis der Wolkensteiner im Spiegel ihrer Grabmäler, Heraldica und Stiftungen (15. bis 17. Jahrhundert) (S. 195–239). Einen Aspekt aus der Südtiroler Wirtschaftsgeschichte – überraschend wegen der für Adelige ungewöhnlichen Betätigung – behandelt Rudolf Tasser, Die Wolkenstein-Rodenegg als Bergbauunternehmer im Ahrntal (1562 bis 1650) (S. 241–257). Ein Zweig der Freiherren und späteren Grafen von Wolkenstein hatte seine feste Residenz durch sechs Generationen hindurch in Trient, davon kündet der Fonds Wolkenstein-Toblino im Südtiroler Landesarchiv zu Bozen; aus diesen Informationen schöpft Marcello Bonazza, I Wolkenstein di Trento (1578–1826). Clonazione e innesto di un sistema familiare aristocratico (S. 259–293). Mit der Beteiligung von Mitgliedern der Familie an den geistigen Bestrebungen zwischen 16. und 17. Jh. beschäftigen sich Stefan Benz (Marx Sittich von Wolkensteins „Landesbeschreibung“ von Südtirol, S. 295–321) und Ursula Stampfer (Adlige Lesekultur in Tirol um 1600 am Beispiel der Wolkenstein-Rodenegg, S. 323–344). Auf hervorgehobene Teilnahme am öffentlichen Leben – bemerkenswert wegen des gleichen seltenen Vornamens in verschiedenen Stämmen – verweist Astrid von Schlachta, Das Amt des Landeshauptmanns. Verwaltung und Politik in Tirol im 18. Jahrhundert am Beispiel Paris Dominikus von Wolkenstein-Trostburgs und Paris von Wolkenstein-Rodeneggs (S. 345–359). Zusätzlich zu den Referaten, die mit allgemeinen Bemerkungen über den Tiroler Adel von Hans Heiss und einer Zusammenfassung von Gerhard Fouquet ausklingen, finden sich Mitteilungen über die beträchtlichen Archivalienbestände verschiedener Zweige der Familie im Germanischen Nationalmuseum (Irmtraud Freifrau von Andrian-Werburg), im Südtiroler Landesarchiv (Christine Roilo) und im Generallandesarchiv Karlsruhe (Kurt Andermann). Das umfangreiche Orts- und Personenregister kann hilfreiche Dienste leisten, wenn die Erwartung der Hg. in Erfüllung gehen soll, es möge mit dem Band über die Wolkensteins gelingen, „gleichsam eine Schneise in den Wald auch unserer Unkenntnis zu schlagen“ (S. 9). Dieter Girgensohn

Documentazione papale in archivi trentini tra XII e XIII secolo, a cura di Luciana Eccher, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Fonti 9, Bologna (Il Mulino) 2010, 212 S., ISBN 978-88-15-13930-6, € 17,50. – Für die Vorbereitung einer modernen Geschichte Trients, die ein dringendes historiographisches Desiderat ist, hat man erfreulicherweise die systematische Sichtung der archivalischen Überlieferung in Angriff genommen. Die enge Verquickung von Kirche und Welt der Laien in einem Fürstbistum legt es nahe, dass dabei den geistlichen Institutionen besonderes Augenmerk gewidmet wird.

Eine Großtat war kürzlich die Edition des Codex Wangianus in derselben Reihe, als deren Auftakt Emanuele Curzel 2004 schon die im Vatikanischen Archiv aufzufindenden Urkunden und Aktenstücke mit Trienter Bezug für den Zeitraum 1206–1341 veröffentlicht hatte (s. QFIAB 88 [2008] S. 785–787, 85 [2005] S. 750–753). Der jetzt erschienene Band versteht sich als direkte Ergänzung zu jener Sammlung. Begrüßenswert ist die Beachtung des Provenienzprinzips, das heißt: Aufgesucht worden sind alle päpstlichen Schreiben, die einmal zu den Archiven von Empfängern in der Diözese Trient gehört haben, unabhängig von ihrem heutigen Aufbewahrungsort. Insgesamt sind 74 Stücke aus den Jahren 1177 bis 1296 zusammen gekommen, weitaus die meisten werden in sorgfältig bearbeiteter Textedition vorgelegt, während bei einigen, die erst vor kurzem zum Gegenstand moderner Abdrucke gemacht worden waren, sich die Hg. auf Regesten beschränkt. Unter den ersten fünf Nummern (vor 1198) finden sich zwei Ergänzungen für das Göttinger Papsturkunden-Unternehmen, Bestätigungen Lucius' III. und Urbans III., sie liegen als Originale im Trienter Kapitelarchiv. Aus dem 13. Jh. haben sich nicht weniger als 38 weitere neben der kopialen Überlieferung auffinden lassen. Schon diese Tatsache unterstreicht die Bedeutung des Materials. Bemerkenswert ist das Überwiegen von Nonnen als Empfängerinnen oder Begünstigte päpstlicher Verfügungen, besonders auffallend ist die im Original erhaltene Bestätigung der Regel des Ordens vom hl. Damian 1238 durch Gregor IX., gewiss gerichtet an die Trienter *pauperes recluse*, wie die Danen in anderen Urkunden der Zeit genannt werden, oder die Befreiung der Klarissen von Zehnt- und Zinsabgaben durch Bonifaz VIII. im Jahre 1296 (Nr. 20, 74). Diese Stücke stammen aus dem Kloster S. Michele in Trient, dessen Bestände, heute auf mehrere Archive verteilt, sich überraschend gut erhalten haben – weit besser als etwa die Überlieferung der Bischöfe oder des Domkapitels (s. die Listen auf S. 168–175). In der ausgiebigen Einleitung kommentiert die Hg. ihre Sammlung, hervorzuheben sind die detaillierten Angaben über die Empfängerinstitutionen. Mehrere Indices erschließen den Inhalt des Bandes, besonders genannt sei das ausführliche Sachregister neben dem Personen- und Ortsverzeichnis. Man wünscht sich die Fortsetzung dieser schönen Arbeit in das 14. Jh. hinein. Dieter Girgensohn

I manoscritti medievali di Trento e provincia, a cura di Adriana Paolini con la collaborazione di Marina Bernasconi, Leonardo Granata, Biblioteche e archivi 20, Trento, Tavernuzze-Impruneta (Firenze) (Provincia autonoma di Trento, SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, XXXIII, 198 S., 161 Taf., ISBN 978-88-8450-311-4, € 140; I manoscritti medievali delle province di Belluno e Rovigo, a cura di Nicoletta Giovè Marchioli, Leonardo Granata, Biblioteche e archivi 21 = Manoscritti medievali del Veneto 4, Venezia, Taver-

nuzze (Regione del Veneto, SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, IX, 131 S., 121 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-388-6, € 145. – Zwei neue Bände der bewährten Reihe mit den Beschreibungen mittelalterlicher Handschriften sind zu begrüßen, zuletzt angezeigt werden konnte das 2007 erschienene Verzeichnis der Bestände in der Provinz Vicenza (s. QFIAB 88 [2008] S. 641–643). Für Trient war die Kommunalbibliothek mit ihrem reichen Handschriftenschatz bereits 2006 behandelt worden (s. ebd. 87 [2007] S. 515f.), nun folgen die kleineren: in der Provinzhauptstadt die Bibliotheken des Domkapitels im Diözesanarchiv (mit 87 Nummern), des Castello del Buonconsiglio (17), des Konvents S. Bernardino (17), des Diözesanmuseums (11) und des Theologischen Seminars (8), dazu gesellen sich die Kommunalbibliotheken in Ala (1), Arco (1), Riva del Garda (1), Rovereto (13) sowie das Diözesanarchiv in Lizzana (1), endlich eine weitere Handschrift im Trienter Diözesanarchiv, das sind zusammen 158. Hier wie für alle Bände der Reihe gilt, dass in der Einleitung die Aufbewahrungsorte präzise charakterisiert werden. Die wahren Zimelien Trients befinden sich jetzt im Castello del Buonconsiglio: ein Evangeliar aus dem 5.–6. Jh., zwei Sakramentare aus dem 9. und dem 11. (Nr. 97, 98, 95). In der Kapitelbibliothek liegt der Schwerpunkt des mittelalterlichen Bestandes erwartungsgemäß bei liturgischen, hagiographischen, pastoralen und theologischen Inhalten. Überraschenderweise fehlen aber wesentliche juristische Werke, obwohl ein Grundstock von nicht weniger als einem Viertel sich als ursprünglicher Besitz des Dekans Johannes von Sulzbach (†1464) erkennen lässt, eines Doktors im Kirchenrecht: 23 Bände stammen von ihm, viele davon aus heterogenen Einzelteilen zusammengesetzt. Von den Büchern des Bischofs Johannes Hinderbach (1466–86), des Initiators einer erneuerten Bibliothek des Bistums, liegen dort nur zwei, und – einmal abgesehen vom Bestand in der Kommunalbibliothek – weitere acht sind nach Trient in das Kastell, die alte Residenz, zurückgekehrt, noch eine findet sich im Konvent S. Bernardino. Solche Information vermittelt das Register der Personen und Orte, ansonsten aber fällt auf, wie unvollständig es gearbeitet ist, denn man hat die in den Titeln vorkommenden Namen einfach übergangen, etwa die Adressaten von Ansprachen. – In der Provinz Belluno bergen zwei Bibliotheken der Hauptstadt mittelalterliche Handschriften, die Civica (2) und die Lolliniana (56), in Feltre ebenfalls die Civica (3) und die des Seminario vescovile (1); in Rovigo ist es die Accademia dei Concordi (44), dazu kommt die Comunale in Adria (5). Die beiliegende CD-ROM enthält mehr Abbildungen einzelner Seiten als der Tafelteil am Ende des Bandes. – So bieten die beiden jüngst erschienenen Bände Auskunft über insgesamt 269 Codices. Die bisher über sie veröffentlichten Informationen, wovon die sorgfältigen bibliographischen Angaben zeugen, werden nun dank der systematischen Bearbeitung bedeutend vermehrt. Früher Gesagtes über Vor-

züge und Bedenkliches in dieser Art der Handschriftenerfassung braucht nicht wiederholt zu werden, doch sei daran erinnert, dass lediglich die kodikologischen Befunde mit großer Akribie geboten, die Inhalte aber äußerst karg behandelt werden: So wird nicht kenntlich gemacht, was bei Verfasseramen und Werkstiteln die Vorlage bringt, was dagegen Zutat oder Zusammenfassung des Bearbeiters ist; Initien sind häufig nicht angegeben, selbst bei nicht identifizierten Stücken; auf die Nennung von Druckorten der Werke wird verzichtet. Dennoch gilt, dass jeder neue Handschriftenkatalog willkommen ist, solange für wesentliche Bestände moderne Beschreibungen gänzlich fehlen.

Dieter Girgensohn

Ermanno Orlando (a cura di), *Strade, traffici, viabilità in area veneta: Viaggio negli statuti comunali, Quaderni del Corpus statutario delle Venezie* 5, Roma (Viella) 2010, 186 S., ISBN 978-88-8334-496-1, € 26. – Aus gedruckten Statuten des 12.–16. Jh. von 28 Kommunen des Veneto legt der Hg. deren Verfügungen über Straßen, Brücken, Flüsse, schiffbare Kanäle, Zölle und zur Wahrung des Straßenfriedens in Regestenform vor („Schede“ S. 78–168) und entwirft, darauf gestützt (S. 11–76), ein detailliertes Bild der verschiedenen Aspekte der kommunalen „politica stradale“, die sich als die Summe von Einzelmaßnahmen darstellt. Die wichtigste Eigenart des Verkehrsnetzes der an Gewässern reichen Region war, wie der Hg. feststellt, die streckenweise Kombination von Landwegen und Wasserstraßen, wobei an den letzteren Landplätze für das Umladen der Waren von Wagen auf Barken oder umgekehrt zu beobachten seien. Venedig habe in dieses System nur von Ferne eingegriffen. – Beschlossen wird der schlanke Band von einem Sachindex (S. 175–184), der direkt zu den Quellenstellen führt.

Thomas Szabó

Giovanni Pellizzari, *Variae humanitatis silva. Pagine sparse di storia veneta e filologia quattrocentesca*, Vicenza (Accademia Olimpica) 2009, 671 S., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-7871-102-0, € 30. – Der Autor hat eine Reihe früher veröffentlichter Aufsätze in revidierter Fassung mit weiteren Arbeiten zu einem Sammelband vereint; da auch die gedruckten Texte meist an schwer zugänglicher Stelle erschienen waren, gibt es Anlass, das neue Buch zu begrüßen. Das 600-jährige Jubiläum der Angliederung Vicenzas an die Republik Venedig (1404) wurde mit einer Publikation des dortigen Konservatoriums A. Pedrollo gefeiert (*Musica, cronaca e storia a Vicenza nell'età della dedizione alla Serenissima*, a cura di Paolo Troncon, Vicenza 2003; in deutschen öffentlichen Bibliotheken nicht nachgewiesen), daraus werden jetzt drei Beiträge vorgelegt, zwei mit Informationen aus der detaillierten Chronik von Antonio Morosini (nach der Abschrift des 19. Jh. in der Biblioteca Marciana, aber inzwischen

gibt es die komplette Edition von Andrea Nanetti) und ein weiterer mit solchen aus den Akten der Strafverfahren im Staatsarchiv Venedig (Raspe). Die Analyse eines anspruchsvoll stilisierten Textes, *Il proemio di Guarino Veronese agli Statuti di Vicenza (1425)* (S. 63–83, mit Abdruck des Textes), war 2006 als Nozze-Schrift erschienen. Die biographische Skizze über einen Sohn des bekannten Humanisten Antonio Loschi (zuerst 2002–03) ist für die Neuausgabe verändert worden: *Per Francesco Loschi vicentino (†1461)* (S. 87–136). Pädagogische Ambitionen in der humanistischen Bewegung sind Gegenstand der Untersuchung „Adverte auditor ut dixi!“, *esperienze di scuola dalle ‚Recollectae‘ di Ognibene Leonicensino* (S. 139–188). Pietro Miani aus dem venezianischen Adel, der seinen Familiennamen antikisierend zu *Emilianus* verwandelte, hatte eine Familie gegründet und Kinder gezeugt, bevor er eine Karriere an der päpstlichen Kurie begann und schließlich Bischof von Vicenza wurde; von seiner Teilnahme am geistigen Leben der Zeit handelt der Aufsatz *Intorno al vescovo di Vicenza Pietro Emiliani (†1433)* (S. 191–257). Weitere Beiträge sind dem Autor Pietro del Monte und dessen literarischen Vorlagen gewidmet. Es folgen eine vergleichende Studie der verschiedenen Fassungen von Poggio Bracciolinis *De avaritia* (mit Textabdruck und Übersetzung) sowie die Edition von del Montes Schrift *De virtutum et vitiorum inter se differentia*, gerichtet an Humphrey Duke of Gloucester. Den Schluss bildet eine Untersuchung der in und um Vicenza tätigen Notare auf der Grundlage eines *quaternus* mit Aufzeichnungen über deren Prüfung in den Jahren 1429–48: *Notai di città e notai di campagna, conti, esami, carte, clientele (un'indagine preliminare)* (S. 557–625, mit tabellarischen Ergebnissen auf der beiliegenden CD-ROM). Ein Personenregister erschließt das in diesem Band zusammengetragene Material, dessen Inhalte in der Tat interessante Aspekte ebenso für den Historiker des späteren Mittelalters bieten wie für den Philologen. Dieter Girgensohn

*Le carte monselicensi del monastero di S. Zaccaria di Venezia (1183–1256)*, a cura di Gionata Tassinari, *Fonti per la storia della Terraferma Veneta* 25, Roma (Viella) 2009, LXXVII, 949 S., 7 Taf., ISBN 978-88-8334-374-2, € 80. – Von der Vergangenheit des vornehmen Venezianer Nonnenklosters San Zaccaria, zentral gelegen in der Nähe von Dogenpalast und Markus-Kirche, zeugt einer der größten Urkundenfonds im dortigen Staatsarchiv; daneben finden sich einzelne Originale im Staatsarchiv Padua. Die Menge des Erhaltenen mag der Grund sein, dass bisher darauf verzichtet wurde, die kritische Edition des Bestandes in der bewährten Publikationsreihe der *Fonti per la storia di Venezia* in Angriff zu nehmen. Nun wird ein Teil zum Gegenstand einer modernen Edition: 507 Stücke aus dem Gesamtbestand mit Bezug auf Monselice. Allerdings haben die Eckdaten des ausgewählten Zeitraums von 73 Jahren mit der Ge-

schichte der Institution nichts zu tun. Für den Schlusstermin 1256 ist das Ende der Herrschaft des „Tyrannen“ Ezzelino III. da Romano in Padua genommen worden; zum Territorium dieser Stadt gehörte Monselice schon im frühen Mittelalter. Den Anfangszeitpunkt bildet gar ein bestimmtes Tagesdatum, der 25. Juni 1183, an dem der Frieden von Konstanz zwischen Friedrich Barbarossa und der Lega Lombarda geschlossen wurde, bis dahin hatte Andrea Gloria die beiden 1877–79 erschienenen Bände seines *Codice diplomatico padovano* geführt, und in ihnen sind schon fast alle einschlägigen Urkunden erfasst: Bis 1183 April 15 (Tasini lässt seine Sammlung 1183 Oktober 30 einsetzen) stehen dort 194 der insgesamt 208 auffindbaren Stücke, 7 weitere hatte Paolo Sambin 1955 als Ergänzungen ediert, auf 3 Pergamenten ist die Schrift unleserlich, die noch fehlenden 4 werden hier im Anhang nachgetragen. Für fast alle der jetzt veröffentlichten Urkunden und sonstigen Aufzeichnungen steht das Original zur Verfügung, bei wenigen muss man sich mit neuzeitlichen Abschriften begnügen. Verzeichnisse auf S. L-LXX machen diese Überlieferung übersichtlich. Die Beschränkung auf einen Besitzkomplex der Abtei zusammen mit der Wahl des Zeitraums bedeutet den Verzicht auf einen *Codice diplomatico* in der Art, wie das Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia sie seit Jahrzehnten herausgibt: jeweils den gesamten erhaltenen Bestand einer der dortigen Institutionen (oder einer Familie) in mustergültiger Edition, meist mit dem Jahr 1199 endend. Hinzu kommt, dass Gloria als Editor für seine schnelle Arbeitsweise bekannt ist; so steht zu vermuten, eine moderne Bearbeitung der von ihm herausgegebenen Urkunden könnte deutliche Verbesserungen erbringen. Außerdem führt die Erwägung methodischer Grundsätze zu einer kritischen Anmerkung: Die Zweckmäßigkeit der hier praktizierten Vermischung des Pertinenz- und des Provenienzprinzips bleibt zweifelhaft. Für die Urkundeneditionen war das erste, die Erfassung des gesamten Materials für eine Stadt oder eine Region, im 19. Jh. vorherrschend, doch noch aus jüngster Zeit stammt ein Beispiel, der neue Band des *Tiroler Urkundenbuches* (s. QFIAB 90 [2010] S. 647–649). Im 20. Jh. hat man aus Gründen leichter Handhabbarkeit das zweite Prinzip bevorzugt, etwa in den Publikationen des Venezianer Comitato. Beide zeigen den Weg zum fernen Ideal, der vollständigen, übersichtlich geordneten Erfassung des überlieferten Urkundenmaterials. Mit auswählender Beschränkung läuft man hingegen Gefahr, das Ziel der Vollständigkeit aus dem Auge zu verlieren. Für den speziellen Gegenstand ist dennoch schon die große Menge der jetzt in verlässlicher Textfassung vorgelegten Urkunden ein Gewinn. Sie geben detailliert Auskunft über die Art und Weise, wie der Konvent von San Zaccaria sein ausgedehntes Grundeigentum in und um Monselice verwalten ließ; unter den im Anhang veröffentlichten Stücken sind je ein Verzeichnis der Besitzungen und

der Zinspflichtigen hervorzuheben, beide um 1200 entstanden. Vermerkt zu werden verdient die hohe Sorgfalt, die der Hg. auf die Register verwandt hat: Neben dem allgemeinen der Personen- und Ortsnamen bietet er spezielle der Lokalitäten in Monselice und in Padua, der schreibenden Notare, endlich der Betreffende im direkten Zusammenhang mit San Zaccaria, von den Äbtissinnen und Nonnen über die dem Kloster verbundenen Kleriker und sonstigen Beauftragten bis zu einzelnen Gebäuden.

Dieter Girgensohn

Le mariegole delle arti dei tessitori di seta: i veluderi (1347–1474) e i samitari (1370–1475), a cura di Simone Rauch con saggi di Luca Molà, Francesco Zampieri, *Fonti per la storia di Venezia* (54) = sez. V: *Fondi vari* (7), Venezia (Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2009, CXLV, 256 S. m. 16 Farbtaf., ISBN 978-88-88055-08-4, € 30. – Zwei Statuten von Venezianer Zünften, die Seidenstoffe produzierten, werden in sorgfältiger Edition vorgelegt. Sie gehören zum reichen Bestand einschlägiger Handschriften in der Biblioteca del Museo Correr, über den nun ein Katalog ausführlich Auskunft gibt, sie gesellen sich zur ältesten Satzung der Tuchmacher, die 2002 in derselben Reihe erschienen war (s. QFIAB 88 [2008] S. 640f., 84 [2004] S. 699f.). Die Seidenweber verteilten sich im 14. Jh. auf zwei Zünfte: Diejenige der *maistri di veluderi*, die auf die Herstellung von Samt spezialisiert waren, erhielt 1347 vom Senat die Erlaubnis, sich in einer *scuola* zu organisieren gleich den anderen Gilden, wie als Auftakt zum Regelwerk festgehalten worden ist; die *Arte maor della samittaria da tirar* ließ 1370 ihre Gewohnheiten nach Art der übrigen Zünfte schriftlich festhalten, denn, so wurde gleich zu Anfang vermerkt, bislang habe eine solche Aufzeichnung gefehlt. Der Kern beider Satzungen wurde – wie in Venedig bei Texten dieses Typs allgemein üblich – durch neue Beschlüsse angereichert. Das geschah im Falle der Samtproduzenten durch Zusätze im originalen Codex des 14. Jh., während das andere Statutenbuch eine Kopie von 1458 ist. In beiden Handschriften ist der Textanfang reich verziert, in der jüngeren folgt eine ganzseitige Miniatur. Mitgliederlisten sind nicht eingefügt worden: ein neuer Hinweis darauf, wie strikt man sich davor hüten muss, *mariegola* als *matricula* misszuverstehen. Allerdings werden zahlreiche Namen genannt, besonders von gewählten Amtsträgern; sie sind im Anhang zu verschiedenen Listen vereint. Dort finden sich auch Angaben über die Mitgliederzahlen, die aus den Abstimmungsergebnissen hervorgehen: Für die Samthersteller lag das Maximum bei 183 (1429), die *samitari* kamen auf 88 (1460). Zwei so eng benachbarte Berufszweige fanden erst nach langer Zeit der Konkurrenz zueinander, 1488 gelang die Vereinigung, damals votierten insgesamt 266 Mitglieder aus beiden Körperschaften für den Zusammenschluss. Der Hg. ergänzt die Statuten-

texte durch den Abdruck von 12 Aktenstücken mit zusätzlichen Informationen über diese Zünfte (1350–1474). Das Register ist wichtig vor allem wegen der in ihm gesammeltenen Fachbegriffe rund um die Seidenproduktion. Die beiden ersten der einleitenden Beiträge werden auf Italienisch und auf Englisch abgedruckt. Zampieri unterstreicht die Bedeutung der Seide für Venedigs Wirtschaft, Molà bietet eine umsichtige Skizze von Seidenproduktion und -handel in Italien zur Zeit der Renaissance. Rauch liefert in seiner Einführung die nötigen Angaben über die Handschriften und eine Darstellung der Seidenverarbeitung in Venedig. In Zeiten karg gewordener öffentlicher Förderung der Geisteswissenschaften verdient der finanzielle Beitrag des Venezianer Stofffabrikanten Rubelli besondere Erwähnung. So ließ sich ein äußerst informatives Material über eins der angesehensten Handwerke Venedigs veröffentlichen.

Dieter Girgensohn

Reinhold C. Mueller, *Immigrazione e cittadinanza nella Venezia medievale, Deputazione di storia patria per le Venezie, Studi 1, Roma (Viella) 2010, 211 S. m. 2 Graf., ISBN 978-88-8334-462-6, € 26.* – Venedig war im späteren Mittelalter eine höchst attraktive Stadt, besonders für Kaufleute und Handwerker, deshalb konnten die Regierenden der Republik es sich leisten, mit der Verleihung des Bürgerrechts an Zugezogene zu geizen. Durch viele Jahrzehnte hindurch war dafür die Voraussetzung, dass jemand beständiges Wohnen mit der *familia* während 15 Jahren und die Beteiligung an den *onera et factiones*, den öffentlichen Lasten, besonders finanzieller Art, nachwies; das führte jedoch nur zum Status des *Venetus de intus*, während 25 Jahre die Bedingung für die bessere Qualität *de extra* waren, um – etwa für den Fernhandel – auch in anderen Städten die dort geltenden Vorrechte der Venezianer genießen zu können. Aber es begegnet auch Phasen einer gezielten Immigrationsförderung, so nach der Pest im Jahre 1348 mit den empfindlichen Bevölkerungsverlusten: Damals stellte man die sofortige Gewährung des einfacheren Grades allen in Aussicht, die in den folgenden zwei Jahren mit ihrer Familie zuziehen würden; dieser Zeitraum wurde später verlängert. Neben dem so geregelten Verfahren mit der Bürgerrechtsverleihung *de iure* konnten die zuständigen Beschlussgremien *de gratia* auf die exakte Erfüllung der Voraussetzungen verzichten. Darüber hinaus gab es die Aufnahme in den Großen Rat ehrenhalber, etwa für befreundete Fürsten oder auswärtige Heerführer, die der Eingliederung in den Venezianer Adel gleichkam. Die Edition der Gesetze und sonstigen Regelungen in dieser Materie bildet den Kern des Buches, die Texte werden in sauberer Fassung vorgelegt und mit reichem Kommentar in die historische Wirklichkeit eingebettet. Das erste erhaltene Gesetz mit expliziten Vorschriften ist von 1305, doch wurde schon 1258 die Verlesung eines einschlä-



gigen früheren Beschlusses, eines *consilium*, im Großen Rat protokolliert, und der zufällig überlieferte Treueid eines Neubürgers aus dem Jahre 1188 lässt erahnen, dass es schon damals ein geordnetes Verfahren für die Einbürgerung gab. Aus dem 14. und der ersten Hälfte des 15. Jh. stammen vielfache Novellierungen. Die Sammlung wird abgerundet durch Beschlüsse, welche die Zuerkennung oder Verleihung des Bürgerrechts in den abhängigen Territorien regelten, von den Niederlassungen am Schwarzen Meer, den Kolonien Euböa und Kreta (1339, 1353) über Verona und Padua (1405–06) bis zu einer allgemeinen Bestimmung für die Besitzungen auf dem italienischen Festland (1448) mit Präzisierungen für Crema und Cremona (1450, 1500). Ergänzend folgen acht Gesetze für Venedig aus der Zeit 1525–58, deren Text Anna Bellavitis beige-steuert hat. In der allgemeinen Einleitung und in den Einführungen zu den einzelnen Bestimmungen schöpft der Vf. aus seiner genauen Kenntnis der Praxis der Bürgerrechtsverleihung. Unter seiner Leitung sind aus verschiedenen Archivserien die 3628 überlieferten Registrierungen bis 1500 zu einer Datenbank namens CIVES zusammengefügt worden: <http://www.civesveneciarum.net>. Sein neues Buch beschreibt detailliert und mit allen wünschbaren Belegen den rechtlichen Rahmen, in den das immense Material gehört.

Dieter Girgensohn

„Interstizi“. Culture ebraico-cristiane a Venezia e nei suoi domini dal Medioevo all’Età moderna, a cura di Uwe Israel, Robert Jütte, Reinhold C. Mueller, Centro tedesco di studi veneziani, Ricerche 5, Roma (Edizioni di storia e letteratura) 2010, 600 S., Abb., ISBN 978-88-6372-154-6, € 74. – Das in zwei Sprachen gefasste Vorwort weist auf den Ursprung der hier versammelten Beiträge in einem Colloquium von 2007 hin. Die Organisatoren beabsichtigten, stärker als auf die Abschließung im Ghetto die Aufmerksamkeit auf die Verbindungen zwischen dem jüdischen Teil der Bevölkerung und der christlichen Umgebung zu lenken. Vor die Aufsätze stellen die Hg. den Text eines wichtigen Zeugnisses: Edizione commentata della lettera di Bessarione al doge, 1463, sullo *status* degli ebrei (S. 17–27); der Kardinallegat bestätigt, dass mit Juden geschlossene Verträge Gültigkeit haben, wenn mit Einwilligung der Staatsautorität zustande gekommen. Zur Einführung dienen die Referate von Kenneth Stow, *Jews and Christians – two different cultures?* und von Alfred Haverkamp, *Ebrei in Italia e in Germania nel tardo Medioevo. Spunti per un confronto* (S. 31–46, 47–100). Den Beziehungen von Juden und Christen in Wirtschaft und Gesellschaft widmen sich die Beiträge in zwei Abschnitten, geteilt nach den Festlandterritorien und den überseeischen Kolonien, Stato da Terra und Stato da Mar. Die Hauptstadt und ihre unmittelbare Umgebung behandelt R. C. Mueller: *Jüdische Bankiers oder Pfandleiher pflügen in*

Zeiten, da ihnen der Aufenthalt in Venedig verboten war, ihren Geschäfte in Mestre nachzugehen (Banchi ebraici tra Mestre e Venezia nel tardo Medioevo, S. 103–132). Danach richtet sich der Blick auf das Friaul, Miriam Davi de betrachtet einen speziellen Aspekt, der lange vernachlässigt worden ist: La presenza femminile nell'economia delle terre del confine orientale d'Italia nel tardo Medioevo: donne cristiane ed ebreo a confronto (S. 133–153). Es folgen Beiträge zu wichtigen Städten der Terraferma. Angela Möschter hatte sich auf diesem Gebiet bereits durch ihre Dissertation ausgewiesen: Juden im venezianischen Treviso (1389–1509), Hannover 2008; hier beschäftigt sie sich vorwiegend mit dem Verhältnis zwischen den Verträgen mit Juden (*condotte*) und der beobachtbaren Praxis (Norme giuridiche e vita quotidiana: costruzioni di „interstizi“ tra ebrei e cristiani nel tardo Medioevo a Treviso, S. 155–189, mit zwei Texten von 1408 und 1446). Aus reichem Archivmaterial schöpfen Rachele Scuro, Al di là del credito. Interrelazioni socio-economiche fra ebrei e cristiani a Vicenza e Bassano nel XV secolo, und Gian Maria Varanini, Dalla „presenza“ alla comunità. Gli ebrei di Verona nel Cinquecento nelle fonti documentarie locali (S. 191–207, 209–240). Wie die Juden in den Außengebieten des Staates Venedig behandelt wurden, zeigen an Beispielen David Jacoby, Jews and Christians in Venetian Crete: segregation, interaction, and conflict; Benjamin Arbel, Jews and Christians in sixteenth-century Crete: between segregation and integration; Photis Baroutsos, Privileges, legality and prejudice: the Jews of Corfu on the way to isolation (S. 243–279, 281–294, 295–330). Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkte finden ihre Ergänzung in den beiden letzten Abschnitten, die von Religion sowie Kultur und Wissenschaft handeln. Einem selten beachteten Thema widmet sich Elliott Horowitz mit breitem Blickwinkel: Between submission and intimacy: hand and foot kissing among Jews and Christians in early modern Europe (S. 333–355). Karl E. Grözingler skizziert das Denken des Venezianer Rabbiners Leone da Modena (1571–1648), dem das Aufspüren der Wurzeln des Judentums vordringliches Anliegen war (Leone Modena di Venezia zwischen rabbinischer Tradition, Philosophie, Kabbala und Christentum, S. 357–369). Die Einbettung einer von Kaufleuten geprägten Gruppe eingewanderter Sephardim, bestehend aus Juden und Konvertiten, in die neue Umgebung untersucht Federica Ruspio, La nazione portoghese a Venezia (fine XVI–XVII secc.) (S. 371–404). Im Schlussabschnitt lenkt zunächst Renata Segre den Blick zurück in das Mittelalter (Medici ebrei e neofiti a Venezia tra Due e Trecento, S. 407–423). Dann folgen neuzeitliche Themen: Giacomo Corazzol beschäftigt sich mit historiographischen Aspekten im 16. Jh. (Le guerre di Venezia contro i turchi nel *Seder Eliyyahu Zuṭa* di Elia Capsali, S. 425–476, mit dem Text in italienischer Übersetzung); Ariel Toaff mit populärem

pädagogischem Schrifttum (Tra Padova e Venezia. I „Precetti“ di Jacob Alpròn e la letteratura per le donne ebreë in yiddish e in volgare nel Cinque-Seicento, S. 477–495); Rafael Arnold mit der Vielfalt der alltäglichen Gebrauchssprachen im Ghetto (Plurilinguismo, paronomasia e interstizi – l'uso linguistico degli ebrei a Venezia nel Seicento, S. 497–516); schließlich Robert Jütte mit einer Aufsehen erregenden Geburt siamesischer Zwillinge (Im Wunder vereint: eine spektakuläre Missgeburt im Ghetto 1575, S. 517–539). Zusammenfassungen auf Englisch runden den Band ab. Ein Register der Personen- und Ortsnamen hilft bei der Erschließung dieser reichen Informationen über „Zwischenräume“.

Dieter Girgensohn

Family memoirs from Venice (15<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> centuries), ed. by James S. Grubb with a contribution by Anna Bellavitis, *Fonti per la storia di Venezia* (52) = sez. V: *Fondi vari* (6), Roma (Viella) 2009, LI, 400 S. mit 1 Abb., 16 Farbtaf., ISBN 978-88-8334-409-1, € 40. – Schreibfreudige Venezianer mit historischen Interessen haben es stets vorgezogen, in Chroniken die glorreiche Vergangenheit ihrer Vaterstadt wieder und wieder nachzuerzählen oder aber über die Tagesereignisse Buch zu führen wie Marino Sanudo in den 58 Bänden seiner *Diari*, während sie sich offenbar nur in Ausnahmefällen den Geschicken der eigenen Familie schriftstellerisch zuwandten. Das ist ein deutlicher Unterschied zu den Usancen in Mittelitalien und speziell in Florenz, entspricht aber durchaus den Gepflogenheiten in den übrigen Regionen Oberitaliens. Durch diese allgemeine Erkenntnis hat Grubb sich nicht abschrecken lassen, vielmehr nach Familienerinnerungen im Veneto gesucht. Einige aus Verona und Vicenza hat er 2002 veröffentlicht (s. QFIAB 83 [2003] S. 627–629), nun folgt die Ausbeute aus Venedig. Mit gerade fünf aufgefundenen Zeugnissen ist sie vergleichbar mager wie in den Nachbargebieten. Deshalb wirkt der vom Hg. einleitend wiederholte Erklärungsversuch nicht überzeugend, die Kargheit in Venedig habe eine wesentliche Ursache im offiziell verordneten Gemeinsinn, dem Ideal der *mediocritas*, wodurch Aufzeichnungen zum Lobpreis einer einzelnen Familie verpönt gewesen seien. Richtig ist allerdings, dass keins der wenigen Beispiele aus dem besonders selbstbewussten Adel stammt, sondern von den Familien Amadi, Arborsani, Dardani, Freschi, Ziliol (über die letzte, die – wie gewiss auch die übrigen – zu den *cittadini originari* gehörte, bietet der einführende Beitrag von Bellavitis einen illustrativen Kommentar). Angelo Amadi begann seinen Bericht mit der Schilderung der Wunder, die seit 1480 einem von seinem Großvater Francesco gestifteten Marien-Bild vor dem Hause der Familie zugeschrieben wurden, sie führten zur Errichtung der bewundernswerten Kirche S. Maria dei Miracoli; sein Text wurde seit 1535 von einem Nachfahren mit Namen Francesco überarbeitet, fortgesetzt und mit

dem Zusatz von Urkunden und anderen Dokumenten erweitert (höchst interessant die Aufstellung der *Camera dei prestiti* über die von der Sippe durch mehrere Generationen hindurch gezahlten Beträge für die staatliche Zwangsanleihe, 1345–1440: S. 48–53). Die gleiche Kombination von älterem Kern (Anfang des 16. Jh.) und später Fortsetzung (bis 1630) bietet die Chronik der Ziliol. In gelehrtem Latein schrieb Tomà Freschi bis zu seinem Tode im Jahre 1534, dann setzte ein anderes Familienmitglied die Erzählung fort. Sie ist mit der Erwähnung oder der vollständigen Aufnahme von Dokumenten angereichert. So sind auch die übrigen Geschichten zusammengesetzt, sei es im Falle der Arborsani, deren Erinnerungen in relativ kurzer Zeit aufgezeichnet wurden (1542–52), sei es bei den Dardani, deren Text auf einen Tag datiert ist (1555 Januar 1). Für alle fünf Familien bieten diese Erinnerungen ein vielfältiges Material, das zeitlich weit über den Lebensraum der jeweiligen Autoren hinausreicht. Der Zugang zu dieser Fülle von Namen wird durch das Personen- und das Ortsregister bedeutend erleichtert. In einer Notiz der Hg. der Reihe wird bekannt gemacht, dass die Transkriptionen Grubbs von Bianca Lanfranchi Strina, Reinhold C. Mueller und Viola Venturini mit den Handschriften kollationiert worden sind, so kann man auf die Verlässlichkeit der Texte bauen.

Dieter Girgensohn

Davide Scruzzi, Eine Stadt denkt sich die Welt. Wahrnehmung geographischer Räume und Globalisierung in Venedig von 1490 bis um 1600, Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Centro tedesco di studi veneziani, Neue Folge 3, Berlin (Akademie-Verlag) 2010, 10 ungez., 352 S., 15 Abb., ISBN 978-3-05-004665-5, € 69,80. – In den ersten Jahren des 16. Jh. breitete sich in Venedig Erschrecken aus, denn man sah die Grundlagen für die eigene wirtschaftliche und staatliche Existenz in Gefahr: Nachdem Portugiesen den Weg um Afrika herum für den Handel aus Indien geöffnet hatten, erwiesen sich auf den gewohnten Märkten die eigenen Waren als nicht mehr konkurrenzfähig, weil der Transport auf die traditionelle Weise – zu Lande durch einen halben Kontinent bis zum Mittelmeer oder Schwarzen Meer, dann weiter per Schiff – teurer war. Die Konsequenzen für Bewusstsein und Verhalten der Venezianer sind das Kernthema dieses Buches, einer Züricher Dissertation. Im Untertitel sticht das Wort „Globalisierung“ hervor, und gleich zu Anfang sucht der Vf., „die Anwendung eines gegenwärtigen Modeworts“ zu begründen. Dass der Inhalt dies rechtfertigt, überzeugt jedoch nicht, selbst wenn der von anderen gefundene bessere Zugang zur Gewürzproduktion, auch die Entdeckung Amerikas die Venezianer zur Ausrichtung auf eine größer gewordene Welt zwangen. Aber Globalisierung? Nach üblichem Sprachgebrauch bedeutet das deutlich mehr, und davon werden die im 16. Jh. zu beobachtenden

Auswirkungen auf Bewusstsein, Politik und Wirtschaft in Venedig denn doch nicht abgedeckt. Diese waren durchaus einschneidend für einige Berufsgruppen wie die Seefahrer und die Kaufleute samt ihren Helfern, nur veränderten sie weder die Mobilität grundsätzlich noch die Produktionsweisen mit gravierenden Folgen für ganze Arbeitsmärkte, wie das jetzt geschieht. So hätte der Vf. auf seine Absicht verzichten können, durch die Wortwahl Neugier zu wecken, denn sein Thema ist interessant genug, geht es doch um die Beobachtung eines tiefgreifenden Mentalitätswandels. Der Leser sollte sich also durch das häufig wiederholte Wort „Globalisierung“ nicht irritieren lassen, wichtiger sind Materialfülle und Ergebnisse dieser Untersuchung. Minutiös wird das allmähliche Fortschreiten des Veränderungsprozesses geschildert: „Entdeckung der Entdeckungen“ (1490–1518), „Die Entdeckung der Relevanz“ (1519–47), „Geographie als Kulurobjekt“ (1548–84), „Fortlaufende Intensivierung“ (1584–1600). Die Darstellung besticht durch die Zusammenführung der Informationen aus verschiedenen Quellenarten: Karten und geographischen Berichten, die nur selten herangezogen zu werden pflegen, ebenso wie Protokollen der politischen Gremien und Tagebüchern. Auf die Erfassung der räumlichen Realität durch bessere Karten folgte die Änderung der Mentalität, die Anerkennung der neuen wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen durch den Wandel der Blickrichtung, grob gesagt: von der Orientierung auf den Levantehandel zur intensiveren Beschäftigung mit der eigenen Terraferma und den dort gebotenen Möglichkeiten für Landwirtschaft und Warenproduktion. Dieser Wandel in der Raumwahrnehmung erweist sich als ein sehr langsamer Prozess – das aber gilt für jeden Abschied von eingewurzelt, durch die Jahrhunderte bewährten Vorstellungen. Das Register am Schluss des Bandes erfasst nur die Personen, doch hätten in einer geographisch geprägten Arbeit die Orte wirklich nicht fehlen dürfen.

Dieter Girgensohn

Nuovo Liruti. Dizionario biografico dei Friulani 2: L'età veneta, a cura di Cesare Scalon, Claudio Griggio e Ugo Rozzo 1–3, Udine (Forum) 2009, S. 1–864, 865–1787, 1789–2649, Abb., ISBN 978-88-8420-545-2, € 95. – Die gewaltige Anstrengung hinter diesem biographischen Lexikon, die schon beim Erscheinen der beiden Bände des ersten Teils hervorzuheben war (s. QFIAB 86 [2006] S. 910f.), hat im Abstand von nur drei Jahren zur Veröffentlichung eines zweiten, noch umfangreicheren geführt. Nun werden die Persönlichkeiten des 15.–18. Jh. behandelt, wieder sind die biographischen Skizzen mit ansprechendem Bildmaterial illustriert. In der Mitte (S. 1482–1500) steht der namengebende Gian Giuseppe Liruti (1689–1780), „storico e bibliografo“, ein studierter Jurist mit ausgedehnten literarischen Interessen, dessen Werk „Notizie delle vite ed opere scritte da' letterati del Friuli“ inspirierend für das Unternehmen

gewirkt hat; die drei Bände sind 1760–80 erschienen, doch war wohl mehr beabsichtigt. Das neue Lexikon ist freilich sehr viel breiter angelegt, nämlich keineswegs beschränkt auf Schriftsteller (im weitesten Wortsinn) wie das Vorbild. Der Begriff „Friulani“ wird so umfassend wie möglich verstanden; aufgenommen sind alle Personen von einiger Bedeutung, die aus dem Friaul stammten oder in ihm gewirkt haben. So finden sich etwa Artikel über die Venezianer Adelige, die Patriarchen von Aquileia waren (bis zur Aufhebung des Patriarchats im Jahre 1751): allein vier Barbaro, drei Dolfin, drei Grimani werden in Kurzbiographien gewürdigt. Besonders genannt zu werden verdient Ludovico Trevisan, ebenfalls aus Venedig, Amtsinhaber von 1439 bis zu seinem Tode 1465, denn bis in unsere Tage (Wikipedia) wird sein Familienname fälschlich mit Scarampo oder Scarampi Mezzarota angegeben, einem schier unausrottbaren Irrtum folgend, dem leider sogar Konrad Eubel in seiner *Hierarchia catholica* Verbreitung verschafft hat; er gehörte an der Kurie zu den Vertrauten des Venezianers Eugen IV., war aber – ebenso wie dieser – kein Angehöriger des dort regierenden Adels, 1440 wurde er päpstlicher Kämmerer und noch in demselben Jahr Kardinal; so wird er im Friaul allenfalls während kurzer Besuche präsent gewesen sein (S. 2507–2515; ein Verweis von „Scarampi“ wäre empfehlenswert gewesen, zumal da der Autor, Antonio Manfredi, die Zuweisung des Nachnamens nicht ohne Vorbehalt zu betrachten scheint). Der erstaunliche Anklang, den dieses Unternehmen von Anfang an gefunden hat, wird durch die ansehnliche Liste der Förderer unterstrichen: an erster Stelle die Universität Udine und die Deputazione di storia patria per il Friuli, dann folgen mehrere politische, wirtschaftliche und kulturelle Institutionen sowie Stiftungen. Die bisher vorliegenden fünf Bände des *Nuovo Liruti* erlauben aufschlussreiche Einblicke in das öffentliche und private Leben vieler Menschen, in kulturelle und politische Aspekte der Friauler Vergangenheit, so steht zu hoffen, dass es den Hg. gelinge, auch den letzte Teil des Nachschlagewerkes mit den Persönlichkeiten des 19. und 20. Jh. bald zu verwirklichen.

Dieter Girgensohn

Pietro Foscari, commissario in campo a Palma(nova), *Dispacci 1617–1618*, a cura di Fausto Sartori, Venezia (La Malcontenta) 2010, XXVI, 220 S., ISBN 978-88-95745-24-4 (nicht im Buchhandel). – In der von Ferigo Foscari geleiteten Reihe, in der Zeugnisse für die mannigfachen Tätigkeiten von Mitgliedern der Familie (oder nahen Verwandten) publiziert werden, bietet der neue Band ein Briefkonvolut von Pietro (1582–1629), Sohn von Alvise und Enkel von Federico aus dem Zweig, der auf den Dogen Francesco zurückgeht. Man wählte ihn im Oktober 1616 zum Kommissar bei den venezianischen Truppen im Friauler Krieg oder Uskokenkrieg, der bereits seit 1615 von der

Republik Venedig mit dem Habsburger Erzherzog Ferdinand, dem späteren Kaiser, ausgefochten wurde und dessen wesentliches Ziel die Rückgewinnung der Grenzfestung Gradisca war, sie hatte 1511 abgetreten werden müssen; ein im September 1617 geschlossener Friedensvertrag setzte den Kampfhandlungen ein Ende (aber nicht gleich den Amtsgeschäften des *commissario in campo*). Foscari war für den Nachschub an Lebensmitteln und Kriegsmaterial verantwortlich. Sein Operationsgebiet hinter der Front erreichte er erst im März 1617, doch dann entfaltete er eine rege Aktivität, meist in seinem Standquartier zu Palma (jetzt Palmanova), aber auch direkt im Feldlager zu Farra oder Mariano. Davon legte er in 28 offiziellen Berichten an den Venezianer Senat Rechenschaft ab, zuletzt am 1. April 1618, dem Tage der Amtsübergabe an seinen Nachfolger. Ihre Originale sind im Staatsarchiv Venedig erhalten. Von seiner emsigen Beschäftigung mit den ihm übertragenen Aufgaben zeugen noch mehr die insgesamt 248 Mitteilungen an Befehlshaber des Heeres und andere zu diesem abgeordnete venezianische Amtsträger, deren Abschriften zu einem eigenen Briefbuch zusammengefügt worden sind, sie beginnen ebenfalls am 24. März 1617 und reichen sogar bis zum 8. Mai 1618. Das sind Korrespondenzen in erstaunlicher Fülle: fünf Schreiben pro Woche. In ihrer Gesamtheit vermitteln diese Texte ein anschauliches Bild vom Alltag frühneuzeitlicher Kriegsführung, wobei die Schwierigkeiten, die bei der Versorgung der Truppen zu überwinden waren, im Vordergrund stehen; in der Einführung liefert der Hg. eine Zusammenfassung der Inhalte. Das dichte Material wird durch ein Personenregister leichter überschaubar gemacht. Dieter Girgensohn

Europäische Aufklärung zwischen Wien und Triest. Die Tagebücher des Gouverneurs Karl Graf Zinzendorf 1776–1782, hg. von Grete Klingenstein, Eva Faber und Antonio Trampus, Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 103, 4 Bde., Wien (Böhlau) 2009, 2011 S., ISBN 978-3-205-77792-2, € 279. – Dem aus einer niederösterreichischen Familie stammende Karl Graf Zinzendorf stand nach Studien der Rechts-, Geschichts- und Kameralwissenschaften in Jena eine steile politische Karriere am Wiener Hof bevor (1770 Hofrat der Hofrechnungskammer, 1782 deren Präsident, 1792 Staatsminister, 1808 dirigierender Staats- und Konferenzminister). 1776 entsandte ihn Maria Theresia als Gouverneur nach Triest, wo er bis 1782 wirken und nach dem Modell Livorno Verwaltungsreformen durchführen sollte, die als eine Art Vorlauf für vergleichbare Prozesse in den anderen Teilen der habsburgischen Monarchie dienen sollten. Obwohl der von Z. im übrigen sehr ambivalent beurteilte Joseph II. bald nach der Übernahme der Alleinregierung Fiume gegenüber Triest bevorzugte, gelangen Z. wichtige Vorhaben, u. a. das große, für den wirtschaftlichen Aufschwung der prosperierenden Hafenstadt

wichtige Projekt eines Straßenbaus von Triest über Opicina nach Prewald. Tolerant gegenüber anderen Weltanschauungen und Konfessionen setzte sich das Mitglied mehrerer Freimaurerlogen (Bd. I, S. 18) in Triest v.a. für die Protestanten ein, denen er gegen die Widerstände des Wiener Hofes zu einem Toleranzpatent verhalf, das ihnen die öffentliche Religionsausübung in einer Kirche gestattete. Z. war zu dieser Zeit nicht mehr Protestant. Seine Konversion (1739) und sein Eintritt in den deutschen Orden (1765) dürften materiell-existentialen Erwägungen geschuldet gewesen sein (Bd. I, S. 15, 17). Unter dem Gebot der Ehelosigkeit litt er allerdings zeitlebens (Bd. I, S. 149f.). Für die Zeit des Triestiner Gubernium liegen nun die Tagebuchaufzeichnungen von Z. im Volltext in einer mustergültigen Edition vor. Diese in französisch verfassten Texte geben nicht nur einen detaillierten Einblick in Alltag und Regierungstätigkeit Z., sie spiegeln auch die europäischen Vernetzungen und Kontakte des polyglotten Autors (mit dem Großherzog von Toskana, Graf Rosenberg, Casanova [*grand parleur*, Bd. II, S. 96], Fürstin Maria Anna Eszterházy, Gräfin Burghausen, Gräfin Perglen, Paolo Renier usw.) und die (wirtschafts-)politischen und gesellschaftlichen Debatten der Zeit wider und stellen nicht nur für Historiker, sondern auch für Vertreter anderer Disziplinen v.a. der Musik- und Theaterwissenschaft eine erstrangige Quelle dar. Die vorliegende Aktenpublikation umfaßt vier Bde. Der 1. Bd. enthält neben einer umfassenden Bibliographie die brillant verfaßte Einleitung von Grete Klingenstein. Zunächst wird die komplexe Z.-Forschung mit ihren unzähligen Peripetien bis zum aktuellen Editionsunternehmen und die Odyssee des Z.-Nachlasses skizziert, von dem heute nur noch Teile erhalten sind, wobei die Tagebücher selbst, die Z. 60 Jahre lang geführt hatte, unbeschadet im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv überlebt haben. Anschließend erfolgt in mehreren Unterkapiteln die inhaltliche Analyse der Tagebücher. Auf die Schilderung der Vorgeschichte der Ernennung Z. folgt ein Gang durch die boomende österreichische Hafenstadt, deren Bevölkerungswachstum in jener Epoche sich alle sieben Jahre verdoppelte (Bd. I, S. 85). Weitere Abschnitte beschreiben den Regierungsstil und den Tagesablauf des Gouverneurs in Triest und während seiner Aufenthalte in der kaiserlichen Residenzstadt, der neben dienstlichen Verpflichtungen zahlreiche gesellschaftliche Kontakte, aber auch Theaterbesuche und Momente der Ruhe miteinschloß, wo der passionierte Leser Z. Zeit fand zur Lektüre bedeutender Schriften der Weltliteratur (etwa Gibbon, Smith, Winckelmann) bzw. Studien zu aktuellen politischen und wirtschaftlichen Fragen. Die letzten beiden Abschnitte behandeln die Reisen Z. (Kärnten, Istrien, Krain, Zengg, Venedig) und die Rückkehr nach Wien. Bd. 2 und 3 enthalten die eigentlichen Texte in Voll-edition. Zu Beginn von Bd. 2 werden die wohl durchdachten editorischen Richtlinien knapp und präzise vorgestellt. Bd. 4 umfaßt ein über 600 S. starkes



Gesamtregister, das keine Wünsche offen läßt und in gewisser Weise den Anmerkungsapparat ersetzt. Erfasst werden (in der Schreibung Z.) Personen, Orte, Behörden und Institutionen, Fachtermini aus den verschiedensten Disziplinen bis hin zu historischen Ereignissen sowie literarischen Werken (aus dem Lektüreprogramm des passionierten Lesers Z.), Theaterstücken und Opernkompositionen, auf die in den Tagebüchern Bezug genommen wird. Man kann den Bearbeitern, allen voran Grete Klingenstein, nur voll Bewunderung zu diesem Publikationsergebnis gratulieren und hoffen, daß bald weitere Teile der Tagebücher Z. in dieser editorischen Qualität der Forschung zur Verfügung stehen werden.

Alexander Koller

Romano Silva, *La Basilica di San Frediano a Lucca. Immagine simbolica di Roma cristiana*, Lucca (Maria Pacini Fazzi) 2010, ISBN 978-88-7246-973-6, € 70. – Die Frage, warum im frühen 12. Jh. eine Kirche mit Westchor an der Stelle zweier geosteter Vorgängerbauten errichtet wurde, ist der Ausgangspunkt dieser reich bebilderten Monographie über eine der bedeutendsten und schönsten Luccheser Kirchen, deren Geschicke die großen Züge der Geschichte dieser toskanischen Stadt bis ins 19. Jh. widerspiegelt. Einst fand in der dem hl. Vincentius geweihten Vorgängerkirche außerhalb der antiken Stadtanlage und unweit des Amphitheaters der irische Mönch Fridianus sein Grab, dem die Lucchesen verdanken, dass ihre Stadt nicht jedes Jahr vom Serchio überschwemmt wurde, und den sie zu ihrem Bischof gewählt hatten. Zur Zeit Karls des Großen, als Lucca an politischer Bedeutung gewann, errichtete das bischöfliche Brüderpaar Johannes und Jakob einen leicht nach Süden versetzten größeren Neubau. Vielleicht wurde damals in San Frediano, wie die Kirche nun hieß, für kurze Zeit auch das von Johannes aus Luni herbeigeschaffte heilige Kreuz aufbewahrt, das dann aber in San Martino, der neuen Kathedrale, als *Volto Santo* seine eigentliche Wirkungsstätte erhielt. Zwischen den beiden Polen San Martino und San Frediano, schon bald Kern einer stetig wachsenden Vorstadt, die um 1200 in den neuen Mauerring integriert wurde, entwickelte sich eine gewisse Konkurrenz, die während der Kirchenreform neue Blüten trieb. Während der Luccheser Bischof Anselm I. als Papst Alexander II. in San Martino einen ehrgeizigen fünfschiffigen Neubau in Angriff nahm, der dann aber so nie realisiert wurde, und sich das Domkapitel erfolgreich gegen jegliche Regulierung ihrer Lebensweise sträubte, erlebten die regulierten Kanoniker von San Frediano im frühen 12. Jh. den Höhepunkt ihrer Bedeutung, als ihnen Paschalis II. San Giovanni in Laterano anvertraute. War es unter solchen Umständen nicht naheliegend, die Stammkirche nach dem Vorbild der Mutter aller Kirchen neu auszurichten? Ein weiteres deutliches Zeichen für die Romimitation ist das sogenannte Taufbecken des Meisters

Robert, das in Analogie zum Kantharus im Atrium von St. Peter als Brunnen für den geplanten, aber nie fertiggestellten Quadriporticus von San Frediano angefertigt worden war. Die Ausrichtung von San Frediano auf Rom und das Papsttum erhielt in der zweiten Hälfte des 13. Jh., als man den ursprünglichen Bauplan abänderte, die seitlichen Anbauten in die Fassade integrierte und das Schiff um 3m erhöhte, eine neue Note, indem San Frediano nun zum Zentrum des toskanischen Guelfentums wurde. Ein anderes (kunst-)historischer Kleinod verbirgt sich im Grab eines namenlosen frühmittelalterlichen englischen Pilgers, der auf seiner Reise nach Rom in Lucca verstarb und von seinen Söhnen Willibald, später der erste Bischof von Eichstätt, und Wunibald, dem künftigen Gründer des Klosters Heidenheim, am Grab des hl. Fredianus begraben wurde. Seit dem 12. Jh. verehrte man diesen namenlosen Toten als *beatus Richardus rex*. Kürzlich entdeckte man in der Rückwand des ihm geweihten Altars, den die Kaufmannsfamilie Trenta um 1420 von Jacopo della Quercia hatte schaffen lassen, die Grabplatte Bischof Gebhards III. von Eichstätt, der 1327 bei der Belagerung von Pisa durch Ludwig den Bayern gestorben und am Grab des Vaters des Bistumsgründers begraben worden war. Wie kaum einem anderen Kunsthistoriker gelingt es S., dem Fachmann in politischer Ikonographie, Bezüge zur allgemeinen Geschichte aufzuzeigen, die sich mit den hier angesprochenen Episoden keineswegs erschöpfen. Darin liegt der besondere Reiz dieses vorzüglichen Buches. Andreas Meyer

Giuseppe Scalia (a cura di), *Gesta triumphalia per Pisanos facta*, Edizione nazionale dei testi mediolatini 24, Serie II, 10, Firenze (SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, XCVIII, 58 pp., ill., ISBN 978-88-8450-353-4, € 43. – I più antichi ricordi storici pisani sono stati oggetto negli ultimi anni di un rinnovato interesse, si pensi soltanto al vasto affresco di Marc von der Höh, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150), Berlin, Akademie Verlag, 2006 e all'articolo di Richard Engl, Geschichte für kommunale Eliten: die Pisaner Annalen des Bernardo Maragone, QFIAB 89 (2009) p. 63–112. L'edizione di Scalia – quasi una monografia, data la lunga introduzione e il corposo apparato di note – arricchisce ulteriormente il quadro. I *Gesta triumphalia* rappresentano una delle testimonianze più antiche di storiografia cittadina: solo Milano, Venezia e, sotto certi aspetti, Genova possono vantare testi simili entro la metà del secolo XII. Scalia è l'editore ideale, avendo dedicato alla memorialistica pisana oltre cinquant'anni di attenzione scientifica. L'occasione per questa edizione deriva dalla scoperta – meglio, dalla riscoperta – di un nuovo testimone dei *Gesta* (datato alla metà/terzo quarto del secolo XII) che avrebbe una collocazione stemmatica più alta ri-

spetto ai due (dei quali uno perduto) studiati fin qui per le edizioni. I *Gesta triumphalia* sono un testo storiografico abbastanza breve e abbracciano poco più di vent'anni tra la prima crociata – alla quale i Pisani parteciparono sotto il comando del loro arcivescovo Daiberto – e il 1119, quando Pisa si trovava in guerra aperta con Genova, rivale nel controllo ecclesiastico delle diocesi corse. Il cuore della narrazione, però, è costituito dall'impresa compiuta dai Pisani e da molti alleati (Roma, Lucca, Firenze, la Sardegna e il conte di Barcellona, Raimondo Berengario III) contro il regno musulmano delle Baleari. La spedizione si svolse tra il 1113 e l'aprile del 1115 e si concluse con una strepitosa vittoria che fruttò un ricco bottino. L'eco dell'impresa fu vastissima: sempre in ambito pisano le fu dedicato un poema, quel *Liber Maiorichinus* del quale Scalia annuncia una prossima edizione. Ancora un secolo più tardi Boncompagno da Signa eguagliava i Pisani, vincitori di Maiorca, ai Romani, vincitori di Cartagine. Secondo Scalia il testo dei Gesta sarebbe stato scritto da un chierico pisano subito a ridosso degli ultimi fatti narrati (quindi tra la fine del 1119 e i primi mesi del 1120). Il chierico, con ogni probabilità, partecipò in prima persona all'impresa delle Baleari. E' dimostrata, del resto, l'indipendenza dei Gesta dall'altra fonte sulla spedizione (il *Liber Maiorichinus*, opera del canonico pisano Enrico): i testi citano episodi non perfettamente coincidenti e in qualche caso rimasti sconosciuti all'uno o all'altro. Inoltre depone a favore di una conoscenza diretta della realtà balearica l'uso di numerose parole arabe per descriverla. Sull'appartenenza dell'anonimo al clero locale possono esservi pochi dubbi, ne sono testimonianza „l'atteggiamento provvidenzialistico intorno ai fatti che vien narrando [...] e il tentare di cogliere sempre in essi l'ispirazione divina“ (p. LVIII). Un atteggiamento, questo, proprio di tutte le memorie cittadine pisane indagate da von der Höh e teso a dimostrare, anche in chiave di rivendicazione politica, lo speciale contributo dei Pisani al disegno divino.

Enrico Faini

Enrico Faini, Firenze nell'età romanica (1000–1211). L'espansione urbana, lo sviluppo istituzionale, il rapporto con il territorio. Biblioteca storica Toscana LXII, Firenze (Olschki) 2010, XXXVII, 441 S., ISBN 978-88-222-5941-7, € 48. – Die Geschichte der Stadt Florenz wurde in unzähligen Arbeiten immer wieder neu geschrieben. Herausragende Arbeiten wurden über das Mittelalter verfasst und auch die Übergangszeit des 12. Jh. fand reichhaltig Berücksichtigung. Doch was Enrico Faini mit seinem bemerkenswerten Buch vorlegt, geht über die bemerkenswerten Arbeiten von Chris Wickham und Elena Cortese hinaus. Er nutzt die reichhaltige Überlieferung von Dokumenten in den kirchlichen Archiven zu einem quellenfundierte und zugleich überaus innovativen Zugang, der eine Fülle spannender Erkenntnisse liefert. Faini kann sich auf

nicht weniger als 5255 Dokumente für die Periode von 1000 bis 1211 stützen, die er in einer selbst erstellten Datenbank gesammelt und zur Grundlage zahlreicher, nach dem Vorwort Jean-Claude Maire Vigueurs fantasievoller Fragestellungen gemacht hat. Nach einer konzisen Vorstellung seiner Quellen beschreibt Faini in drei Großkapiteln die Bedeutung von Landbesitz (Kap. 2: Terra), die gesellschaftlichen Umwälzungen des 12. Jh. (Kap. 3: La società) und die aus diesen beiden Kapiteln erklärbaren politischen Entwicklungen. Faini unterteilt seinen Untersuchungszeitraum in acht Perioden von je 25 Jahren. In diesem chronologischen Raster analysiert er unterschiedlichste, in den Dokumenten greifbare Entwicklungen: Durchschnittliche Anzahl der Nennungen von Kastellen, von Holzwirtschaft, Preisentwicklungen, Verhältnis von städtischen zu ländlichen Grundübertragungen, Preisentwicklungen etc. In Tabellen werden die Einzelbefunde für die 25-jährigen Perioden in ihrer chronologischen Entwicklung veranschaulicht. Eine auch nur annähernd dem Wert der Studie angemessene Würdigung der einzelnen Ergebnisse muss an dieser Stelle leider unterbleiben. Nur einige der vielen Einzelbefunde, die anhand des reichen Datenmaterials und der vorbildlicher Methode auch statistisch belastbar sind, seien präsentiert. Faini kann schon für die ersten Jahrzehnte des 12. Jh. in den Apenninen intensivierte Holzwirtschaft und Ackerbau nachweisen. Verantwortlich dafür waren auch Investitionen aus der Stadt heraus. Den Reichtum erklärt er aus den schon 1125 überaus gewinnträchtigen Manufakturen in der Stadt, deren Gewinne zum Ankauf auswärtigen Getreides genutzt werden konnten. Verträge mit Pisa über den Zugang zum Meer waren dafür die Voraussetzung. In der Stadt macht Faini eine wahre Inflation von 1150 bis 1200 aus. Der Durchschnittspreis in den Urkunden steigt im letzten Viertel des 12. Jh. um 300%. Auf diese Weise konnte in der Stadt ein enormes Kapital konzentriert werden. Dieses Kapital bot die Voraussetzungen für ein damals aufblühendes Kreditwesen. Faini kann belegen, dass die Bürger ihr Geld vornehmlich an Kirchen und Klöster verliehen, während die klammen landsässigen *Signori* ihr Geld nicht in der Stadt, sondern in jenen kirchlichen Institutionen liehen, die sie selbst kontrollierten. Hier und an zahlreichen weiteren detailliert aufgeführten Beispielen beschreibt Faini für die Mitte des 12. Jh. den Geldfluss und die Ketten von Kreditgebern und -nehmern, während das Kreditwesen noch bis zur Jahrhundertmitte auf ein bilaterales Verhältnis von Schuldner und Gläubiger beschränkt war. Für die zahlreichen *chartae promissiones* postuliert der Vf. für das gesamte 12. Jh. einen dem Lehen verwandten Charakter, auch wenn die Begriffe *feudum* und *beneficium* in den Dokumenten kaum Verwendung finden. Diesen Transaktionen weist er neben der ökonomischen eine ebenso wichtige soziale Funktion zu, nämlich die Möglichkeit, in einer politisch höchst instabilen Periode ein soziales, politisches

und im Notfall auch militärisches Netzwerk aufzubauen. Städtische Kirchen etwa verbanden ihre Leihverträge mit der Verpflichtung des Leihers, sich auf dem Grund der Gemeinschaft bestatten zu lassen. Faini kann auch in diesem Fall zeigen, wie das Kapital Klientelverbindungen aufzwang. Denn auch Laien konnten über den Bau eigener Kirchen diese Möglichkeit des Klientelaufbaus nutzen, ging doch mit dem Ort der Bestattung eine ideelle und politische Verbindung zwischen der Familie des Verstorbenen und der geistlichen Institution einher. Ausdruck von Netzwerken auf der Ebene der führenden Geschlechter in der Stadt ist die sorgfältig analysierte, erstmals 1165 belegte *societas turris*, deren Träger er mit den von Maire Vigueur beschriebenen städtischen *milites* identifiziert. Zuletzt kann der Vf. die erstaunlich späte Erwähnung der Konsularjustiz als Überlieferungsproblem entlarven. Obwohl schon zur Jahrhundertmitte – wenn auch allenfalls sporadisch – existent, haben sich Belege erst zur Jahrhundertwende erhalten, weil konsulare Tribunale erst jetzt – mit der politischen Organisation der Kommune – auch kirchlicher Wahrnehmung würdig und entsprechend dokumentarisch belegt sind. Es wären noch weitere Ergebnisse zu erwähnen. Zudem gibt Faini durch die innovative Auswertung seiner reichen Datenbank viele Impulse. Das abschließende Personen- und Ortsverzeichnis mit rund 1500 respektive 400 Einträgen sowie 15 im Text verteilte Tabellen stehen für die quellenbasierte Qualität der Arbeit, der man wegen der Ergebnisse, aber auch wegen des methodischen Vorbildcharakters viele Leser wünscht.

Florian Hartmann

Carla Falluomini (a cura di), *Goti e Longobardi a Chiusi*, Chiusi (Edizioni Luì) 2009, 193 pp., ill., ISBN 978-88-902968-0-2, Edizione fuori commercio. – Il volume in oggetto raccoglie i risultati di vari tipi di ricerche (storica, archeologica, epigrafica, archivistica, agiografica e linguistica) relativi alla storia di Chiusi e del suo territorio durante i secoli VI–VIII, periodo in cui la città fu prima postazione militare gotica e successivamente presidio e poi ducato longobardo. Dopo l'introduzione della curatrice (pp. 1–3), si susseguono una serie di saggi che offrono un'ampia panoramica di sintesi sulle tematiche legate alla presenza longobarda a Chiusi o ne approfondiscono singoli aspetti. In particolare, Claudio Azzara inquadra il problema del ruolo di Chiusi nella Toscana Longobarda (pp. 5–9); Giulio Paolucci offre un profilo delle principali scoperte archeologiche relative al periodo (pp. 11–28); Giulio Ciampolini ricostruisce la storia della cattedrale di San Secondiano attraverso la lettura delle sue stratificazioni murarie (pp. 31–40); Valeria Cipollone e Manuel De Martino analizzano il materiale epigrafico alto-medievale di Chiusi, con particolare attenzione alle cosiddette 'tavole longobarde' della Chiesa di Santa Mustiola (pp. 43–52); Annamaria Paziienza indaga la letteratura anti-

quaria locale su Chiusi longobarda (pp. 55–70); Mario Marrocchi traccia un quadro esaustivo e aggiornato delle istituzioni civili e religiose della città fra il V e l'VIII secolo d.C. (pp. 73–83); Daniela Fruscione analizza i documenti longobardi di Chiusi dal punto di vista storico-archivistico, linguistico e giuridico (pp. 85–99); Pierluigi Licciardello dedica un'ampia e approfondita indagine alla *Passio* e al culto di santa Mustiola in età longobarda (105–117); Marusca Francini esamina la problematica dell'antroponimia germanica nelle *chartae* di Chiusi dell'VIII secolo (pp. 119–135); Federico Belli affronta il tema della toponomastica di origine germanica nel territorio chiusino (pp. 137–143), e Carla Falluomini quello dei relitti lessicali germanici nella varietà dialettale di Chiusi. Al volume è poi annesso l'indice dei nomi e delle cose notevoli e un'interessantissima appendice di Giulio Paolucci dedicata al vero e proprio 'giallo archeologico' connesso al rinvenimento del cosiddetto „longobardo d'oro“ dell'Arcisa (gennaio 1874), un guerriero longobardo sepolto con un eccezionale corredo funebre (pp. 169–193). La ricca documentazione grafica e le bellissime fotografie che impreziosiscono il testo ne fanno un'opera godibile anche da parte dei non addetti ai lavori. Marco Di Branco

Emilia Saracco Previdi, *Descriptio marchiae Anconitanae* (da *Collectoriae* 203 dell'Archivio Segreto Vaticano), seconda edizione riveduta e aggiornata, *Fonti documentarie della Marca medievale* 4, Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto Medioevo) 2010, CXIII, 142 S., 3 Abb., 5 Taf., ISBN 978-88-7988-476-1, € 40. – Auf die erste Auflage dieser Edition (s. QFIAB 81 [2001] S. 825f.) folgt die zweite im Abstand von 10 Jahren. Der edierte Text wird unverändert wiederholt, sogar die Seitenzahlen sind identisch, auch das Namen- und Sachregister scheint keine Eingriffe erfahren zu haben. Das überaus detaillierte Verzeichnis der in den Marken gelegenen Ortschaften (1968 Zeilen) gibt einen genauen Einblick in die inneren Verhältnisse dieser Provinz des Kirchenstaates während der Regierung des Kardinallegaten Gil Albornoz, es ist in den Jahren 1362–67 angelegt worden, enthält aber auch früher entstandene Teile. Exakt unterschieden wird, welche Orte anderen Herrschaften zugeordnet waren, etwa die *castra* der Bischöfe, welche von den Amtsträgern des Papstes direkt verwaltet wurden und welche Vikaren übertragen waren, zu denen neben weltlichen Herren auch die Abtei Farfa gehörte. Die Vf. hat die ausführliche Einleitung, eine aus anderen Quellen angereicherte Auswertung des Materials, in deren Mittelpunkt die grundlegende Neuordnung der päpstlichen Territorialverwaltung durch den energischen Kardinal steht, jetzt um einen Abschnitt mit zusätzlichen Informationen darüber erweitert, wie die Bewohner der Marken darauf reagiert haben. Dieter Girgensohn

Louis Duval-Arnould, *Le pergamene dell'Archivio capitolare Lateranense. Inventario della serie Q e Bollario della chiesa Lateranense*, Tabularium Lateranense 1, Città del Vaticano (Archivio capitolare Lateranense) 2010, 427 S., ISBN 978-88-905047-1, € 40. – Louis Duval-Arnould – Jochen Johrendt, *Statuti e costituzioni medievali del Capitolo Lateranense*, Tabularium Lateranense 2, Città del Vaticano (Archivio capitolare Lateranense) 2011, 195 S., ISBN 978-88-905047-02, € 20. – Nachdem Dario Rezza und Mirko Stocchi 2008 den ersten Band der Reihe „Archivum Sancti Petri“ (mit einem Überblick zur Geschichte des Kapitels von St. Peter) herausgebracht haben, tritt nun nur zwei Jahre danach das Kapitel der Basilika von S. Giovanni in Laterano mit einem eigenen „Tabularium Lateranense“ an die Öffentlichkeit. Da mittlerweile auch die dem Rang nach dritte Basilika mit einer Kanonikergemeinschaft, S. Maria Maggiore, nachgezogen ist („Studia liberiana“), kann man von einer regelrechten Wende sprechen: Die drei einst eher abgeschottet wirkenden römischen Kapitelsarchive öffnen sich der Allgemeinheit und präsentieren ihre archivalischen Schätze. Diesen Schritt zu wagen ist oft das Verdienst von einzelnen Kanonikern, wie im Falle des hier anzuzeigenden ersten Bandes: denn Louis Duval-Arnould ist auch der Archivar seines Kapitels und hat sich – neben seinen anderen zahlreichen wissenschaftlichen Aktivitäten – der Erforschung der Geschichte seines Kapitels verschrieben. Im ersten Band der Reihe präsentiert er ein Inventar der ca. 1000 Pergamenturkunden der Serie Q des Archivio Capitolare Lateranense aus dem 10. bis 20. Jh. sowie zwei Sammlungen mit Kopien von Urkunden derselben Provenienz (14. und 16. Jh.). Soweit es sich um Papsturkunden handelt, sind die Regesten in einem eigenen chronologischen *Bullarium ecclesiae Lateranensis* zusammengefaßt (und wiederholt). Mit einem Blick kann man sich jetzt einen Eindruck von der Fülle des Materials zu der bewegten Geschichte des Laterankapitels verschaffen, wobei man allerdings wissen muß, daß die Überlieferungschance von Privilegienurkunden und Dokumenten mit wirtschaftlicher und besitzrechtlicher Bedeutung weit größer war als die von Schriftstücken privaten Charakters, die weitgehend fehlen. Außerdem ist das Kapitelsarchiv reich an Vorgängerüberlieferung, die beispielsweise im Falle der Florenser-Abtei S. Maria della Gloria in Anagni beträchtliche Ausmaße annehmen kann. In solchen Fällen hilft der sorgfältig gestaltete Orts- und Namensindex weiter. – Im zweiten Band der Reihe stellen Mons. Duval-Arnould und Jochen Johrendt – zuletzt hervorgetreten durch eine Monographie zur Geschichte des Kapitels der Peterskirche („Die Diener des Apostelfürsten“, Berlin-New York 2011) – normative Quellen vor, die im Mittelalter das Leben und Wirken der lateranischen Kanonikergemeinschaft regelten. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Publikationen (erschienen in QFIAB 86 [2006] S. 95–143 und in der Rivista di Storia della

Chiesa in Italia 60 [2006] S. 405–450), die hier in einer sorgfältigen Übersetzung ins Italienische von Anna Maria Voci zusammengeführt sind. Jochen Johrendt ediert die von Nikolaus IV. 1290 erlassenen Statuten des regulierten Laterankapitels und fügt das feierliche Privileg (auf S. 22 nicht korrekt *statuti* genannt) hinzu, mit dem Gregor IX. 1228 dessen weitläufigen Besitz bestätigt hat. Duval-Arnould schaltet seinem Part die Edition der Schreiben voraus, die Bonifaz VIII. an das Laterankapitel gerichtet hat und die den 1299 abgeschlossenen Übergang von einer Gemeinschaft regulierter Kanoniker in ein Kapitel von Säkularkanonikern besiegelten. Umfangreicher als alle anderen Dokumente sind allerdings die detaillierten Konstitutionen Gregors XI. für das Laterankapitel aus den Jahren 1369 bis 1373. Längst vorbei waren die Zeiten, als das augustinerische Armutsgebot für die Regularkanoniker sich auch in der sparsamen Zuweisung von Kleidern an die Kanoniker niederschlug (S. 53). Seit der Reform Bonifaz' VIII. dominierten im Chorgestühl die Sprößlinge aus den ersten Familien Roms, die sich nur unwillig den strengen Auflagen des Kardinalerzpriesters Pierre Roger (im Dezember 1370 zum Papst Gregor XI. gewählt) beugten, die ihnen unter anderem die Residenz in den nahe der Basilika gelegenen Kanonikerwohnungen, die Beachtung der Gebetspflichten im Chor, die Ferienordnung und Disziplin auch im moralischem Bereich einschärften. Mit diesen Schlüsseltexten an der Hand ist nun die Kapitelforschung aufgerufen, sich intensiver mit den möglichen Vorbildern für sie auseinanderzusetzen. Denn es erscheint unwahrscheinlich, daß die Päpste und Kardinäle ihre Konstitutionen für das Laterankapitel ohne Vorlagen und die Einholung von Expertisen erlassen haben. Dabei scheint auch der Blick über die Stadtmauern Roms hinaus vor allem auf die italienischen und französischen Kapitellandschaften lohnend.

Andreas Rehberg

Peter Cornelius Claussen/Daniela Mondini/Darko Senekovic, Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter, 1050–1300. Bd. 3: G-L: S. Giacomo alla Lungara bis S. Lucia della Tinta, Corpus Cosmatorum II.3, Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 22, Stuttgart (Franz Steiner) 2010, 591 S., Abb., ISBN 978-3-515-09410-8, € 140. – Peter Cornelius Claussen ist es zu danken, daß er das monumentale Unternehmen des Corpus Cosmatorum weiterführt und dafür mit Daniela Mondini und Darko Senekovic zwei versierte Mitarbeiter gewonnen hat. Wie schon in den beiden vorausgegangenen Bänden (s. die Besprechungen in QFIAB 83 [2003] und 89 [2009]) ist die ausgebreitete Stofffülle überwältigend. Auch der Historiker kann davon profitieren und findet viel epigraphisches Material. Interessant sind die zahlreichen Hinweise auf den Umgang mit den mittelalterlichen Überresten, die bei späteren Umwandlungen zumal der Barockzeit nicht immer gedankenlos der Picke



zum Opfer fielen, sondern nicht selten von antiquarisch interessierten Zeitgenossen vor der Zerstörung bewahrt und – wenn es sich um Inschriften handelte – in den Kirchenwänden neu vermauert und bisweilen sogar geradezu als Beweis vergangener Größe inszeniert wurden (Beispiele: S. 17 Anm. 16, S. 65 mit. Abb. 46). Noch eindrucksvoller ist diese Absicht bei den Fußböden zu beobachten, die von römischen Marmorkünstlern, den sog. „Cosmaten“, kunstvoll angelegt worden waren. Die purifizierenden Restaurierungsbemühungen des 19. und 20. Jh. konnten gelegentlich auch über das Ziel hinausschießen. So präsentieren sich die Kapitelle in S. Lorenzo in Piscibus in Vatikannähe – heute bekannt als Sitz des päpstlichen internationalen Jugendzentrums – wie „abgenagt“, da mit dem barocken Stuck offenbar auch die antiken Kapitelle abgeschlagen worden sind (S. 539). Mehr noch als in den Bänden I und II haben historische Begebenheiten und Ablaß- und Reliquienverzeichnisse Eingang in die sorgfältigen Bestandsaufnahmen gefunden. So wird die Erneuerung von S. Giovanni a Porta Latina mit der Aussage Papst Gregors VI. auf dem Konzil von Sutri (1046) in Verbindung gebracht, er habe (als Kardinal) Geld für die Restaurierung dieser Kirche und andere Bauten in Rom angesammelt (S. 157). Wie sehr der Baubestand selbst der historischen Kirchen Roms immer noch gefährdet ist, zeigt nicht zuletzt das Sprengstoffattentat, das 1993 die Porticus der für Hochzeiten sehr beliebten Kirche S. Giorgio in Velabro zum Einsturz brachte (S. 19f.). Unter den 20 behandelten Kirchen ragen so bedeutende wie S. Giovanni a Porta Latina, S. Lorenzo in Damaso und S. Lorenzo fuori le mura hervor. Der letzteren Kirche hat Daniela Mondini quasi eine Monographie gewidmet. Ihre z. T. eigenwillige Kontextualisierung des Baubefundes stellt sie bei der Würdigung des Heiligengrabes in der Krypta unter Beweis, das um die Mitte des 13. Jh. eine „neuartige, suggestive – hautnahe – Begegnung mit den Gebeinen der hll. Laurentius und Stephanus“ ermöglichte und das man sogar umschreiten und berühren konnte (S. 456). Die zahlreichen Bildquellen machen das Werk zu einem unverzichtbaren Instrument für alle, die sich mit dem römischen Kirchenbau beschäftigen.

Andreas Rehberg

Jean-Claude Maire Vigueur, *L'autre Rome. Une histoire des Romains à l'époque communale (XII<sup>e</sup>–XIV<sup>e</sup> siècle)*, Paris (Tallandier) 2010, 560 S., ISBN 978-2-84734-719-7, € 26. – Jean-Claude Maire Vigueur gehört zu jenen Historikern, die in den letzten Jahrzehnten der Erforschung der Geschichte des mittelalterlichen Roms neue Impulse gegeben haben. Mit der vorliegenden Monographie bündelt er seine Erkenntnisse in einer Gesamtdarstellung der drei Jahrhunderte Stadtgeschichte, die den Aufstieg und Fall der freien römischen Kommune markieren. Der Professor der „Università Roma III“ tritt mit dem erklärten Willen an, mit vielen Gemeinplätzen aufzuräumen und neue Maßstäbe

zu setzen. Seine Leitidee ist es, die Geschichte Roms nicht mehr als einen „Sonderfall“ im Schatten des Papsttums zu betrachten, sondern sie in den großen Zusammenhang der kommunalen Bewegung Zentral- und Norditaliens einzubetten. Rom sei auch keine Parasitenstadt gewesen (S. 21). Maire Vigueurs Thesen zeigen die intime Kenntnis der kommunalen Verhältnisse im mittelalterlichen Italien, die ihn wie kaum einen anderen zum Vergleich der sozialen Gegebenheiten und kommunalen Strukturen befähigen. Mitunter entsteht aber der Eindruck, daß der Autor seine Leitidee allzu sehr in den Vordergrund rückt und einige Feststellungen trifft, die zwar mit Blick auf den gesamtitalienischen Kontext sehr plausibel wirken, die sich aber in Rom mit seiner bekannterweise schütterten Quellengrundlage nicht so einfach verifizieren lassen. Der Aufbau der Arbeit folgt bewährtem französischem Muster: Zunächst gibt es zwei einführende Kapitel zur topographisch-geographischen sowie wirtschaftlichen Situation Roms und des Umlandes. Daß Maire Vigueurs Hauptinteresse der Sozialstruktur Roms gilt und wie er diese sieht, wird in den Kapiteln III bis V deutlich, die dem „peuple de Rome“, der „noblesse citadine“ und den „barons“ reserviert sind, deren jeweilige *identité de groupe* rekonstruiert wird (s. programmatisch S. 26, 217ff.). Die Barone werden als eine „anomalie romaine“ gekennzeichnet. Und eben gegen diese von den Zeitgenossen als „Tyrrannen“ gebrandmarkten Barone haben sich – so Maire Vigueurs Überzeugung – die beiden anderen „Klassen“ im politischen Kampf verbündet (S. 236, 318). Überzeugend stellt Maire Vigueur den römischen Stadtadel in eine Linie mit der *militia* der anderen großen italienischen Stadtrepubliken, der der Autor schon eine eigene Monographie gewidmet hat (*Cavaliers et citoyens. Guerre, conflits et société dans l'Italie communale (XII<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> siècles)*, Paris 2003; s. Besprechung in QFIAB 84 [2004] S. 600f.). Auf die römische *militia* gehe letztlich der Erfolg der „Revolution“ von 1143 zurück, die zur Etablierung der Kommune in Rom geführt hat (S. 188, 209). Daß es neben dem obigen politischen Handlungsmuster des steten Kampfes der „Klassen“ auch andere Interpretationen gibt, nimmt der Autor zwar zur Kenntnis, eine eigentliche Diskussion findet aber nicht statt. So wird das Phänomen der Klientelbindungen weiter Teile der römischen Bevölkerung kurzerhand auf eine „Minderheit“ von 20–30% marginalisiert (S. 120, 165, 222ff.). Besonderes Interesse erregt das Kapitel VI, das der Kommunalverfassung gewidmet ist, der schon im Titel Stabilität und Flexibilität bescheinigt wird. Bei so viel Vorschußlorbeeren horcht man angesichts der – wie man weiß – sehr bewegten römischen Stadtgeschichte auf. Auf der einen Seite würdigt der Autor zwar die römischen Stadtteile (in Rom *rioni* genannt; die *contrade* sind ihre Untereinheiten) als soziale Aggregationsorte – zumal der Zünfte – (S. 166ff.), auf der anderen Seite erachtet er den *rione* als „privé de toute représentation dans les organismes

centraux de la commune“ (S. 169, vgl. 333). Der selbst 1143 als Stadtherr nicht völlig und dauerhaft ausgeschaltete Papst, der bekanntlich zumal im 13. Jh. und während der Avignoneser Epoche auch weiterhin ein gewichtiges Wort bei der Besetzung von Führungsstellen (Senatoren, Stadtkämmerer, -schreiber etc.) mitzureden hatte, wird kaum als Teil der Kommunalverfassung wahrgenommen (S. 307, 324, positiv: 313). Die Verwaltung erhält gar das Prädikat einer „bureaucratie précoce et étoffée“ (S. 311) – die gerade einmal von Venedig und Mailand übertroffen worden wäre –, ohne daß ein wirklich komplettes „Organogramm“ geliefert wird (was – wie gesagt – in Rom auch ein Quellenproblem ist). Gelungen sind die Charakterisierungen der beiden bedeutendsten Anführer des Popolo, Brancaleone degli Andalò (1255) und Cola di Rienzo (1347) (S. 338ff.). Das der Entwicklung der Architektur, Kunst und Malerei gewidmete Kapitel VIII liest sich auch deshalb mit Gewinn, weil es knapp und kompetent die neuen Erkenntnisse der kunsthistorischen Forschungen zur Rolle Roms und der römischen Künstler im Erneuerungsprozeß der italienischen Malerei um 1300 referiert. Der Rezeption der Antike auf literarischer und politischer Ebene ist das letzte Kapitel gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Diskussion um Republik und Kaisertum, die in Cola di Rienzos Plänen zu einem italienischen Imperium gipfelte (S. 488ff.). Der sich auch nicht vor Seitenhieben gegen italienische Politiker von heute scheuende, streitsame Maire Vigueur hat mit seinem Rom-Buch noch nicht das letzte Wort zu den drei behandelten Jahrhunderten römischer Stadtgeschichte gesprochen, aber einen spannenden Beitrag dazu geliefert, der die Forschung noch lange animieren wird.

Andreas Rehberg

Alessandra Bartolomei Romagnoli (Hg.), Francesca Romana. La Santa, il Monastero e la Città alla fine del Medioevo, Firenze (Edizioni del Galluzzo per la Fondazione Ezio Franceschini) 2009, XXVI, 305 S., ISBN 978-88-8450-348-0, € 85. – Der hier vorgelegte interdisziplinär angelegte Band enthält Vorträge, die im Frühjahr 2008 im Monasterium Tor de' Specchi zur Feier der Heiligsprechung von Francesca Bussa di Ponziani im Jahr 1608 gehalten wurden, begleitet von einem Grußwort Papst Benedikts XVI. Arnold Esch (Santa Francesca Romana e la società romana del suo tempo, S. 3–21) studiert in seinem Beitrag die „römischste der Heiligen“ im Kontext der Gesellschaft ihrer Zeit und ihres täglichen Lebens zwischen Rione Trastevere und Rione Campitelli. Seine Quellenbasis bilden Aussagen von Zeuginnen und Zeugen in den bald nach ihrem Tod begonnenen Kanonisationsprozessen sowie Fresken in der alten Kapelle Tor de' Specchi, welche die Wunder Francescas abbilden und zugleich zeitgenössische Probleme der Stadt und der römischen Aristokratie enthüllen – Menschen in extremen existenziellen Situationen,

in bewaffneten Auseinandersetzungen verletzte Männer, psychische Not von Frauen, Hungernde und Pestkranke. Francesca lebte und wirkte in einer der spannungsreichsten Perioden der Geschichte der Stadt, einer Zeit der Transformation vom Mittelalter zum *Rinascimento*, vom kommunalen zum päpstlichen Rom und nicht zuletzt einer Zeit des Schismas, in der bis zu drei Päpste nebeneinander regierten. Der Autor zeigt, dass der bald nach Francescas Tod einsetzende Kult durch vom politischen und gesellschaftlichen Abstieg bedrohte Führungsfamilien der Stadt wie den Clarelli und den Petrucci (als Zeugen in den Prozessen auftretend und auch auf den Fresken der alten Kapelle abgebildet) gefördert wurde. Der Kult der neuen Heiligen wurde so zum Integrations- und Erinnerungspunkt dieser kommunalen Gruppierung, zu der auch Francescas Familien, die Bussa und die Ponziani, zählten. Giorgio Picasso (*Santa Francesca Romana oblata di S. Maria Nova*, S. 23–31) entwirft ein spirituelles Profil der visionär begabten Mystikerin. Mario Sensi (*Le bizzoche di S. Anna a Foligno, Torre degli Specchi a Roma, S. Elisabetta a Venezia: tre storie a confronto*, S. 33–86) ordnet die Terziarierinnen vom Orden der Olivetaner an der Tor degli Specchi in den Kontext der religiösen Frauenbewegung des 13. Jh. und des in Nordwesteuropa verbreiteten Beginenphänomens ein. Er referiert die Haltung von Päpsten und Konzilien zu der Bewegung und vergleicht den römischen Oblatenkonvent mit anderen italienischen Frauenkonventen. Alessandra Bartolomei Romagnoli (*Francesca Romana e la Regola di Tor de' Specchi*, S. 87–160) würdigt die Heilige, die erstmals in der Geschichte des Benediktinerordens „un modello di vita regolare“ entwickelt und durchgesetzt habe, das die Klausur und damit den Abschluss der Oblatinnen von der Welt verhinderte (S. 92). Die Autorin hält die Regel der Francesca für den Konvent Tor de' Specchi für ein außergewöhnliches Dokument der Systematisierung eines weiblich-religiösen Lebensstils im 15. Jh. Auf Fragen des Gemeinschaftslebens, des gewünschten Verhaltens der Oblatinnen und der internen Disziplin geht sie auch anhand der Regel-Statuten ein und veröffentlicht in einem Anhang neu edierte zentrale Dokumente des Konvents aus dem 15. und 16. Jh. Patrizia Marchetti (*Architettura a Tor de' Specchi*, S. 161–185) beschreibt den nach Francescas Tod intensiv betriebenen Ausbau des Hauses an der Tor degli Specchi zu einem monastischen Komplex. Claudia Tempesta (*Arte a Tor de' Specchi*, S. 187–245) zeichnet ein Panorama der für das *Monastero* im Laufe der Jahrhunderte gefertigten Kunstwerke und schildert die mit Hilfe neuester Techniken durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen. Beatrice Cirulli (*Documenti sulla fondazione e dedicazione della cappella delle Oblate di santa Francesca Romana in Santa Maria Nova e una ipotesi sulla sua più antica decorazione 1442–1448*, S. 247–271) rekonstruiert die Ausschmückung der S. Francesca gewidmeten Kapelle in der Kirche S. Maria Nova am Forum Ro-

manum in den ersten Jahren der Kapellengründung. Der Sammelband bietet vielfältige Aspekte zum Leben der Mystikerin, ordnet ihre spirituellen Erfahrungen in den Kontext der religiösen Bewegung ein, beschreibt aber auch die Geschichte des *Monastero* und römische Lebensrealitäten zur Zeit der Hl. Francesca. Kerstin Rahn

Il *Liber decretorum* dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526), a cura di Andreas Rehberg, Roma (Fondazione Marco Besso) 2010, XIII, 411 S., keine ISBN. – Hingewiesen sei auf die – nun auch in italienisch und in Buchform erschienenen – römischen Ratssitzungsprotokolle des frühen 16. Jh., die in einer ersten, deutschen Fassung zwischen 2000 und 2002 in dieser Zeitschrift in Regestenform veröffentlicht worden waren: ein weiteres Zeugnis für die Findigkeit und Kompetenz des Bearbeiters, der am Deutschen Historischen Institut für die stadtrömischen Quellen zuständig ist und schon viele römische Quellentexte erschlossen und bearbeitet hat (und für diese Publikation nun mit dem *Premio Borghese* ausgezeichnet wurde). Die Quelle gehört zur Gattung der *Riformanze*, wie sie für viele italienische Kommunen – aber bislang eben nicht für Rom! – vorliegen und neben den Notarsprotokollen eine besonders typische Quelle des italienischen Mittelalters sind. Für Rom sind solche *Riformanze* erst für die Jahre 1515–1526 erhalten. Sie erfassen hier nicht alle Ratsbeschlüsse, sondern die Dekrete, die dem *scribasenato*, dem Staatschreiber, wichtig schienen. Die Quelle gibt tiefen Einblick in Aufbau und Funktionieren des Führungsapparates der römischen Kommune, der Papst Leo X. soeben einige Rechte zurückerstattet hatte, die ihr unter der päpstlichen Signorie des Quattrocento entzogen worden waren. Wir erfahren vieles nicht nur über die institutionelle Seite, über Wahlen, Gehälter, Steuern, Schutz der antiken Monumente, sondern auch über den gewöhnlichen Alltag: Wie ist der Müll zu entsorgen (im Tiber natürlich), wohin mit den Pestkranken, wie schützt man die Pilgerscharen vor den Büffeln in den Straßen (und ähnliche Verkehrsprobleme)? Kurz: ein Querschnitt durch das Leben einer Stadt, die, Sitz des Hauptes der Christenheit, gerade in diesen Jahren durch den Ausbruch der Reformation und die fürchterliche Plünderung des *Sacco di Roma* in ihrer Bedeutung in Frage gestellt wurde. Arnold Esch

Ralph-Miklas Dobler, Die Juristenkapellen Rivaldi, Cerri und Antamoro. Form, Funktion und Intention römischer Familienkapellen im Sei- und Settecento, Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 22, München (Hirmer) 2009, 254 S., 89 Abb., ISBN 978-3-7774-3775-0, € 75. – Rom, Hauptstadt des Kirchenstaates und Zentrum der katholischen Welt, galt in der Frü-

hen Neuzeit wegen seiner kirchlichen Karrieremöglichkeiten in schnell wechselnden Herrschaftskontexten als Ort besonderer sozialer Mobilität. Sichtbare Zeichen für den Aufstieg einer Familie im frühneuzeitlichen Rom bildeten im weltlichen Bereich ein repräsentativer Palast und in der geistlichen Sphäre eine künstlerisch entsprechend geformte (Grab-)Kapelle. Letztere stellte in mehrfacher Hinsicht eine sinnvolle Investition dar. Zum einen wurde damit der Verpflichtung Rechnung getragen, das Andenken der verstorbenen Familienangehörigen zu ehren und für diese – verbunden mit liturgischen Funktionen – über ihren Tod hinaus Sorge zu tragen (d. h. sich einzusetzen, die Zeit im Fegefeuer zu erlassen oder zu verkürzen). Darüber hinaus leistete die Familie mit der Ausgestaltung eines Sakralbaus einen sozial-karitativen Beitrag und engagierte sich im Bereich der Kunstförderung. Schließlich war diese Maßnahme ein Teil der Strategie, den erreichten gesellschaftlichen Status öffentlich zur Schau zu stellen. In der Regel wurde dabei der z. T. beträchtliche finanzielle Aufwand im Gegenzug durch symbolisches Kapital reichlich entlohnt. Dabei musste allerdings das Gebot der sozialen Angemessenheit beachtet werden. Etwas leichter nahm man es hingegen mit den Mahnungen der nachtridentinischen Kirche (Borromeo, Paleotti) zur Zurückhaltung bei künstlerischen Projekten. Ralph-Miklas Dobler behandelt in seiner jetzt gedruckt vorliegenden Dissertation drei römische Kapellen des 17. und frühen 18. Jh., die von Juristenfamilien in Auftrag gegeben wurden. Allen drei Räumen ist gemeinsam, daß sie (typisch für eine Aufsteigerfamilie) zu Lebzeiten der *comittenti* vollendet und von bedeutenden Künstlern ausgestaltet wurden. Hingegen unterscheiden sie sich hinsichtlich des Stils (Früh-, Hoch- bzw. Spätbarock), der Positionierung innerhalb des Kirchenbaus (Chor-, Langhaus-, Querhauskapelle) und schließlich hinsichtlich der kirchlichen Verwalter (zwei Orden, eine Bruderschaft), was die Untersuchung unter verschiedenen Aspekten reizvoll und sowohl für historische als auch kunsthistorische Fragestellungen fruchtbar macht. 1611 stiftete Gaspar Rivaldi, der einer zu Beginn des 16. Jh. wohl aus Frankreich nach Rom zugewanderten Familie entstammte, eine Kapelle in S. Maria della Pace in unmittelbarer Nähe des Familiensitzes an der Piazza Navona. Die künstlerische Gestaltung der 1614 fertiggestellten Kapelle (Kosten: ca. 10 000 *Scudi*) orientierte sich stark an der vom regierenden Papst gestalteten Kapelle in Santa Maria Maggiore. Die Nähe zum Borghese-Pontifikat wird auch dadurch unterstrichen, daß Paul V. die erste Messe in der Capella Rivaldi zelebriert. Kurze Zeit später erhält dann Ascanio Rivaldi, ein Sohn von Gaspar, noch im selben Pontifikat ein Kanonikat in S. Maria Maggiore und das Referendariat beider Signaturen, das kuriale Schlüsselamt *par excellence*. Einen vergleichbaren Fall bildet der aus der Gegend von Pavia stammende Antonio Cerri. Nach dem Tod seiner Frau 1625 begann der seit lan-

gem mit Maffeo Barberini befreundete Jurist eine kirchliche Karriere (1632 *Referendarius utriusque signaturae*). 1640 erwarb er eine Kapelle in Il Gesù, der Hauptkirche der dem Barberini-Pontifikat nahestehenden Jesuiten, just zu einer Zeit, als die kirchliche Karriere des Sohnes und späteren Kardinals Carlo Konturen annahm (1638 *Uditore generale* von Francesco Barberini, 1639 Referendar beider Signaturen). Zuvor hatte sich Antonio vergeblich um die Überlassung einer Kapelle in S. Andrea della Valle bemüht, die der Familienkapelle der Barberini gegenüberlag. Der dritte Fall beschreibt den Neubau einer Kapelle zu Ehren des hl. Filippo Neri in S. Girolamo della Carità zwischen 1703 und 1710 durch den Doktor beider Rechte Tommaso Antamoro, dessen Vater in der 2. Hälfte des 17. Jh. aus den Marken nach Rom gekommen war. Zwei Söhne von Tommaso schlugen zunächst eine kirchliche Karriere ein, wobei Paolo Francesco unter Pius VI. das Protonotariat und das Kardinalat erreichen konnte, was einen ähnlich raschen Aufstieg der Familie wie bei den Cerri zum Ausdruck bringt und auf eine entsprechende päpstliche Protektion hindeutet. Der von Antamoro gestiftete Kirchenraum gibt allerdings im Gegensatz zu den beiden anderen Beispielen keinen Bezug zum zeitgenössischen päpstlichen Mäzenatentum zu erkennen. Alle drei Familien hatten jedenfalls mit ihren Stiftungen ein wichtiges gesellschaftspolitisches Signal gesetzt, das mehrere Funktionen erfüllte. Eine Garantie gegen den sozialen Abstieg bedeutete dies freilich nicht, wie das Beispiel der Rivaldi lehrt. Die Studie von Dobler überzeugt in ihrer klaren Argumentation und v. a. durch die Einbeziehung von Nachbardisziplinen der Kunstgeschichte, wobei er gewinnbringend rezente historiographische Debatten (etwa zum Klientelismus und zum Mäzenatentum) reflektiert. Die Arbeit basiert auf solider und umfassender Quellenanalyse. Neben Archiv und Bibliothek des Vatikans wurden alle für das Thema relevanten Archive ausgewertet (Archivio Storico Capitolino, Jesuitenarchiv, römisches Staatsarchiv, Vikariatsarchiv, Archivio Storico dell'Arciconfraternità di S. Girolamo della Carità). Als Historiker hätte man sich allerdings ein Verzeichnis der benutzten Archivalien als Beilage gewünscht. Dies ist aber auch die einzige Einschränkung des Rezensenten, die den überaus positiven Gesamteindruck einer in allen Teilen überzeugenden wissenschaftlichen Leistung nicht zu schmälern vermag.

Alexander Koller

Daniela Spiegel, Die Città Nuove des Agro Pontino im Rahmen der faschistischen Staatsarchitektur, Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 7, Petersberg (Imhof) 2010, 328 S., Abb., ISBN 978-3-86568-456-1, € 69.– Im Jahr 2010 erschien nicht nur der mit dem renommierten italienischen Literaturpreis *Premio Strega* ausgezeichnete Roman „Canale Mussolini“ von Antonio Pennacchi, sondern auch ein gewichtiges wissenschaftliches Buch,

welches sich mit einem zentralen Aspekt der Bonifizierung der pontinischen Sümpfe zur Zeit des Faschismus befasst. Daniela Spiegel fokussiert in ihrer 2008 an der TU Berlin eingereichten Dissertation nicht die wassertechnische Trockenlegung und damit einhergehende Landgewinnung, auch nicht die Binnenkolonisierung und Ansiedelung von Veteranen aus Venetien und der Emilia-Romagna in dem vormals malariaverseuchten Gebiet, sondern ihr geht es um die architektonische und urbanistische Perspektive. Ziel der Studie ist zum einen die vergleichende Untersuchung der Planung und Errichtung der fünf so genannten *città nuove* im Südosten Roms in den 1930er Jahren. Zum anderen sollen diese Gründungen in den Kontext der Debatte um die faschistische Staatsbaukunst gestellt werden. So viel vorab: Beides gelingt in vorbildlicher Weise. In einem ersten Kapitel untersucht die Vf.in das Projekt der Urbarmachung des *Agro Pontino* in seiner Gesamtheit. Ausgehend von den vier ideologischen bzw. wirtschaftspolitischen Pfeilern, dem Ruralismus, dem *Combat-tentismo* (ONC, Soldatentum), dem Antikenkult sowie der Binnenmigration, auf denen die Bonifizierung basierte, zeigt Spiegel die Probleme und Spannungen auf, die die Umsetzung dieses Programms tatsächlich mit sich brachte. So war die Urbarmachung zunächst ein wirtschaftlicher Misserfolg, zahlreiche Siedler waren keine Bauern und ihrer neuen Aufgabe nicht gewachsen, sie gerieten in eine enorme Abhängigkeit vom ONC. Viele Maßnahmen waren übereilt und ohne vorausschauende Planung durchgeführt worden, da vor allem schnelle sichtbare Erfolge bei diesem Prestigeprojekt Mussolinis präsentiert werden sollten. Die Widersprüche zwischen ideologischem Anspruch des faschistischen Ruralismusprinzips und der Realität werden bei der Gründung der fünf landwirtschaftlichen Gemeindezentren Littoria (heute Latina), Sabaudia, Pontinia, Aprilia und Pomezia, besonders deutlich. Denn es zeigte sich bald, dass es kaum Funktionen und Einwohner für diese *centri comunali* gab. So wurde beispielsweise Littoria nur ein Jahr nach seiner Einweihung zur Hauptstadt der neugegründeten gleichnamigen Provinz ernannt, womit ein inhaltlicher Bedeutungswandel einherging. Mit Blick auf Sabaudia, welches am Rande der neu besiedelten Zone lag, erkannte man dank des touristischen Potenzials zwar eine mögliche Zusatzfunktion, genutzt wurde diese aber erst in der Nachkriegszeit. Im Faschismus hingegen wurde die Stadt am Circeo vielmehr zum militärischen Stützpunkt ausgebaut. Dies sind freilich nur einige der zahlreichen bauplanerischen und urbanistischen Probleme, welche dank des vergleichenden Untersuchungsansatzes der Studie über die faschistische Propaganda hinaus offen gelegt werden. Der ausführlichen Analyse dieser Stadtneugründungen ist eine Darstellung der allgemeinen Architekturentwicklung des Faschismus zwischen Traditionalismus und Modernismus bzw. Rationalismus anhand ihrer wichtigsten Etappen und Protagonisten vorangestellt. Diese



bildet gleichsam die Hintergrundfolie für das Verständnis der Planungen (und Fehlplanungen), die Ausschreibungen (und Nichtausschreibungen) und die oftmals übereilte Errichtung und Einweihung der pontinischen Neugründungen. Die abschließende Kontextualisierung führt schließlich eindringlich vor Augen, wie eng das Urbanisierungsprogramm des *Agro Pontino* mit den Debatten um die faschistische Staatsbaukunst verflochten war. Neben der klaren Konzeption der Arbeit überzeugen der gut leserliche Stil sowie die qualitätsvollen und aussagekräftigen Illustrationen. Insgesamt also ein rundum lesenswertes Buch mit hohem wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn auch für die allgemeinhistorische Forschung über die Städte Mussolinis, die eigentlich keine sein durften. Zu hoffen ist auf eine baldige italienische Übersetzung, welche die gebührende Rezeption des Werkes südlich der Alpen erleichtern würde. Diese Fassung sollte man allerdings durch ein Register für einen schnelleren Zugang zu den zahlreichen Personen- und Ortsnamen ergänzen. Ricarda Matheus

Maria Crescenza Carrocci, Pontecorvo Sacra. Ricerche storiche, presentazione di Cosimo Damiano Fonseca, Archivio Storico di Montecassino. Studi e documenti sul Lazio Meridionale 10, Montecassino (Pubblicazioni Casinesi) 2010, 357 S., viele Abb., ISBN 978-88-8256-310-4. – In Ergänzung zu der Geschichte von Pontecorvo im Mittelalter von G. M. Fusconi, die 2003 als Band 7 derselben Reihe erschienen war, legt die Vf. einen Katalog von 106 Kirchen und Klöstern im Territorium der ehemaligen Exklave des Kirchenstaats vor. Viele dieser Kirchen existieren heute nicht mehr, von manchen ist nicht einmal die genaue Lage bekannt. Die „schede“ bieten „Notizie storiche“ zu jeder einzelnen Kirche, die von deren erster Erwähnung bis in die Neuzeit reichen und neben der einschlägigen Literatur auch viele ungedruckte Quellen, vor allem aus dem Archiv von Montecassino heranziehen. Martin Bertram

Paul Oldfield, City and community in Norman Italy, Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth series 72, Cambridge (Cambridge University Press) 2009, XV, 294 S., Abb., ISBN 978-0-521-89804-1, £ 35. – Eine umfassende Studie zur Geschichte der süditalienischen Städte in normannischer Zeit fehlte bislang. Es ist das Anliegen der bei Graham A. Loud (Leeds) entstandenen – und für den Druck überarbeiteten – Dissertation, diese Lücke zu füllen. Oldfield untersucht den Zeitraum 1000 bis 1220, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf dem 12. Jh. Geographisch beschränkt er sich auf die Städte der Terraferma. Konzise begründet er die Notwendigkeit seiner Arbeit aus der noch immer leitenden Erzählung der zwei Italien, in der die Geschichte des Nordens durch freie Städte, die des Südens hingegen durch das omnipotente normannische Königtum geprägt ist (S. 1–7). Die daraus resultierende

Vorstellung, die Städte im Süden seien durch die Normannen unterdrückt worden, möchte Oldfield widerlegen und fragt daher nach Formen städtischer Autonomie, nach Brüchen und Kontinuitäten in der Geschichte der „urban communities“ innerhalb des konfliktreichen Untersuchungszeitraums sowie dem Vorhandensein einer „civic identity“. Mit hervorragender Quellenkenntnis geht er diese Aufgabe in fünf chronologischen (S. 17–162) und vier systematischen Kapiteln (S. 163–262) an. Zwar liegt dem chronologischen Teil eine deutliche Teleologie zugrunde („urban communities“ streben stets nach Freiheit), doch gelingt es Oldfield immer wieder, die bisherige Meistererzählung auf den Kopf zu stellen. So argumentiert er z. B., dass die Gründung des Königreichs keinen tiefen Einschnitt für die Ausbildung autonomer städtischer Institutionen bedeutet, diese vielmehr langfristig legitimiert und gefördert habe, weil vielerorts alte Eliten kooptiert und bestehende Strukturen von Seiten des Königs bestätigt wurden (S. 55–81). Überzeugend dekonstruiert Oldfield auch das Bild von der Effizienz der normannischen Verwaltung, indem er die häufig engen Handlungsspielräume und lokalen Interessen königlicher Stellvertreter herausarbeitet (S. 82–123). Vor allem nach dem Tod Wilhelms II. hätten die Städte diese „absent presence“ (S. 162) des Königtums durch eigene Institutionen gefüllt. Im systematischen zweiten Teil des Buches sind vor allem die genauen Differenzierungen positiv hervorzuheben. Sei es bei der Frage nach Bevölkerungsgrößen (S. 165–169), dem – mit wenigen Ausnahmen erst spät in den Quellen gebrauchten – *civis*-Begriff (S. 171–183), der Zusammensetzung der städtischen Gesellschaft (S. 186–222 werden nacheinander Eliten, „middle class“ und Randgruppen thematisiert; S. 226–245 wird das Verhältnis von Kirche und Stadt diskutiert) oder dem Kapitel über „urban economy“ (S. 246–262): Stets argumentiert Oldfield auf breiter Quellenbasis und warnt begründet vor der Erwartung allzu kategorischer Verhältnisse. Das nur wenig mehr als drei Seiten umfassende Kapitel über „solidarities and social conflict“ (S. 222–225) werden diejenigen als unbefriedigend empfinden, die sich einen Zugang zum Verständnis von Gesellschaften über die Frage nach konkreten Formen der Konfliktführung, der Gruppenbildung und -bindung erhoffen. Für den Vergleich mit den Städten im Norden ist Oldfields sehr allgemein gehaltene Definition des Begriffs „commune“ („that which relates to or benefits the community“, S. 7) insofern problematisch, weil die Kommune als geschworene Einung doch konstitutiv für die „urban communities“ des Nordens war; zudem wird der Kommune-Begriff im nachfolgenden Text kaum in dieser Allgemeinheit gebraucht, sondern meist im Kontext verschiedener Institutionen städtischer Selbstverwaltung (S. 40, 45f., 48 u. ö.). Doch schmälert diese Kritik keineswegs Oldfields Verdienst: Seine Arbeit beeindruckt durch die systematische Auswertung eines riesigen Quellenbestandes, eine Unzahl an Beispielen

aus zwei Jahrhunderten und einem guten Dutzend Städten. Wer sich künftig mit der hochmittelalterlichen Geschichte der süditalienischen Städte auseinandersetzt, wird dankbar auf Oldfields Buch zurückgreifen.

Markus Krumm

Luciana Petracca (a cura di), *Quaterno de spese e pagamenti fatti in la cecca de Leze (1461/62)*, *Fonti e studi per gli Orsini di Taranto*. Fonti 2, Roma (Istituto Storico Italiano per il Medio Evo) 2010, CXXVIII, 158 pp., ISBN 978-88-89190-67-8, € 35. – Der „Quaterno“ ist eine im Staatsarchiv Neapel (*Dipendenze della Sommaria*, Serie I, fasc. I/1) verwahrte und aus 161 Blättern bestehende Hs. aus dem Jahr 1462, mit Ausgaben der Münzstätte von Lecce im Indiktionsjahr 10 (1. September 1461 bis 31. August 1462). Trotz seiner herausragenden Bedeutung für die allgemeine Wirtschaftsgeschichte Süditaliens blieb diese Quelle bislang unveröffentlicht und relativ unbeachtet, zusammen mit einer Reihe von vergleichbaren Urkunden an der Wende zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Diese erste Edition von Luciana Petracca hat somit ihren eigenen Wert, dazu kommt aber auch der Vorzug einer langen Einleitung, die die in der Quelle erhaltenen Informationen ausführlich behandelt und erklärt. Dabei ist als Besonderheit festzuhalten, dass die Stadt Lecce eine eigene *Zecca* besass, über die keine anderen Zeugnisse vorhanden sind und deren Gründung keineswegs dokumentiert ist. Es handelt sich, nach der Meinung der Bearb., um eine Privatinitiative des lokalen Herrschers, des Fürsten Giovanni Antonio Orsini del Balzo, im unklaren und komplizierten politischen Kontext des Kampfs zwischen René I. von Anjou und Ferdinand I. Einerseits ist diese im lokalen Dialekt der Halbinsel von Salento (heutige Provinz Lecce) geschriebene Hs. ein Zeichen des hochentwickelten Wirtschafts- und Kulturlebens in diesem Gebiet unter der Orsini-Herrschaft. Andererseits findet sich hier zugleich auch eine Bestätigung der wichtigen Rolle der Stadt Lecce, der Halbinsel von Salento und der ganzen *Terra d'Otranto* für den venezianischen Grosshandel und die Handelsbeziehungen zwischen Süd- und Norditalien, Dalmatien und anderen Regionen des Mittelmeerraumes. Die Einleitung gliedert sich in fünf Kapitel: das erste bietet einige Grundinformationen zur Geschichtsschreibung und zum Münzwesen (in Lecce wurden lokale *carlini*, *tornesi* und *armellini* hergestellt), im zweiten wird die Hs. selbst beschrieben, das dritte behandelt die Verwaltung der Münzstätte (in einem Vergleich mit allgemeiner historischer Entwicklung), im vierten erklärt die Autorin ausführlich die Arbeitsverfahren der *Zecca*, darunter die Tätigkeit der Meister (*capimastri*) und der einfachen Lohnarbeiter, während das letzte Kapitel eine Reihe von spezifischen Aspekten der Arbeit behandelt, etwa den Einkauf der Rohstoffe wie Metall, Brennmaterialien und Weinsäure, oder die Verwendung

der verschiedenen Werkzeuge. Am Ende des Buchs findet sich ein Glossar, eine Literaturliste und ein Personen- und Ortsregister. Die Edition folgt den klassischen, leserfreundlichen Hinweisen von Alessandro Pratesi. Die Übertragung der mittelalterlichen Rechnungsbücher ist eine lange und mühsame Arbeit, bei der sich auch Frau Petracca vor Probleme gestellt sah im Zusammenhang mit der Schrift (*minuscola cancelleresca corsiva*) selbst, aber auch mit der Sprache, eine Mischung aus Latein und Dialekt, und zuletzt mit den nicht immer verständlichen Zahlen, Masseinheiten und Währungen. Der Autorin ist es dennoch gelungen, die Hs. in überzeugender Weise zu präsentieren. Es wäre allerdings sinnvoll gewesen, dem Buch auch noch eine oder mehrere Photoaufnahmen der Seiten des Manuskripts hinzuzufügen, um die Transkription auch nachvollziehen zu können. Dies fällt allerdings nicht so sehr ins Gewicht angesichts der überaus positiven Gesamtleistung dieser Publikation.

Kristjan Toomaspoeg

David Engels/Lioba Geis/Michael Kleu (Hg.), *Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Herrschaft auf Sizilien von der Antike bis zum Spätmittelalter*, Stuttgart (Steiner) 2010, 363 pp., ISBN 978-3-515-09641-6, € 54. – Il volume raccoglie i contributi presentati nell'ambito di un progetto che porta lo stesso nome del volume e ha visto coinvolte le cattedre di Storia Antica e di Storia medievale della Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule di Aachen e la cattedra di Storia Romana della Libera Università di Bruxelles tra 2008 e 2009. Ci piace segnalare che non solo i tre coordinatori e curatori del volume, ma anche tutti i 17 studiosi coinvolti nel progetto sono di età compresa tra i 30 e i 40 anni. Come anticipato nel titolo, il progetto si concentra su un'area geografica ben precisa, quale l'isola di Sicilia, su un'arco cronologico che si distende dalla colonizzazione fenicia sino alla rivolta del Vespro nel 1282 (otto contributi di storia antica e altrettanti destinati all'età medievale), per verificare concezioni e ideali di potere da parte dei conquistatori o governanti della Sicilia nel loro tormentato confronto dialettico con la realtà isolana, nei limiti della documentazione superstita. Ovviamente tutto viene svolto scegliendo casi esemplari, legati anche al campo di ricerca attuale degli studiosi coinvolti, ma, sia pure con qualche forzatura, nell'insieme i contributi cercano di restare all'interno del tema prescelto, con una attenzione che si dipana necessariamente tra élites e dominatori di turno. Costante sembra proprio la presenza di dominatori che, quasi sempre paiono esterni almeno inizialmente rispetto all'isola. Oltre le conclusioni evidenziate dai curatori, Bilanz und Perspektiven (pp. 351–360), va detto che la lettura genera anche curiosità ulteriori nel lettore, ad esempio, con inattesi paralleli tra le rivolte e alleanze delle città sicule in età cartaginese e romana e l'episodio finale del volume analizzato da Philip

M. Schneider, Die Sizilianische Vesper und die *communitas Siciliae* von 1282 (pp. 337–350) e in genere per il ruolo costantemente centrale delle aree urbane. Per restare solo all'età medievale, Peter Van Nuffelen, Episcopal Succession in Sicily during the sixth century A.D. (pp. 189–199) rileva la costante necessità pontificia di confrontarsi con le aspirazioni locali nelle elezioni ecclesiastiche. Vivien Prigent, La Sicile byzantine, entre papes et empereurs (6–8 siècle) (pp. 201–230) e Erik Lippert, Papst Gregor II. und Kaiser Leon III. Die Abtretung Siziliens im Licht der neueren Forschung (pp. 231–245) esaminano l'intreccio delle aspirazioni pontificie e bizantine sino all'arrivo dei musulmani, con interessanti riflessioni sull'annosa questione delle conseguenze sull'isola della disputa iconoclasta. David Engels, L'insurrection d'ibn Qurhub. La Sicile entre Fatimides et Abbasides (pp. 247–264), affronta invece un momento interessante di rivolta in qualche modo autoctona nel passaggio tra Fatimidi e Abbasidi. Julia Becker, Graf Roger I. von Kalabrien und Sizilien. Eine realistische Herrschaft zwischen drei Kulturen? (pp. 265–281), ha agio di verificare con maggiore immediatezza quanto vi sia di ideale, di precursore, e quanto invece di pragmaticamente conseguente alle condizioni dei nuovi sudditi da parte del primo dominatore normanno di Sicilia. Lioba Geis, Die Hofkapelle als Herrschaftsinstrument Rogers II. für Sizilien? (pp. 283–305), esplora invece il ruolo della *Hofkapelle*, riducendone la valenza o meglio la cristallizzazione istituzionale, con un peso maggiore delle singole personalità che ne fanno parte; Georg Vogeler, Die Urkunden Kaiser Friedrichs II. für Empfänger auf der Insel Sizilien (pp. 307–324), indaga i rapporti della corte, nuovo centro di potere, con la Sicilia, ormai periferia del Regno, attraverso la produzione dei documenti federiciani, mentre Christian Friedl, Herrschaftskonzeption bei König Manfred (pp. 325–335) rilegge il fallimento della politica di Manfredi, in un gioco di raffronti e velleitarie riprese della politica federiciana e imperiale.

Francesco Panarelli

## VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Giulia Barone	Ralf Lützel Schwab
Julia Becker	Michael Matheus
Rotraud Becker	Ricarda Matheus
Wolfram Benziger	Andreas Meyer
Martin Bertram	Gerhard Müller
Jan-Erik Beuttel	Harald Müller
Guido Braun	Eberhard J. Nikitsch
Swen Holger Brunsch	Francesco Panarelli
Gabriele B. Clemens	Kerstin Rahn
Mariarosa Cortesi	Andreas Rehberg
Fulvio Delle Donne	Wolfgang Reinhard
Marco Di Branco	Wolfgang Schieder
Arnold Esch	Ludwig Schmutge
Enrico Faini	Christiane Schuchard
Andreas Fischer	Jörg Schwarz
Massimo Carlo Giannini	Jens Späth
Silvano Giordano	Kai-Michael Sprenger
Dieter Girgensohn	Thomas Szabó
Christine Maria Grafinger	Carlo Taviani
Florian Hartmann	Hillard von Thiessen
Duane R. Henderson	Michael Thöndl
Peter Herde	Kristjan Toomaspoeg
Ingo Herklotz	Klaus Unterburger
Thomas Hofmann	Massimiliano Valente
Britta Kägler	Markus Völkel
Hagen Keller	Camilla Weber
Alexander Koller	Kordula Wolf
Markus Krumm	Hannelore Zug Tucci
Mordechay Lewy	

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN  
DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

- |                                 |                              |                             |
|---------------------------------|------------------------------|-----------------------------|
| Achermann, E. 533               | Bejczy, I. P. 532            | Borsje, J. 437              |
| Adoriso, A. M. 484              | Bellavitis, A. 584, 586      | Botti, A. 472               |
| Aguiar Andrade, A. 513          | Belli, F. 597                | Bougard, F. 443             |
| Aiello, R. 483                  | Benedetti, M. 471            | Boute, B. 542               |
| Alhaique Pettinelli, R.<br>529  | Benedetti, S. 529            | Boutoulle, F. 513           |
| Andergassen, L. 576             | Benz, S. 576                 | Boyer, J.-P. 514            |
| Andermann, K. 575               | Bergier, J.-F. 442           | Brandstätter, K. 575        |
| Andretta, S. 468                | Bériou, N. 451               | Bremer, K. 534              |
| Andrian-Werburg, I.<br>von 576  | Bernardinello, L. 482        | Brennecke, C. 434           |
| Anheim, E. 444                  | Bernasconi, M. 577           | Broc, D. 514                |
| Antonucci, M. 529               | Berns, J. J. 533             | Brunelli, G. 537            |
| Arbel, B. 585                   | Bertucci, R. 528             | Buscaino, A. 457            |
| Arnold, K. 466                  | Biagioli, I. 472             | Busto, A. 455               |
| Arnold, R. 586                  | Bianca, C. 529               | Butzer, G. 534              |
| Arnold, U. 455                  | Bianchi, R. 529              |                             |
| Ascheri, M. 457                 | Bielefeld, U. 473            | Campana, C. 482             |
| Assini, A. 458                  | Biezeveld, K. 438            | Canavero, A. 473            |
| Atzbach, R. 447                 | Blanco, L. 469               | Cantatore, F. 528           |
| Azzara, C. 596                  | Blans, B. 438                | Capata, A. 529              |
|                                 | Blasio, M. G. 529            | Caracciolo Aricò, A.<br>482 |
|                                 | Boas, A. 456                 | Cardini, F. 448             |
| Baán, I. 468                    | Bobková-Valentová, K.<br>438 | Caretta, A. 449             |
| Baldin, N. 482                  | Bocchia, E. 482              | Carocci, S. 443             |
| Banti, A. M. 558                | Bocchini Camaiani, B.<br>473 | Carosi, C. 457              |
| Bargigia, F. 449                | Bodar, A. 532                | Carraz, D. 514              |
| Baroutsos, P. 585               | Bollinger, S. 442            | Carrier, N. 515             |
| Bartolomei Romagnoli,<br>A. 602 | Bombi, B. 455                | Carrocci, M. C. 608         |
| Baumann, M. 443                 | Bonazza, M. 576              | Casasus, G. 474             |
| Beauchamp, A. 513               | Bonnaud, J.-L. 514           | Casciano, P. 529            |
| Becker, J. 612                  | Boone, M. 514                | Cassiani, C. 529            |
| Becking, B. 437                 | Borgman, E. 438              | Cavallaro, A. 529           |
|                                 |                              | Cerrato, R. 472             |

- Chatelion Cornet, P. 437  
 Chenard, G. 514  
 Chiabò, M. 528  
 Chiappetti, F. 472  
 Chiffolleau, J. 451  
 Ciampoltrini, G. 596  
 Cicalese, M. L. 472  
 Cipollone, G. 458  
 Cipollone, V. 596  
 Cirulli, B. 603  
 Claussen, D. 474  
 Claussen, P. C. 599  
 Clementi, S. 575  
 Coelho, M. F. 513  
 Cojannot, A. 549  
 Conti, D. 573  
 Corazzol, G. 585  
 Cosentino, P. 529  
 Costantini, V. 454  
 Coulet, N. 514  
 Courtenay, W. J. 457,  
     517  
 Cremascoli, G. 492  
 Crociani, R. 480  
 Crouzet Pavan, E. 443  
 Csukovits, E. 514  
  
 Dalarun, J. 494, 506  
 Dauser, R. 540  
 Davide, M. 585  
 De Angelis, S. 533  
 De Bujanda, J. M. 484  
 De Giorgi, F. 472  
 De Leo, P. 483  
 De Martino, M. 596  
 Deane, J. K. 502  
 Degl'Innocenti, A.  
     492  
 Degrassi, D. 444  
 Dejoux, M. 513  
  
 Del Bono, G. 469  
 Del Treppo, M. 460  
 Del Zanna, G. 472  
 Delle Donne, R. 459  
 Demandt, A. 434  
 Díaz Ibáñez, J. 444  
 Dieguez, A. M. 472  
 Disselkamp, M. 533  
 Dobler, R.-M. 604  
 Doležalová, E. 438  
 Donazzon, M. 482  
 Drendel, J. 444  
 Drossbach, G. 456  
 Duc, G. 443  
 Duchhardt, H. 434,  
     524  
 Duka, F. 454  
 Duval-Arnould, L.  
     598  
 Dyer, C. 444  
  
 Eccher, L. 576  
 Ehlers, J. 434  
 Engels, D. 611  
 Engl, R. 593  
 Ertl, T. 445, 485  
 Eryüzlü, H. 496  
 Esch, A. 434, 446, 602  
 Esposito, A. 457  
 Estepa Díez, C. 513  
 Ewert, U.-C. 445  
  
 Faber, E. 590  
 Fadiga, M. G. 523  
 Faini, E. 594  
 Falcucci, C. 529  
 Falluomini, C. 596  
 Farenga, P. 528  
 Faroqhi, S. 454  
 Feldkamp, M. 436  
  
 Ferrone, S. 529  
 Finocchi Ghersi, L. 529  
 Fiorani Piacentini, V.  
     529  
 Fioravanti, R. 483  
 Fiore, A. 444  
 Fleck, C. A. 518  
 Föllner, C. 447  
 Fonseca, C. D. 449, 608  
 Fortunati, M. 458  
 Foscari, F. 589  
 Fossati Ratieri, S. 460  
 Fouquet, G. 445, 576  
 Franceschi, F. 444  
 Francini, M. 597  
 François, E. 433  
 Frank, T. 457  
 Frenz, T. 475  
 Friedl, C. 612  
 Frison, C. 482  
 Fruscione, D. 597  
 Fuchs, F. 451, 464  
 Furió, A. 444  
 Furter, R. 442  
 Fusconi, G. M. 608  
  
 García-Oliver, F. 444  
 Gargano, M. 528  
 Gattoni, M. 527  
 Gauvard, C. 513  
 Geis, L. 611  
 Gentile, M. 460  
 Geruni, L. 448  
 Gibbs, R. 456  
 Gilomen, H.-J. 445f.  
 Ginipero, E. 472  
 Giordano, L. 450  
 Giordano, S. 467  
 Giovagnoli, A. 473  
 Giovè Marchioli, N. 577



- Globisch, C. 473  
 Goez, E. 487  
 Görich, K. 451  
 Götzmann, J. 530, 532  
 Graber, T. 479  
 Grafinger, C. M. 467  
 Granata, L. 577  
 Griffin, R. 474  
 Griggio, C. 588  
 Grillo, P. 444  
 Grözinger, K. E. 585  
 Grubb, J. S. 586  
 Guarino, R. 529  
 Guglielmotti, P. 460  
 Guida, M. 506  
  
 Haardt, M. de 437  
 Häberlein, M. 546  
 Haverkamp, A. 584  
 Hébert, M. 514  
 Heiser, I. 446  
 Heiss, H. 576  
 Heitmann, K. 554  
 Helmuth, J. 466  
 Henderson, D. R. 466  
 Herzig, H. E. 442  
 Höh, M. von der 593  
 Holz, K. 474  
 Horowitz, E. 585  
 Houben, H. 454  
 Hunyadi, Z. 455  
  
 Iannuzzi, I. 529  
 Iaria, S. 466  
 Intini, M. 455  
 Israel, U. 584  
 Ivetic, E. 454  
  
 Jacoby, D. 585  
 Jähnig, B. 455  
  
 James, H. 434  
 Jamme, A. 514  
 Janeković Römer, Z. 453  
 Jansen, P. 514  
 Jaroschka, W. 476  
 Jaspert, N. 451  
 Jaumann, H. 533  
 Johaneck, P. 575  
 Johrendt, J. 598  
 Joos, C. 575  
 Jütte, R. 584  
  
 Kern, E. 476  
 Khamissy, R. 456  
 Kilcher, A. B. 534  
 Kintzinger, M. 451  
 Klärner, A. 474  
 Klein, W. P. 533  
 Kleu, M. 611  
 Klieber, R. 467  
 Klingenstein, G. 590  
 Klipsch, M. 446  
 Kluger, M. 539  
 Knipping, F. 524  
 Knödler, J. 465  
 Kohler, A. 524  
 Koller, A. 467  
 Koniecz, T. 473  
 Kooi, A. van der 438  
 Körte, A.-M. 437  
 Kovačević-Kojić, D. 453  
 Kowalski, M. D. 520  
 Kreem, J. 455  
 Kurze, W. 440  
 Kuster, T. 561  
  
 Laliena Corbera, C. 444  
  
 Landau, P. 456  
 Lanfranchi Strina, B. 587  
 Languier, G. 463  
 Lavenia, V. 432  
 Leardini, M. 480  
 Lebigue, J.-B. 463  
 Levasseur, A. 514  
 Licciardello, P. 597  
 Licinio, R. 455  
 Liess, A. 476  
 Lippert, E. 612  
 Luciola, F. 529  
 Luppryan, K. E. 476  
  
 Mailloux, A. 514  
 Maire Vigueur, J.-C. 445, 595, 600  
 Maleczek, W. 451  
 Manfredi, A. 589  
 Manfredi, L. 559  
 Marchetti, P. 603  
 Marcolla, N. 482  
 Marin, F. 566  
 Marrocchi, M. 440, 597  
 Marsovszky, M. 473  
 Marti, H. 534  
 Märkl, C. 450  
 Massa, P. 458  
 Mattéoni, O. 514  
 Mattera, P. 568  
 Mayer, H. E. 504  
 Meier, M. 488  
 Menant, F. 444  
 Menozzi, D. 472  
 Mentzel-Reuters, A. 456  
 Merger, M. 443  
 Merlo, G. G. 472  
 Metzeltin, M. 454

- Meuthen, E. 466  
 Meyer, A. 446, 456  
 Mierau, H. J. 456  
 Miglio, M. 528  
 Milani, G. 444  
 Millet, H. 462  
 Minkenbergh, M. 474  
 Modigliani, A. 528  
 Moeglin, J.-M. 451  
 Molà, L. 582  
 Molinari, A. 444  
 Mondini, D. 599  
 Moneta, V. G. 478  
 Montanari, M. 450  
 Moppi, G. 529  
 Morelli, S. 444, 514  
 Morisi, A. 528  
 Möschter, A. 585  
 Mrkonjić, T. 467  
 Mueller, R. C. 583f.,  
 587  
 Müller, H. 442, 450  
 Munnik, R. 438  
  
 Nanetti, A. 509  
 Narbona Carceles, M.  
 463  
 Neumann, H.-P. 533  
 Niccoli, O. 529  
 Nicoli, S. 472  
 Nicolò, R. 528  
 Nonn, U. 491  
 Nuffelen, P. van 612  
  
 Oberkofler, G. 435  
 Oldfield, P. 608  
 Opll, F. 448, 499  
 Orlando, E. 454, 579  
 Ortalli, G. 453, 509  
 Oudart, H. 494  
  
 Palma, M. 480  
 Pantani, I. 529  
 Paolini, A. 577  
 Paolucci, G. 596  
 Paravicini Bagliani, A.  
 514  
 Pasciuta, B. 458  
 Patzold, S. 488  
 Paziienza, A. 596  
 Pécout, T. 513  
 Pellizzari, G. 579  
 Pennazzi Catalani, C.  
 458  
 Pennington, K. 456  
 Péquignot, S. 463,  
 468  
 Perrier, P. 463  
 Petracca, L. 610  
 Petralia, G. 444, 460  
 Petteruti Pellegrino, P.  
 529  
 Petti Balbi, G. 458  
 Pfeifer, G. 575  
 Piacentini, P. 529  
 Picasso, G. 603  
 Piergiovanni, V. 457  
 Piperno, F. 528  
 Platania, G. 466  
 Polleroß, F. 551  
 Polonio, V. 450  
 Ponsich, C. 463  
 Pontecorvi, A. 529  
 Poorthuis, M. 438  
 Pratesi, A. 611  
 Priesner, C. 533  
 Prigent, V. 612  
 Procaccioli, P. 528  
 Prospero, A. 432  
 Provero, L. 445  
 Pufelska, A. 473  
  
 Puig, C. 463  
 Puschner, U. 433  
  
 Rader, O. B. 503  
 Ramírez Vaquero, E.  
 513  
 Rao, R. 514  
 Rauch, S. 582  
 Rehberg, A. 604  
 Reinhard, W. 545  
 Reitemeier, A. 451  
 Rener, M. 447  
 Rhodio, G. 560  
 Richard, J. 504  
 Rigaudière, A. 514  
 Rinaldi, S. 529  
 Robert, J. 533  
 Roilo, C. 576  
 Romanato, G. 472  
 Rossi Vairo, G. 455  
 Rozzo, U. 588  
 Ruspio, F. 585  
  
 Sabaté, F. 464  
 Sagliocco, C. 564  
 Sala, R. 462  
 Samarati, L. 448  
 Sanfilippo, M. 466  
 Saracco Previdi, E.  
 597  
 Saresella, D. 471  
 Sartori, F. 589  
 Savarese, G. 529  
 Savy, P. 460  
 Scalia, G. 593  
 Scalon, C. 588  
 Scharf, R. 451  
 Schaub, M.-L. 468  
 Schiedt, H.-U. 442  
 Schieffer, R. 450

- Schildt, A. 474  
 Schlachta, A. von 576  
 Schlotheuber, E. 447  
 Schmeisser, M. 533  
 Schmidt, T. 456  
 Schmieder, F. 457  
 Schmitt, O. J. 451,  
 453  
 Schmitt, S. 575  
 Schneider, P. M. 612  
 Schneidmüller, B. 510  
 Schöpfer Pfaffen, M.-C.  
 442  
 Schuchard, C. 520  
 Scottà, A. 569  
 Scruzzi, D. 587  
 Scuro, R. 585  
 Sdzu, R. 533  
 Segre, R. 585  
 Selart, A. 455  
 Selzer, S. 445, 516  
 Senatore, F. 459  
 Senekovic, D. 599  
 Sensi, M. 603  
 Settia, A. 449  
 Severini, M. 562  
 Seyboth, R. 575  
 Sherr, R. 529  
 Siebers, W. 553  
 Silanos, P. 514  
 Silva, R. 592  
 Solari, L. 573  
 Spiegel, D. 606  
 Spineto, N. 472  
 Spremić, M. 453  
 Stampfer, U. 576  
 Stephan, J. 514  
 Sternhell, Z. 473  
 Stone, M. W. F. 532  
 Stow, K. 584  
 Strack, G. 521  
 Strasser, G. F. 533  
 Stübler, D. 556  
 Studt, B. 451  
 Tabacchi, S. 535  
 Tasini, G. 579  
 Tasser, R. 576  
 Tedeschi, J. 432  
 Tempesta, C. 603  
 Theisohn, P. 534  
 Thiessen, H. von 545  
 Thöndl, M. 572  
 Thorau, P. 512  
 Thumser, M. 508  
 To Figueras, L. 444  
 Toaff, A. 585  
 Toomaspoeg, K. 454  
 Totaro, G. 548  
 Traininger, A. 533  
 Trampus, A. 590  
 Troncon, P. 579  
 Tuzek, S. 508  
 Tusor, P. 466  
 Ubl, K. 517  
 Umland, A. 473  
 Varanini, G. M. 585  
 Ventura, P. 459  
 Venturini, V. 587  
 Verde, P. C. 529  
 Verrier Dubard, F.  
 529  
 Verweij, M. 531  
 Vian, G. 472  
 Villard, R. 525  
 Visceglia, M. A. 543  
 Vitale, G. 459  
 Vitolo, G. 458  
 Vogeler, G. 612  
 Völkel, M. 533  
 Vollmann, K. 465  
 Vones-Liebenstein, U.  
 456  
 Vrandečić, J. 454  
 Wagendorfer, M. 465  
 Wagner, T. G. 495  
 Waquet, J.-Cl. 468  
 Weiß, S. 450  
 Weiß, V. 473  
 Weissen, K. 445  
 Werz, M. 474  
 Wesche, J. 534  
 Wesche, M. 465  
 Windler, C. 468  
 Winner, M. 529  
 Wippermann, W. 474  
 Zambarbieri, A. 472  
 Zampieri, F. 582  
 Zey, C. 450  
 Zimmermann, H. 522  
 Zwierlein, C. 533